

Witold Pilecki

orell füssli



Freiwillig nach Auschwitz

Die geheimen Aufzeichnungen
des Häftlings Witold Pilecki

orell füssli



»Die Gewehrkolben der SS trafen nicht nur
unsere Köpfe, sondern auch... unsere
Vorstellungen von Recht und Ordnung
und aller Normalität ... All das endete.«

Witold Pilecki

www.ofv.ch

ISBN 978-3-280-05511-3



9 783280 055113



© Familie Pilecki

Witold Pilecki (13.05.1901-25.05.1948) war Kavallerieoffizier der polnischen Armee und einer der Gründer der polnischen Widerstandsbewegung gegen die deutsche Besetzung Polens während des Zweiten Weltkriegs. 1940 ins KZ Auschwitz gebracht, konnte er 1943 dem Lager entkommen und schloss sich erneut der polnischen Untergrundarmee an. Unter dem kommunistischen Regime in Polen wurde er 1947 verhaftet und 1948 als »westlicher Spion« und Verräter verurteilt und hingerichtet. Seine Aufzeichnungen aus Auschwitz wurden mehr als 50 Jahre unterdrückt.

Pileckis Grabstätte gilt bis heute als unbekannt. Erst 1990 wurde Pilecki offiziell rehabilitiert, 2009 verlieh ihm die Stadt Warschau posthum die Ehrenbürgerwürde. 2012 wurde die englischsprachige Ausgabe seiner Aufzeichnungen (»The Auschwitz Volunteer: Beyond Bravery«) in den USA mit dem renommierten »Prose Award for Biography & Autobiography« ausgezeichnet.

Witold Pilecki ist der einzige Mensch, von dem bekannt ist, dass er seine Einlieferung in das KZ Auschwitz willentlich herbeigeführt hat, indem er sich 1940 bei einer Razzia in Warschau absichtlich festnehmen ließ. Sein Ziel: Kenntnisse über das Konzentrationslager nach draußen zu schmuggeln und im Lager eine Widerstandsorganisation unter den Gefangenen aufzubauen. Nach drei Jahren unter schwierigsten Lebensbedingungen gelang Pilecki im April 1943 schließlich die Flucht. Seine geheimen Berichte gehörten zu den ersten Informationen, die die Alliierten aus dem Lager und über die dortigen Gräueltaten erhielten. Doch deren Skepsis überwog, sie lehn-ten eine gewaltsame Befreiung des Lagers ab.

Pileckis Aufzeichnungen liegen nun erstmals auch in deutscher Sprache vor.

*Das Spiel, das ich jetzt in Auschwitz spielte, war gefährlich.
Dieser Satz gibt die Wirklichkeit aber eigentlich nicht wieder: Ich war
weit darüber hinausgegangen, was Menschen in der wirklichen Welt
für gefährlich halten würden...*

Rittmeister Witold Pilecki

Witold Pilecki

Freiwillig nach Auschwitz

Die geheimen Aufzeichnungen des Häftlings Witold Pilecki

Aus dem Englischen von Dagmar Mallett

orell füssli Verlag

5. Auflage 2014

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel «The Auschwitz Volunteer: Beyond Bravery» bei Aquila Polonica (U.S.) Ltd.

Copyrights © 2012 Jaroslaw Garlinski and Aquila Polonica (U.S.) Ltd. German translation was based on the English édition, which was translated by Jarek Garlinski and published by Aquila Polonica (U.S.) Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2013 Orell Füssli Verlag AG, Zürich

www.ofv.ch

Rechte vorbehalten

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Dadurch begründete Rechte, insbesondere der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf andern Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Vervielfältigungen des Werkes oder von Teilen des Werkes sind auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie sind grundsätzlich vergütungspflichtig.

Übersetzerin: Dagmar Mallett

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Druck: fgb • freiburger graphische betriebe, Freiburg

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

ISBN 978-3-280-05511-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Einleitung | 7 |
| Vorbemerkung des Übersetzers der US-amerikanischen Ausgabe | 11 |
| Historischer Hintergrund. Rittmeister Witold Pilecki: Der Bericht, der Auftrag, der Mensch | 15 |
| Rittmeister Witold Pileckis Begleitschreiben an Generalmajor Tadeusz Pelcnyhski | 33 |
| Rittmeister Witold Pilecki: Bericht aus Auschwitz (1945) | 35 |
| Sommer 1945 | 255 |

Einleitung

Falsche Vorstellungen über den Zweiten Weltkrieg in Europa scheint es in unbegrenzter Zahl zu geben; jeder, selbst die erfahrensten Fachleute, kann immer noch etwas dazulernen und sein Verständnis vertiefen. Ein grundlegender Irrtum betrifft zum Beispiel den moralischen Rahmen des Krieges: Viele Menschen im Westen stellen sich den Krieg so vor, als habe es damals nur ein böses Regime in Europa gegeben, das «Dritte Reich» Adolf Hitlers, dem eine Koalition demokratischer Alliierten gegenübergestanden habe, die für Freiheit, Recht und Gerechtigkeit kämpfte. In Wirklichkeit muss man die grösste der kriegführenden Parteien, die Sowjetunion unter Josef Stalin, trotz ihrer Unterschiede zum Naziregime unbedingt mit in die Kategorie krimineller, völkermordender Regime einordnen. Stalin begann den Krieg im September 1939 als Hitlers Komplize und unternahm nichts, um seinen eigenen verbrecherischen Praktiken Einhalt zu gebieten, nachdem die Sowjetunion im Juni 1941 von Deutschland überfallen worden war. Sämtliche Staaten, die wie Polen zwischen Deutschland und der Sowjetunion lagen, spürten die Peitsche beider Nachbarn und wurden am Kriegsende keineswegs wirklich befreit. Wie Hauptmann Pilecki¹ sehr gut wusste, war die einzig moralisch gerechtfertigte Haltung die der Ablehnung sowohl des Nationalsozialismus wie des Stalinismus.

Eine weitere verbreitete Falschannahme betrifft die Geissel der Konzentrationslager. Im Westen herrscht noch vielfach die Vorstellung, dass die Nazis ein Monopol auf Konzentrationslager gehabt hätten; und oft wird nicht zwischen einfachen Konzentrationslagern wie Dachau und Majdanek und den Vernichtungslagern wie Treblinka unterschieden. Nur wenigen ist bewusst, dass die sowjetischen ‚Befreier von Auschwitz‘ selbst ein umfangreiches Netz von Konzentrationslagern betrieben. Die russische Abkürzung Gulag steht für «Staatliche Verwaltung der Konzentrationslager». Alles deutet daraufhin,

1 Der Name Witold Pilecki spricht sich wie «Wietold Pilecki», mit Betonung jeweils auf der zweitletzten Silbe.

dass die sowjetische Unterdrückungsmaschinerie mehr Opfer forderte als die der Nazis.

Pileckis dritter Auschwitzbericht entstand 1945 zu einer Zeit, als der Kampf gegen die Nazi-Tyrannei beendet war, der gegen die sowjetische Tyrannei jedoch gerade begann. Er ist eine deutliche Mahnung an die doppelte Bedrohung, der sich Europa Mitte des 20. Jahrhunderts gegenüber sah.

Mir selbst wurde Pileckis Grösse erst mit meinen Recherchen zum Warschauer Aufstand von 1944 vollständig bewusst, klier fand sich ein Mann, der praktisch im Alleingang zwei Wochen lang die deutschen Panzer auf einer der grossen Warschauer Durchfahrtsstrassen aufgehalten hatte; unter dem Pseudonym ‚Roman‘ verschwand er anschliessend im Untergrund und setzte seinen Kampf fort, bis der Aufstand zwei Monate später endgültig scheiterte. Da erst wurde mir klar, dass dies derselbe heldenhafte Mensch sein musste, der sich vier Jahre zuvor absichtlich von der SS verhaften und nach Auschwitz einliefern lassen hatte. Seinen ersten Auschwitzbericht schrieb er 1943, nachdem er fliehen konnte. Dieser, mir bereits bekannte Bericht, war der erste von mehreren Versuchen, die Aussenwelt darüber in Kenntnis zu setzen, was dort wirklich geschah. Pilecki war polnischer Offizier und Katholik und sah seinen Kampf gegen die Unterdrückung seines Landes als patriotische und religiöse Pflicht. Wenn es je einen Helden auf alliierter Seite gegeben hat, der es verdient hat, dass man seiner gedenkt und ihn feiert, dann ist hier einer, dem nur wenige gleichkommen.

Aber Pileckis erstaunliche Laufbahn war mit Kriegsende noch nicht vorüber. Er starb durch einen Justizmord, begangen von einem kommunistischen Regime, das als Stalins Handlanger alle nicht kommunistischen Widerständler als Verräter und Nazi-Sympathisanten verfolgte. Pileckis Name steht für das tragische Schicksal von Millionen, die im Westen vergessen sind. Erst wenn man das wahre Grauen seines Schicksals erfasst, versteht man, worum es im Zweiten Weltkrieg in Europa wirklich ging.

Norman Davies, FBA
Oxford, Grossbritannien
Februar 2012



Witold Pilecki – 1922.

© Besitz der Familie Pilecki



Witold Pilecki in den 1930er Jahren.

© Besitz der Familie Pilecki

Vorbemerkung des Übersetzers der US-amerikanischen Ausgabe

Die Übersetzung ins US-amerikanische Englisch (die wiederum die Grundlage für die mit diesem Buch vorliegende Übersetzung ins Deutsche ist [Anmerkung d. Verlags]), beruht auf dem Originaltyposkript von Rittmeister Witold Pileckis Bericht von 1945 aus dem Archiv des *Polish Underground Movement Study Trust* in London.

Dieser Bericht war der dritte und umfangreichste, den Pilecki über seine Haft in Auschwitz verfasste. Im Juni 1943, kurz nach seiner Flucht aus dem Lager, schrieb Pilecki während seines Aufenthalts bei der Familie Serafiriski in Nowy Wisnicz einen elfeinhalbseitigen ersten Bericht. Einige Monate später, im Herbst 1943 in Warschau, verfasste er eine erweiterte Version, den sogenannten *Raport W*, und den vollständigen, hier wiedergegebenen Bericht schliesslich im Sommer 1945 in Italien, wo er mit dem Polnischen II. Korps unter britischem Kommando stationiert war. Dieser Bericht sollte, wie Pileckis Begleitbrief an Generalmajor Pelczynski deutlich macht, hauptsächlich militärischen Zwecken dienen.

Sowohl im *Raport W* wie auch in der Version von 1945, im Bericht vom Juni 1943 allerdings nur gelegentlich, ersetzt Pilecki die meisten Personennamen, ob von Lagerinsassen oder anderen, sowie zahlreiche Ortsnamen durch Zahlen- und Buchstabencodes. Das sollte die Betroffenen und ihre Familien schützen und war auch nach Kriegsende 1945 noch durchaus wichtig. Pileckis Schlüssel zu den Berichten vom Juni 1943 und Sommer 1945 sind nie gefunden worden. Mühevoll historische Recherchen, unter anderem auch durch meinen verstorbenen Vater Jozef Garliriski und durch Adam Cyra vom Museum Auschwitz-Birkenau, führten schliesslich zur Entschlüsselung des 1945er Codes, was die Identifikation der meisten Erwähnten ermöglichte.

Im Frühling 1991, nach Abschluss des grössten Teils dieser Detektivarbeit, tauchte dann in einem Warschauer Archiv ein fast vollständiger Schlüssel zu den Namenscodes (über 200 von insgesamt 235) im *Raport W* vom Herbst 1943 auf.

Das Dokument wurde gemeinsam mit anderen Papieren seines Vaters, die bei seiner Verhaftung 1947 beschlagnahmt worden waren, Pileckis Sohn Andrzej ausgehändigt. Die Ziffern in diesem Schlüssel sind allerdings andere als die im Bericht von 1945; so taucht zum Beispiel Oberst Wladyslaw Surmacki im Bericht von 1945 als Nr. 1 auf, im *Raport Waber* als Nr. 8; und Oberst Juliusz Gilewicz ist 1945 Nr. 121, im *Raport Waber* Nr. 72.

Auch faktisch bestehen einige Diskrepanzen zwischen den drei Berichten, auf deren hauptsächliche ich in Fussnoten zum Text hingewiesen habe. Für die Identifikation der Namen habe ich mich auf Adam Cyras wertvolles Werk *Ochotnik do Auschwitz: Witold Pilecki (1901-1948)* (Oświęcim: Chrześcijańskie Stowarzyszenie Rodzin Oświęcimskich, 2000) gestützt, das die aktuellste Quelle darstellt; die Namen habe ich im Text jeweils in eckigen Klammern beigefügt.

Ich habe mich entschlossen, in der vorliegenden Übersetzung Pileckis etwas abgehackten und holprigen Stil und seinen häufigen Gebrauch von Klammern und Anführungszeichen beizubehalten. Ich wollte das Original so getreu wie möglich wiedergeben, und habe daher Pileckis umgangssprachliche Ausdrücke und die Inkonsistenzen, die ihm unterlaufen sind, übernommen. Man muss bedenken, dass der Bericht in grosser Eile abgefasst wurde. Allerdings habe ich mir dann und wann die Freiheit genommen, einen Absatz oder Abschnitt zusätzlich einzuführen, wo ein radikaler Themenwechsel es erforderlich machte.

Mitunter trägt Pilecki sein Gedächtnis; ich habe mir die Freiheit genommen, darauf in Fussnoten hinzuweisen. Ausserdem habe ich da und dort die Schreibung eines deutschen Wortes berichtigt. Seinen Gebrauch deutschen Vokabulars oder der Lagersprache habe ich fast immer übernommen und, wo nötig, Übersetzungen hinzugefügt. Ein Wort zu den Ortsnamen. Das Polnische ist für seine Zungenbrecher bekannt, wie etwa Brzeszcze, Brzezinka, Oświęcim oder Wisnicz. Wenn gebräuchliche deutschsprachige Fassungen existieren, habe ich mich ihrer bedient, etwa bei Birkenau, Minsk, Weichsel oder Warschau. Nach demselben Prinzip, nach dem man den Bois de Boulogne auch nicht mit «Boulogner Wald» übersetzt, habe ich die Strassennamen beibehalten, allerdings das polnische «Ulica» jeweils durch «Strasse» ersetzt.

Mein verstorbener Vater Jozef Garlinski, der selbst als Häftling Nr. 121421 im Jahr 1943 einige Monate in Auschwitz inhaftiert war, und zwar in der Strafkompagnie, war es, der in seinem grundlegenden Buch *Oświęcim Walczqzy* (1974) als erster Witold Pilecki wieder der Welt ins Gedächtnis rief. Auf Englisch erschien

es ein Jahr später unter dem Titel *Fighting Auschwitz*. Es war das erste Werk eines ernsthaften Historikers zum Lagerwiderstand in Auschwitz und enthielt bereits viel Detektivarbeit beim Knacken von Pileckis Namenscodes. Daher verdanke ich ihm viel.

Zum Abschluss möchte ich gerne Dr. Krzysztof Stolariski vom *Polish Underground Movement Study Trust* in London dafür danken, dass er den Text des Berichts zur Verfügung gestellt und alle meine Fragen dazu geduldig beantwortet hat. Auch Dr. Adam Cyra vom Museum Auschwitz-Birkenau hat grosse Geduld mit meinen Fragen gezeigt. Schliesslich möchte ich auch meinen Lektoren beim Verlag *Aquila Polonica*, Terry Tegnazian und Stefan Mucha, für ihre hilfreichen Vorschläge und ihre Aufmerksamkeit bei der Korrektur danken.

Jarek Garlinski

Texas, Februar 2012



Witold Pilecki mit seiner Frau Maria 1944 in Legionowo.

© Besitz der Familie Pilecki

Historischer Hintergrund

Rittmeister Witold Pilecki: Der Bericht, der Auftrag, der Mensch

Der Bericht

Witold Pileckis Bericht von 1945 ist ein wirkungsvolles Dokument, und zwar nicht wegen seines Prosarhythmus oder der Bildsprache. Er war nicht als literarisches Werk gedacht, sondern wurde von Pilecki während der zweiten Jahreshälfte 1945 in Italien als Bericht an seine militärischen Vorgesetzten verfasst, wie Pileckis Begleitschreiben an Generalmajor Pelczyński verdeutlicht. Kennzeichnend für Pileckis Stil sind kurze Sätze und Absätze, und er gibt offen zu, dass er ihn noch überarbeitet hätte, wenn er mehr Zeit gehabt hätte. Wirkungsvoll ist dieses Dokument wegen seiner Unmittelbarkeit und wegen des Lichts, das es auf die barbarisch pervertierte Welt des Lagers Auschwitz wirft, wie es nur aus unmittelbarem eigenem Erleben möglich war.

Pilecki war kein Soziologe, der Auschwitz theoretisch einordnen und verarbeiten wollte, und er interpretierte seine Erlebnisse dort auch nicht übermässig intellektuell. Er war ein ehrlicher, wohl eher argloser Mensch, der keine politische oder ideologische Fahne schwang, sondern einfach seinem Land und seinem katholischen Glauben treu war. Er folgte dem Motto «Bog, honor, ojczyzna» («Gott, Ehre, Vaterland») und schrieb nieder, was er persönlich gesehen und gefühlt hatte, wobei er gelegentlich auch philosophische und selbstreflexive Gedanken einflocht.

Er war ausserdem auf jeden Fall ein aussergewöhnlicher Mensch. Mit grosser körperlicher Widerstandskraft und unbeugsamem Mut ausgestattet, zeigte er unter entsetzlichen Umständen nicht nur eine bemerkenswerte Geistesgegenwart und Vernunft, sondern enthielt sich auch jeglichen Selbstmitleids. Während die meisten Insassen von Auschwitz, die nicht zur sofortigen Ermordung selektiert wurden, gerade eben überleben konnten, besass er noch genug Reser-

ven an Stärke und Entschlossenheit, um anderen zu helfen und im Lager eine Untergrund-Widerstandsgruppe aufzubauen. Dazu schaffte er es auch noch, stets überlegt vorzugehen und auch daran zu denken, was er tun musste, um selbst zu überleben, was oft bedeutete, seinen Instinkten zuwiderzuhandeln und zum Beispiel auch etwas Essen für den nächsten Tag aufzuheben – unter diesen Umständen war es ein Akt geradezu übermenschlicher Überwindung. Er hatte allerdings auch immer wieder Glück und fand sogar Zeit für eine Art Galgenhumor, etwa wenn er bemerkt, dass die inneren und äusseren Ziffernpaare seiner Häftlingsnummer zufällig beide 13 ergaben.

Er behauptet, ziemlich schnell zu einer fast spirituellen Gelassenheit gefunden zu haben. Er war «glücklich» angesichts der Solidarität, die angesichts der grausamen Haftbedingungen im Lager unter den Polen entstand: «Dann spürte ich einen einzigen Gedanken, der diese Schulter an Schulter aufgestellten Polen durchlief. Ich spürte, dass wir alle endlich von derselben Wut vereinigt waren, in einem Durst nach Rache. Ich spürte, dass ich hier die perfekte Umgebung für meine Arbeit finden würde, und empfand tatsächlich so etwas wie Freude ...» Es gibt sogar eine Andeutung des mystischen, auf Solschenizyn zurückgehenden Glaubens, dass nur Überlebende eines Arbeitslagers den wahren Sinn des Lebens verstehen. Er schreibt: «Wir wurden mit einer scharfen Klinge bearbeitet. Sie schnitt schmerzhaft in unsere Körper, aber in unserer Seele fand sie Felder zum Pflügen ...», und weiter: «Ein Mann wurde als das gesehen und galt als das, was er wirklich war...»

Der Bericht ist auch deshalb so eindrucksvoll, weil er einen Aspekt von Auschwitz herausstellt, der ausserhalb Polens den Überlebenden wie auch den Historikern, die sich mit der Geschichte der Konzentrationslager befassen, wenig bekannt ist. Die meisten Menschen kennen Auschwitz im deutsch besetzten Polen als Teil des Holocaust und wissen um das Grauen der Gaskammern und das unaussprechliche Verbrechen, Menschen zu vergasen; aber nur wenige wissen, dass in der Anfangsphase des Lagers die meisten Insassen christliche Polen waren, von denen viele ermordet oder durch Überarbeitung in den Erschöpfungstod getrieben wurden. Auschwitz wurde 1940 ursprünglich als Lager für polnische politische Häftlinge angelegt und erst später in ein Todeslager für die Juden Europas umgewandelt. Wie viele Westeuropäer ausserhalb akademischer Kreise wissen ausserdem schon, dass auch sowjetische Kriegsgefangene dorthin geschickt wurden, um ermordet zu



Witold Pilecki als Häftling Nr 4859 in Auschwitz.

© Besitz der Familie Pilecki

werden?² Der Bericht beschreibt, mitunter in beklemmenden Einzelheiten, die ständige und mitunter fast nebenbei ausgeübte Brutalität ohne jegliche moralischen Grenzen. Er zeigt, wie tief menschliche Wesen sinken können, wenn es keine moralischen Regeln mehr gibt.

Gleichzeitig ist der Bericht aber auch ein Leuchtturm der Hoffnung, denn er demonstriert, dass sich selbst inmitten solcher Grausamkeit und Verkommenheit Menschen fanden, die an den grundlegenden Tugenden der Ehrlichkeit, des Mitgefühls und des Muts festhielten. Pilecki beschreibt Männer, die die Kraft aufbringen, sich über die Umstände zu erheben, auch ihr eigenes Leben retten wollen, aber nicht auf Kosten anderer Menschen. So schreibt er: «Wir entwickelten ... einen grossen Respekt vor der seltsamen menschlichen Natur, deren Stärke darin bestand, dass sie eine Seele hatte und in sich offenbar etwas Unsterbliches enthielt.» Pilecki war zwar ein gläubiger Christ, aber sein Bericht ist kein Zeugnis spezifisch christlicher Wertvorstellungen, sondern eine Mahnung an die universellen menschlichen Werte, die allen Religionen gemeinsam sind.

Aber er drückt auch seine Wut über eine Welt aus, die so tief sinken konnte: «Wir sind vom Weg abgekommen, meine Freunde, und zwar weit. Noch schlimmer ist, dass es keine Worte gibt, um das zu beschreiben... Ich würde gerne sagen, dass wir zu Tieren geworden sind ... Aber nein, um wie vieles schlimmer als Tiere sind wir!» Er fragt sich, welche Welt real ist: die pervertierte des Lagers oder die gleichgültige und oberflächliche der Aussenwelt?

Trotz seines christlichen Glaubens lässt Pilecki keinen Zweifel daran, dass man Feuer mit Feuer bekämpfen muss. Besonders grausame Kapos (Funktionshäftlinge zur Beaufsichtigung ihrer Mitinsassen), SS-Leute und Denunzianten wurden von den Insassen gnadenlos getötet, oft, während sie im Lazarett lagen. Obwohl Pilecki das nicht erwähnt, hatte seine Untergrundorganisation, die ZOW (Związek Organizacji Wojskowych – Vereinigung militärischer Organisationen)³ sogar eine Art Geheimgericht installiert.⁴ Es war ein brutaler Überlebenskampf, in dem die Zaghaften, Selbstsüchtigen und Weichen keine Chance hatten.

2 An der Ostfront wurde die Genfer Konvention, anders als im Westen, kaum beachtet. Die UdSSR war ihr ohnehin nie beigetreten.

3 Mitunter auch Związek Organizacji Wojskowej («Vereinigung militärischer Organisation») aufgelöst, was nicht sinnvoll klingt.

4 Viele Fälle wurden von juristisch ausgebildeten Insassen begutachtet, um wenigstens ansatzweise rechtsstaatlich vorzugehen.

Die herausragendste Episode ist wahrscheinlich die von der Erschiessung von ungefähr 200 polnischen jungen Männer, die bewusst und ohne Wachsoldaten in den Tod marschierten, weil sie wussten, dass jeder Versuch ihrerseits, sich zu wehren, brutale Vergeltungsmassnahmen gegen ihre Familien zur Folge gehabt hätte. Pilecki fügt allerdings hinzu, dass seine Organisation sich offen auf ihre Seite gestellt hätte, wenn diese Männer sich zum Aufstand entschlossen hätten.

Pileckis Leistung war enorm. Er gründete nicht nur eine Organisation, die den Insassen dabei half, die Lagerhaft zu überleben, sondern bewerkstelligte auch eine Annäherung zwischen den polnischen politischen Parteien, die im Lager vertreten waren – was angesichts der Spannungen und Animositäten im Vorkriegspolen nicht einfach war. Grimmig notiert er: «Man musste den Polen also täglich einen Berg polnischer Leichen zeigen, damit sie sich miteinander ausöhnten ...» Angesichts seines niedrigen militärischen Rangs und seiner fehlenden politischen Erfahrung stellte dies einen beträchtlichen Erfolg dar und bezeugte seinen aussergewöhnlichen Charakter.

Seine Organisation liess der polnischen Exilregierung in London darüber hinaus mittels der Polnischen Heimatarmee (die Armia Krajowa, AK) mehrere Berichte über die Bedingungen im Lager zukommen, darunter auch die ersten Beschreibungen der Massen Vergasung von Juden. Es zeigt, wie grenzenlos die Missachtung aller Menschlichkeit und Moral durch die Nazis war, dass selbst Männer wie Pilecki, die als Augenzeugen schrecklicher Dinge unmittelbar vor Ort waren, die Ungeheuerlichkeit und den Umfang des Verbrechens, das später als Holocaust bekannt werden sollte, anfangs nicht erfassen konnten. Das macht es vielleicht weniger unbegreiflich, dass die Aussenwelt so träge darauf reagierte.

Doch Pileckis Bericht endet mit Frustration, gar mit Wut. Es empörte ihn als denjenigen – dessen muss man sich bewusst sein –, der freiwillig nach Auschwitz gegangen war, dass die Leitung der Heimatarmee wie auch die Alliierten nicht willens war, die Organisation, die er dort aufgebaut hatte, für einen militärischen Angriff auf Auschwitz auszunutzen: «Sollte es eine Luftlandeoperation oder einen Waffenabwurf geben ... Weder wir noch unsere Alliierten planten so etwas – oder dachten auch nur daran –, also taten es unsere Feinde.» Es kam ihm sogar so vor, als seien sie gleichgültig gegenüber dem Leid im Lager, und er schreibt vom «anhaltenden, unwissenden Schweigen» der Aussenwelt.

Man findet auch mehr als einen bitteren Kommentar über Mitkämpfer, die den Krieg unter weit weniger schwierigen Umständen verbrachten: «So gingen also hier [in Auschwitz] anständige Menschen in den Tod und gaben ihr Leben,

damit in der Aussenwelt niemand verraten wurde, während weit schwächere Menschen, als wir es waren, uns lässig als Skelette bezeichneten.» Er schreibt, wie er mit Verachtung auf die Menschen in der Aussenwelt regierte, nachdem er entkommen war: «Manchmal war es mir, als wanderte ich durch ein grosses Haus und öffnete plötzlich die Tür zu einem Zimmer, in dem Kinder spielten: ‚Ach, wie schön sie spielen, die Kinder...‘«Oder: «Die Grenze zwischen Ehrenhaftigkeit und allgemeiner Ehrlosigkeit war sorgfältig verwischt worden.»

Der Auftrag

Pileckis Organisation hatte drei Hauptziele: durch die Verbreitung von Nachrichten aus der Aussenwelt an ihre Mitglieder die Kampfmoral zu stärken, Berichte über die Bedingungen im Lager nach draussen zu tragen sowie sich auf einen bewaffneten Aufstand vorzubereiten. Kurzfristig sollte sie hauptsächlich den Insassen bei der Bewältigung der grausamen Haftbedingungen beistehen. Durch wohlplatzierte Kontakteleute erhielten ihre Mitglieder Arbeit in Arbeitskommandos, die vergleichsweise komfortabel in geheizten Räumen arbeiteten; sie liess Kranke ins Lazarett bringen und beschaffte («organisierte», wie es in der Lagersprache hiess) ihnen zusätzliche Lebensmittel und Kleidungsstücke. Pilecki behauptet, dass seine Organisation bis 1942 alle Arbeitskommandos bis auf eins infiltriert (er schreibt «übernommen») habe.

Wie entschlossene politische Häftlinge⁵ mit der Zeit im gesamten System der Konzentrationslager die Positionen der Funktionshäftlinge von den deutschen kriminellen Häftlingen, die sie ursprünglich innehatten, an sich bringen konnten, ist in der Tat eine ausserordentliche Geschichte, kommt aber in Pileckis Bericht nicht vor. Mit Fortschreiten des Kriegs sahen die deutschen Behörden allmählich, dass politische Gefangene die komplexen Verwaltungsangelegenheiten eines riesigen Lagers wie Auschwitz weit besser handhaben konnten als die Kriminellen, die anfangs damit betraut waren. Selbst zu Pileckis Haftzeit im Lager verbesserten sich die Haftbedingungen, wie er erwähnt, wenigstens leicht, und zwar aus mehreren Gründen, von denen einer der wichtigsten die Verdrängung deutscher Strafgefangener von den wichtigen Posten war.

Langfristig sollte die Organisation jedoch Männer rekrutieren und organisieren, die, wenn die richtigen Umstände zusammenkamen, einen Aufstand durch-

5 Oft Kommunisten, die bei Weitem grösste und bestorganisierte Gruppe in den Lagern.

führen und das Lager übernehmen sollten. Das würde zum Beispiel notwendig werden, wenn die SS Anstalten machen sollte, alle Insassen zu liquidieren. Es gab eine solche Einsatzgruppe, und Pilecki sagt auch, dass sie in der Lage gewesen sei, das Lager zu übernehmen («seit einigen Monaten standen wir praktisch täglich bereit, das Lager zu übernehmen»), aber sie erhielt nie die notwendige Hilfe von aussen, ohne die der Aufstand kaum Aussicht auf Erfolg hatte.

Pilecki dachte an eine Operation zu Lande, eventuell mit Luftunterstützung durch die polnische Fallschirmjägerbrigade aus England und mit einem Abwurf von Waffen in das Lager – beides damals angesichts der Lage von Auschwitz eher unrealistisch. Pilecki war sich allerdings der möglichen Folgen für die Zivilbevölkerung ausserhalb des Lagers nur zu bewusst, wenn er den Aufstand voreilig auslöste, und wollte als echter Soldat natürlich eine so schwerwiegende Entscheidung auch nicht ohne Befehl treffen.

Die polnische Heimatarmee hatte in der Tat Pläne für einen Angriff auf das Lager, verfügte aber nie über die nötige Stärke dazu. Nach ihren eigenen Berechnungen hätte sie die mehrere Tausend Mann starke⁶ SS-Garnison des Lagers kaum lang genug in Schach halten können, um 200 bis 300 Insassen die Flucht zu ermöglichen. Die verbleibenden Häftlinge, möglicherweise bis zu 100'000, wären dann auf sich selbst gestellt und ein blutiges Massaker damit unvermeidlich gewesen. Ausserdem war es sehr wahrscheinlich, dass die Deutschen sich anschliessend an der polnischen Zivilbevölkerung aus der Umgebung blutig rächen würden. Nichtsdestotrotz war die Heimatarmee sehr beunruhigt angesichts der Vorstellung, dass die Deutschen beim Anrücken der sowjetischen Armee sämtliche verbleibenden Auschwitz-Häftlinge ermorden könnten. Im Sommer 1944 erkundete Leutnant Stefan Jasieriski, ein polnischer Agent der britischen SOE⁷ (im Poln. als *cichociemni* bezeichnet), das Gebiet um das Lager, wurde aber im September enttarnt und selbst dort inhaftiert. Sein weiteres Schicksal ist unklar, aber es heisst, er habe Auschwitz überlebt. Weder ein alliierter Angriff auf das Lager noch ein finales Massaker an seinen Insassen durch die SS haben je stattgefunden.

6 Noch im August 1944 waren 3250 SS-Männer in Auschwitz stationiert, und die Deutschen hatten noch Reservetruppen zur Verfügung, während die Heimatarmee höchstens einige Hundert Bewaffnete hätte aufstellen können.

7 Special Operations Executive, britische Spezialeinheit, die hinter den feindlichen deutschen Linien militärische Aktionen durchführte. [Anm. d. Übersetzerin]



Witold Pilecki 1923 in Vilnius.



*Witold Pilecki in
den 1920er Jahren.*



Gut Sukurcze, der Familiensitz der Pileckis.



*Witold Pileckis mit Jugendlichen des Bezirks Lida bei einer Versammlung in Warschau in
den 1930er-Jahren. Alle Fotografien auf dieser Seite: © Besitz der Familie Pilecki.*



Witold Pilecki 1934 mit seiner Frau und den Kindern Zona und Andrzej.



Witold Pilecki fuhr eine Kavallerieparade in Lida an.



Witold Pilecki mit seiner Frau Maria und Sohn Andrzej 1932 oder 1933 in Ostrów Mazowiecka.



Leutnant Witold Pilecki (links am Tisch) mit Major Jan Włodarkiewicz, dem Oberkommandierenden der Tajna Armia Polska (TAP, Polnische Geheimarmee).

*Alle Fotografien auf dieser Seite:
© Besitz der Familie Pilecki.*

Der Mensch

Witold Pilecki wurde am 13. Mai 1901 (30. April 1901 julianischer Kalenderrechnung⁸) in eine Familie polnischer Patrioten hineingeboren. Sein Geburtsort war Olonets, eine Kleinstadt in Karelien an der finnischen Grenze innerhalb des Russischen Reichs. Polen war Ende des 18. Jahrhunderts zwischen Russland, Preussen und Österreich aufgeteilt worden. Pilecki erhielt seine Schulbildung in Vilnius und Orjol und gewöhnte sich schon früh an die Arbeit in polnischen Geheimorganisationen, die von den Russen verboten worden waren, darunter auch die polnischen Pfadfinder. Im Krieg zwischen der Roten Armee und den polnischen Streitkräften von 1919 bis 1920 kämpfte er gegen die bolschewistischen Kräfte.

Als er 1921 aus Geldmangel sein Kunststudium an der Stefan-Batory-Universität in Vilnius, das jetzt als Wilno zum unabhängig gewordenen Polen gehörte, aufgeben musste, schloss er sich der Vereinigung für Nationale Sicherheit (Zwi[^]zek Bezpieczenstwa Kraju) an, einer halbfreiwilligen Organisation, in der er einige Jahre diente. Er hatte viele Talente, schrieb Gedichte, malte und spielte Gitarre. 1926 wechselte er zum 26. Ulanenregiment und wurde zum Kavallerieleutnant der Reserve befördert. Diesen Rang behielt er, bis er im November 1941 während seiner Haft in Auschwitz zum Oberleutnant befördert wurde. (Das war eine Abweichung von der eigentlichen Praxis der Heimatarmee, keine Soldaten zu befördern, die sich in Lagerhaft befanden.) Seine letzte Beförderung, die zum Rittmeister, erfolgte im Februar 1944.

In den 1920er-Jahren übernahm er die Leitung des kleinen Familienguts, das im heutigen Weissrussland lag, und heiratete 1931 die von dort stammende Lehrerin Maria Ostrowska.⁹ Sie hatten zwei Kinder. Er fühlte sich sehr zum Militär hingezogen und stellte eine freiwillige Kavallerieeinheit auf, die schliesslich in die reguläre Truppe aufgenommen wurde; und es heisst, dass er in den 1930er-Jahren für den militärischen Geheimdienst gearbeitet habe.

Wie viele Polen seiner Generation war er tief patriotisch und katholisch gesinnt und scheint viele der Ansichten Marschall Pilsudskis geteilt zu haben, der

⁸ Nach dem im vorrevolutionären Russischen Reich noch gebräuchlichen julianischen Kalender, der gegenüber dem im Westen eingeführten gregorianischen Kalender um 13 Tage zurücklag. Sowjetrussland übernahm den gregorianischen Kalender 1918, als auf den 31. Januar unmittelbar der 14. Februar folgte.

⁹ Sie starb 2002 im Alter von 96 Jahren.

grauen Eminenz Polens bis zu seinem Tod 1935. Pilecki war nie ein politischer Mensch, aber in ihm spiegelt sich doch teilweise Pilsudskis Enttäuschung über die Politiker und die ziemlich chaotische Politik im Polen der Zwischenkriegszeit wider.

Pilecki wurde 1939 kurz vor dem deutschen Angriff auf Polen mobilisiert. Seine Kavallerieeinheit war während des Kampfs gegen die deutsche Invasion der 19. Infanteriedivision unterstellt. Diese wurde am 6. September von den Deutschen geschlagen, woraufhin Pilecki in verschiedenen Einheiten noch bis zum 17. Oktober weiterkämpfte, also noch lange nach dem sowjetischen Einmarsch in Polen, dem Fall Warschaus und der Bildung einer neuen polnischen Exilregierung in Paris. Danach wurde seine Einheit aufgelöst.

Gemeinsam mit Armeeeoffizieren und Zivilisten ging Pilecki im November 1939 an den Aufbau einer militärischen Widerstandsorganisation im Untergrund, der TAP (*Tajna Armia Polska* – Polnische Geheimarmee). Die TAP gründete sich auf patriotische und christliche Prinzipien, stand keiner bestimmten Partei nahe und wuchs mit der Zeit auf 8'000 bis 12'000 Mitglieder an, bis sie Ende 1941 in der TWA aufging (*Zwiqzek Walki Zbrojnej* – Vereinigung für bewaffneten Kampf), besser bekannt unter ihrem 1942 angenommenen Namen AK (Armia Krajowa-Heimatarmee).¹⁰

Pilecki erklärte sich bereit, sich verhaften und nach Auschwitz verschleppen zu lassen, um eine Geheimmission für den polnischen Widerstand auszuführen. Am 19. September 1940 lief er deshalb absichtlich in eine deutsche Strassenrazzia. Nach Auschwitz wurde er in der Nacht vom 21. auf den 22. September mit dem zweiten Transport aus Warschau (der erste war im August angekommen) eingeliefert, und zwar unter dem Tarnnamen Tomasz Serafiriski. Serafiriski gab es wirklich, aber Pilecki kannte ihn nicht; seine Papiere waren in einer konspirativen Wohnung in Warschau aufgefunden worden, die beide zu verschiedenen Zeiten benutzt hatten. Trotz der entsetzlichen Haftbedingungen im Lager und der ständigen Lebensgefahr machte Pilecki rasch andere gefangene TAP-Mitglieder ausfindig und baute aus ihnen den Kern seiner neuen Organisation auf.

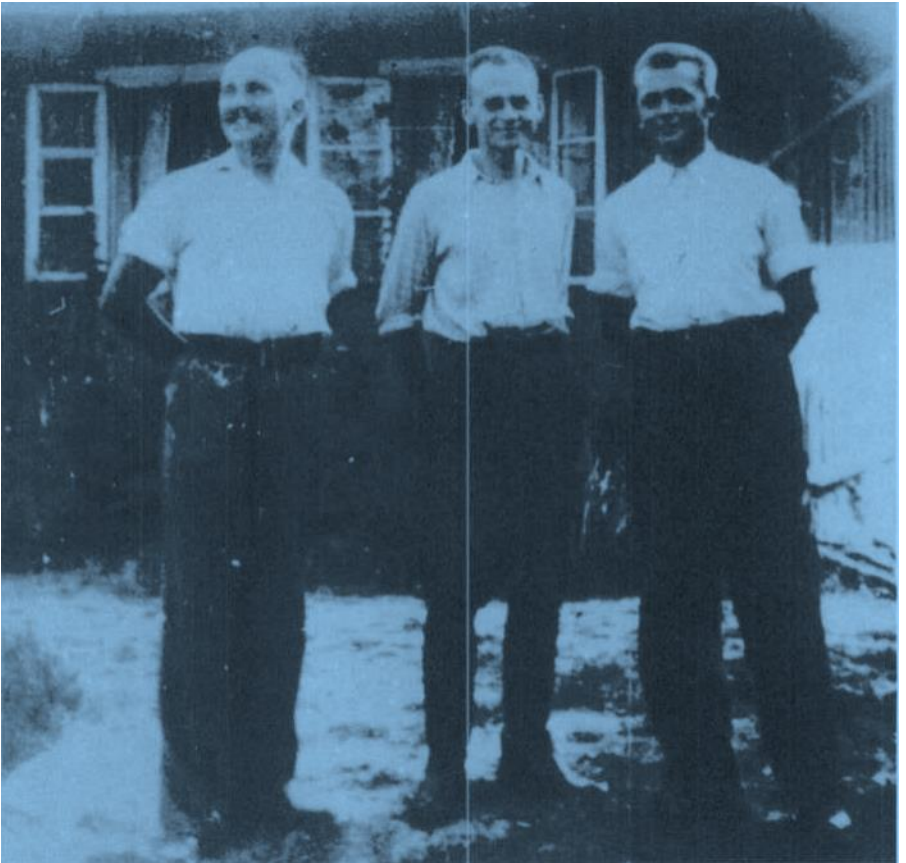
Die Gliederung der TAP diente ihm als Vorbild. Seine Auschwitz-Untergrundgruppe, die ZOW (*Zwiqzek Organizacji Wojskowych* – Vereinigung Militärischer Organisationen) beruhte auf dem Prinzip der «Zelle», von Pilecki als

¹⁰ Interessanterweise verbarg die Heimatarmee ihre Identität oft unter der Abkürzung PZP (*Polski Zwiqzek Powstanczy* – Polnische Aufstandsorganisation).



Witold Pilecki 1943.

Alle Fotografien auf dieser Seite: © Besitz der Familie Pilecki.



*Von links: Jan Redzej, Witold Pilecki, Edward Ciesielski – aus Auschwitz entkommen.
Vor dem Haus der Familie Serafinski in Nowy Wisnicz, Sommer 1943.*



Oben: Am 8. Mai 1947 wurde Pilecki vom Ministerium für Öffentliche Sicherheit (Ministerstwo Bezpieczeństwa Publicznego, MBP) verhaftet und als «westlicher Spion» angeklagt.



Pilecki wurde am 15. Mai 1948 nach einem Schauprozess zum Tode verurteilt und zehn Tage später im Warschauer Mokotów-Gefängnis hingerichtet.

Alle Fotografien auf dieser Seite: © Besitz der Familie Pilecki.

«Fünfergruppe» bezeichnet (die auch mehr als fünf Mitglieder umfassen konnte). Die «Fünfergruppen» operierten unabhängig voneinander, damit nicht ein einzelner Angehöriger, falls er aufflog und von den Deutschen gefoltert würde, alle anderen verraten konnte. Die einzelnen «Zellen» bauten weitere «Fünfergruppen» auf, die ihrerseits wieder neue rekrutierten. Die «Spitzengruppe», wie er sie nannte, gründete Pilecki bereits im Oktober 1940.

Wann er seine zweite «Spitzen-Fünfergruppe» gründete, ist nicht ganz klar. Direkt nach seiner Flucht im Juni 1943 sagte Pilecki, das sei im November 1940 gewesen, während er später im selben Jahr und dann auch 1945 das Datum mit März 1941 angab. Im Mai 1941 gründete er die dritte «Spitzengruppe», die vierte im Oktober desselben Jahres, und die fünfte schliesslich im November. Wer diesen Gruppen genau angehörte, lässt sich nicht immer widerspruchsfrei belegen, weder mit Pileckis eigenen Berichten noch aus anderen Quellen. Die Effizienz dieser Struktur erwies sich jedoch dadurch am besten, dass Pilecki von der Lagerverwaltung nie als ihr Initiator und Organisator ausgemacht wurde.

Die Organisation begann fast sofort, den polnischen Untergrundbehörden über die Bedingungen in Auschwitz zu berichten. Pileckis erster Bericht gelangte im Oktober 1940 mit einem entlassenen Häftling nach draussen und im März 1941 schliesslich in die Hände der polnischen Exilregierung, die sich inzwischen in London aufhielt. Es war Pileckis Organisation, von der die polnischen Behörden im Untergrund und im Exil mit Informationen über die unmenschlichen Haftbedingungen der sowjetischen Kriegsgefangenen in Auschwitz und über den Beginn des Massenmords an den Juden (des Holocaust) in Birkenau (Brzezinka) versorgt wurden. Die polnische Exilregierung leitete diese Informationen an die anderen Alliierten weiter. In seinen Botschaften drängte Pilecki den polnischen Untergrund zu einem Angriff auf Auschwitz, erhielt aber nie eine Antwort darauf.

Zusätzlich zum militärischen und dem unmittelbaren humanitären Aspekt seiner Arbeit gelang es Pilecki, der seinen unpolitischen Ansatz stets betonte, Ende 1941 an der Bildung eines Politischen Komitees mitzuwirken, das alle im Lager vertretenen politischen Gruppierungen umfasste; angesichts der immer noch nachwirkenden Vorkriegs-Animositäten und der Lebensbedingungen im Lager eine bemerkenswerte Leistung. Als er von anderen Insassen (völlig unberechtigterweise) beschuldigt wurde, mit seiner Organisation hauptsächlich sich selbst herausstellen zu wollen, übergab Pilecki die Leitung der ZOW an den

Kommandanten der ZWZ/AK-Gruppe im Lager, Oberstleutnant Kazimierz Rawicz, der unter dem Tarnnamen Jan Hilkner im Lager einsass.

Aus Sorge darüber, dass zu viele gute Polen in andere Lager verlegt worden seien und dass die polnischen Unrergrundbehörden sich seinen Bitten um Unterstützung bei der Befreiung des Lagers gegenüber taub zeigten, flüchtete Pilecki im April 1943 zusammen mit zwei anderen Häftlingen aus der Häftlingsbäckerei, um sein Anliegen persönlich vorzutragen. Die örtlichen und regionalen AK-Kommandeure waren jedoch seiner Geschichte gegenüber skeptisch eingestellt und nicht bereit, seinem Wunsch nach einem Angriff auf das Lager zu folgen, um die Insassen zu befreien.

Anschliessend war Pilecki im Oberkommando der AK in Warschau tätig, schloss sich der streng geheimen antikommunistischen Untergrundorganisation NIE (*Niepodlegtosć* – Unabhängigkeit) an, die nach dem Einmarsch der Roten Armee tätig werden sollte, und zeichnete sich bei den Kämpfen des Warschauer Aufstands von 1944 aus.¹¹ Als Kriegsgefangener der Deutschen war er anschliessend in den Lagern Lamsdorf und Murnau interniert und schloss sich anschliessend dem polnischen II. Korps in Italien an. Hier verfasste er auch den Bericht von 1945, und von hier aus brach er auch zu seiner letzten Mission nach Polen auf.

Pilecki widmete sich seiner Aufgabe im Konzentrationslager mit erstaunlicher Ausschliesslichkeit. Er spricht zwar viel von seinen Freunden, erwähnt aber nie seine Frau oder seine Kinder. Aus dem Bericht geht auch nicht hervor, wo sie sich während seiner Lagerhaft aufhielten, und ob er sie nach seiner Flucht überhaupt besuchte. Er erwähnt seine Angehörigen nur oberflächlich, wenn es um Pakete geht, die sie ihm schickten, wenn er sich sorgte, dass sie ihn womöglich aus Auschwitz freikaufen könnten, bevor er den Aufbau seiner Organisation abgeschlossen hatte, oder wenn er ihnen hin und wieder Briefe schrieb.

Diese Konzentration auf, wie es Pilecki sah, den Existenzkampf der polnischen Nation gehört zu dem umfassenden moralischen Dilemma, dem sich zweifellos viele Widerstandskämpfer mit Familie gegenübersehen. Darf man sich Aktivitäten anschliessen, die die eigenen Angehörigen gefährden können? Es gibt hier natürlich keine «richtige» Antwort, und ich glaube, dass wir Heutigen, die

11 Nicht identisch mit dem Warschauer Ghetto-Aufstand von 1943.

wir in komfortabler Rückschau darauf zurückblicken, kaum ein Recht haben, darüber zu urteilen. Die Betroffenen entschieden sich so, wie es ihnen damals richtig erschien, und wir können sie nur dafür bewundern, dass sie sich diese Frage überhaupt stellten. Wie viel einfacher wäre es gewesen, die Hutkrempe tiefer in die Stirn zu drücken und sich still in ungefährdete Anonymität zurückzuziehen!

Das war nicht Pileckis Sache. Nachdem er einmal so weit gegangen war, sich freiwillig nach Auschwitz einschleusen zu lassen, um dort eine Widerstandsbewegung zu gründen, wäre er wohl kaum bereit gewesen, wieder in ein unauffälliges Leben abzutauchen, um seine Ruhe zu haben. Das war es auch, was ihn schliesslich an den tragischen Höhepunkt seines Lebens führte, der zwar nicht zum hier vorliegenden Bericht gehört, aber wesentlich ist, wenn man den ganzen Menschen verstehen möchte.

Nach dem Krieg lehnte Pilecki, wie die meisten Polen, das dem Land von den Sowjets aufgezwungene atheistische kommunistische Regime ab. Deshalb nahm er 1945 einen Auftrag als Verbindungsoffizier zu den antikommunistischen Widerstandsgruppen innerhalb Polens an. Er sollte über die Bedingungen, unter denen sie arbeiteten, an General Wladyslaw Anders berichten, den Kommandeur des polnischen II. Korps unter britischem Kommando, der sich allmählich als Führungsfigur für die Polen im Westen abzeichnete. Auch Pileckis Frau und Kinder hielten sich in Polen auf, und er konnte sie besuchen. Weil er sich trotz eines Befehls Anders' nicht aus dem Land absetzte, als klar wurde, dass die kommunistischen Behörden ihm auf den Fersen waren, wurde er am 8. Mai 1947 verhaftet und anschliessend von der polnischen Geheimpolizei gefoltert. Später erzählte er einem Familienmitglied bei einem Gefängnisbesuch, dass Auschwitz gegenüber der Behandlung durch seine von den Sowjets ausgebildeten Landsleute ein Kinderspiel (*igraszka*) gewesen sei.

Pilecki wurde der Spionage und der Vorbereitung bewaffneter Attentate auf Angehörige der polnischen Geheimpolizei angeklagt, was er stets vehement bestritt. Er wurde vor ein Militärgericht gestellt, verurteilt und schliesslich am Abend des 25. Mai 1948 im Mokotów-Gefängnis in der Rakowiecka-Strasse in Warschau hingerichtet... von seinen eigenen Landsleuten.

Man kann sich nur schwer ein schrecklicheres Ende für ein Leben vorstellen, für das Paulus' Worte an Timotheus (2 Tim 4,7. Dt. Fassung Elberfelder Bibel, Ausg. 2006) vielleicht die beste Grabinschrift wären:

«Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben bewahrt.»

Pileckis letzte Ruhestätte ist unbekannt. Er wurde in den 1990er-Jahren posthum vollständig rehabilitiert und gilt im heutigen Polen als Heldengestalt.

Jarek Garlinski

Rittmeister Witold Pileckis Begleitschreiben an Generalmajor Tadeusz Pekznyiński

Sehr geehrter Herr General,

ich schicke Ihnen meinen Bericht, weil ich ihn nicht mitnehmen¹² kann, und weil die leitenden Offiziere unserer Untergrundstreitkräfte in Polen die enthaltenen Details eines bisher völlig unbekanntem Tätigkeitsbereichs der Heimatarmee interessant finden könnten. Man hat mir einen kommerziellen Verlagsvertrag und viel Geld angeboten, wenn ich den Bericht in Amerika herausbringe, aber im Moment möchte ich das nicht, weil ich noch keine Zeit hatte, den Stil zu überarbeiten, und ich hätte auch Gewissensbisse, ihn für Geld zu verkaufen. Es gab noch andere, die ihn gerne von mir gehabt hätten, aber meiner Meinung nach tue ich das Richtige, wenn ich ihn in Ihre Hände lege, Herr General. Vielleicht gibt es in London auch jemanden, der sich dafür interessiert. Bitte sehen Sie darin keinen Sensationalismus, jedenfalls nicht ausschliesslich, denn so fühlen zahlreiche anständige Polen auf höchster Ebene. Dieser Bericht erzählt nicht alles, denn es war unmöglich, in so kurzer Zeit alles aufzuschreiben. Allerdings ist auch nichts «überarbeitet» worden; schon die geringste Lüge würde das Andenken der aufrechten Menschen entehren, die dort ihr Leben verloren haben.

Tomasz aus Auschwitz
Rittmeister Witold
der Ihnen vor einigen Tagen Meldung
gemacht hat.

19. Oktober 1945

12 Vermutlich meint der Autor «zurück nach Polen», auf seiner letzten, tödlichen Mission.
(Anm. d. Übers.)

Rittmeister Witold Pilecki: Bericht aus Auschwitz (1945)

Sommer 1945

Ich soll also nur die trockenen Fakten aufschreiben; so wollen es meine Freunde.

Sie haben mir gesagt: «Je genauer und kommentarloser du dich an die reinen Fakten hältst, desto wertvoller wird der Bericht.»

Ich will es versuchen ... Aber wir sind nicht aus Holz geschnitzt, schon gar nicht aus Stein gemeißelt, obwohl es manchmal war, als ob auch ein Stein angefangen hätte zu schwitzen.

Hin und wieder will ich deshalb auch einen Gedanken zwischen die Fakten streuen, der zeigen soll, was man gefühlt hat.

Ich glaube nicht, dass dadurch die Beschreibung entwertet wird.

Man war ja nicht aus Stein, obwohl ich die Steine oft beneidet habe; man hatte ein schlagendes Herz, oft schlug es bis zum Hals, und immer wieder gingen einem Gedanken durch den Kopf, die ich manchmal nur mit Mühe erfasste...

Ich glaube wirklich, dass da und dort ein Satz zu diesen Gedanken nicht fehlen darf, wenn das Bild vollständig sein soll.

* *

September 1940...

19. September 1940 – die zweite Strassenrazzia in Warschau.

Es sind noch ein paar Leute am Leben, die mich damals um sechs Uhr morgens alleine zur Kreuzung der Aleja Wojska mit der Feliriskiego-Strasse gehen haben sehen, wo ich mich den Fünfergruppen anschloss, die die SS festgenommen hatte.

Auf dem Plac Wilsona wurden wir auf Lastwagen verladen und in die Kaserne der Leichten Gardekavallerie gebracht.

Nachdem im provisorischen Büro dort unsere Personalien aufgenommen worden waren, nahm man uns alle scharfen und spitzen Gegenstände ab und drohte uns mit Erschiessung, falls später auch nur ein Rasiermesser bei uns gefunden werden würde. Dann wurden wir auf die Reitbahn geführt und blieben dort den ganzen 19. und 20.

Während dieser beiden Tage machten einige von uns Bekanntschaft mit einem Gummiknüppel auf den Hinterkopf. Das war allerdings mehr oder weniger normal für jene, die mit den Ordnungsmethoden der Friedenshüter schon vertraut waren.

Einige Familien kauften Angehörige frei und zahlten dafür riesige Summen an die SS.

Nachts schliefen wir alle Seite an Seite auf dem Boden.

Die Reitbahn wurde von einem riesigen Scheinwerfer direkt am Eingang beleuchtet.

SS-Männer mit ihren automatischen Waffen waren auf allen vier Seiten postiert.

Wir waren ungefähr 1'800 Mann.

Was mich am meisten ärgerte, war die Passivität dieser Gruppe von Polen. Alle Verhafteten zeigten bereits Zeichen von Gruppenpsychologie; im Endeffekt verhielt die ganze Gruppe sich passiv wie eine Herde Schafe.

Ein einfacher Gedanke nagte an mir: Aufruhr stiften und diese Leute in Bewegung setzen.

Ich schlug meinem Kameraden Slawek Szpakowski (der, wie ich weiss, bis zum Aufstand¹³ in Warschau wohnte) eine gemeinsame Unternehmung während der Nacht vor: die Menge anstiften, die Wachen anzugreifen; ich würde, auf meinem Weg zur Toilette, inzwischen «aus Versehen» gegen den Scheinwerfer laufen und ihn zerschlagen.

Allerdings war ich ja aus einem ganz anderen Grund hier.

Das wäre ein viel unwichtigeres Ziel gewesen.

Er hielt die Idee sowieso für totalen Wahnsinn.

Am Morgen des 21. wurden wir auf Lastwagen verladen und unter Begleitung

13 Pilecki meint den Warschauer Aufstand von 1944, nicht den Ghetto-Aufstand von 1943 (Anm. d. Übers.)

einer Motorradeskorte mit automatischen Waffen zum Westbahnhof gebracht. Dort mussten wir in Güterwaggons umsteigen.

Offenbar war in den Waggons zuvor Kalk transportiert waren, denn der Fussboden war voll davon.

Die Waggons wurden verschlossen. Wir fuhren den ganzen Tag. Wir erhielten weder zu essen noch zu trinken. Essen wollte sowieso niemand. Am Tag zuvor hatten wir etwas Brot bekommen, von dem wir noch nicht wussten, wie man es ass oder aufbewahrte. Wir hatten allerdings starken Durst. Der aufgewirbelte Kalk stiebte als Puder in der Luft und reizte Nasen und Kehlen. Wir bekamen nichts zu trinken.

Durch Spalten zwischen den Brettern, mit denen die Fenster vernagelt waren, sahen wir, dass es in Richtung Czcstochowa (Tschenstochau) ging.

Ungefähr um 22 Uhr hielt der Zug irgendwo an und fuhr nicht weiter. Wir konnten Brüllen und Geschrei hören, die Waggons wurden aufgerissen, Hunde bellten.

Diesen Moment meiner Geschichte sehe ich als den an, in dem ich allem Vertrauten auf der Welt Lebewohl sagte und in etwas eintrat, das nicht mehr von dieser Welt schien.

Ich möchte hier nicht irgendwie grosse Worte schwingen. Ganz im Gegenteil halte ich es für unangemessen, hier zu verniedlichen oder zu verharmlosen.

Genau so war es.

Die Gewehrkolben der SS trafen nicht nur unsere Köpfe, sondern auch etwas viel Mächtigeres.

Unsere Vorstellungen von Recht und Ordnung und aller Normalität, alles, woran wir uns im Leben gewöhnt hatten, bekam einen brutalen Tritt.

All das endete.

Diese Einsicht traf uns so hart wie nur möglich, um uns so schnell wie möglich geistig zu brechen.

Das Getöse und Gebrüll kam allmählich näher. Schliesslich war unser Waggon an der Reihe. Die Türen wurden aufgerissen, blendendes Licht schien herein.

«Raus! Raus! Raus!» Die SS überschüttete uns mit Flüchen, Kolbenhiebe regneten auf Schultern, Rücken und Köpfe. Es kam darauf an, so schnell wie möglich dem Waggon zu entkommen.

Ich sprang hinaus, schaffte es irgendwie, nicht geschlagen zu werden, und lief zu den Fünfergruppen in der Mitte der Kolonne.

Eine grössere Gruppe von SS-Leuten schlug, trat und brüllte: «Zu Fünfen!»

Von den entfesselten Soldaten aufgehetzte Hunde stürzten sich auf diejenigen, die noch nicht in der Kolonne standen.

Von den Scheinwerfern geblendet, herumgestossen, geschlagen, getreten und von Hunden gehetzt, fanden wir uns plötzlich in einer Situation, die wohl keiner von uns je zuvor erlebt hatte. Die Schwächeren waren so überwältigt, dass sie wie gelähmt waren.

Wir wurden auf eine grössere Gruppe Scheinwerfer zugetrieben.

Unterwegs wurde einem von uns befohlen, zu einem Posten am Strassenrand zu laufen; ein kurzer Feuerstoss aus einer automatischen Waffe mähte ihn nieder. Zehn Mann wurden willkürlich aus der Gruppe herausgezerrt und als «Kollektivstrafe» für den von der SS inszenierten «Fluchtversuch» mit Pistolen erschossen.

Die elf Leichen wurden dann mit Stricken an den Beinen hinterhergeschleift, die Hunde auf die blutigen Körper gehetzt.

All das unter Gelächter und Scherzen.

Wir kamen zu einem Tor in einem Stacheldrahtzaun, über dem «Arbeit macht frei» zu lesen stand.

Erst später verstand ich, was das bedeutete.

Hinter dem Zaun standen Reihen von Ziegelbaracken um einen grossen Appellplatz herum.

Beim Halt, zwischen Reihen von SS-Leuten, hielten wir direkt vor dem Tor, wurden wir für kurze Zeit in Ruhe gelassen. Die Hunde wurden weggeführt, und wir mussten uns in Fünferreihen aufstellen. Wir wurden sorgfältig gezählt, die nachgeschleiften Leichen am Ende hinzugefügt.

Der hohe Stacheldrahtzaun (damals der einzige Lagerzaun) und das Tor voller SS-Leute liessen mich an ein chinesisches Sprichwort denken, das ich irgendwo gelesen hatte: «Denk beim Eintritt an den Ausgang, und du wirst als ganzer Mensch abreisen ...» In mir formte sich ein ironisches Lächeln und erlosch wieder ... Der Spruch würde mir hier wenig nützen ...

Hinter dem Stacheldraht, auf dem grossen Appellplatz, sah es ganz anders aus. Im unheimlichen Lichtschein, den die Scheinwerfer von allen Seiten warfen, erkannten wir Wesen, die wie Menschen aussahen, deren Verhalten aber dem wilder Tiere glich (ich sehe hier wirklich Tiere vor mir; unsere Sprache hat einfach kein Wort für solche Geschöpfe). Sie trugen seltsame gestreifte Kleidung, wie man sie in Filmen über Sing Sing sehen konnte, dazu etwas, das im unsicheren Licht wie Medaillen an bunten Bändern aussah. Sie griffen unsere Kameraden

mit wildem Gelächter an, schlugen sie auf den Kopf, traten die am Boden Liegenden in die Nieren und andere empfindliche Stellen, sprangen ihnen mit den Stiefeln auf Brustkorb und Bauch und teilten mit irrem Kichern den Tod aus.

«Dann stecken sie uns also in ein Irrenhaus!», schoss es mir durch den Kopf. «Wie monströs!» Ich dachte noch in Kategorien der normalen Welt. Das hier waren Leute, die bei einer Strassenrazzia aufgegriffen worden waren; nicht einmal in den Augen der Deutschen waren sie eines Verbrechens gegen das Dritte Reich angeklagt. Mir gingen die Worte Janek W.s [Jan Wlodarkiewicz] nach der ersten Strassenrazzia in Warschau im August durch den Kopf. «Siehst du, da ist dir eine gute Gelegenheit entgangen; wer bei einer Strassenrazzia aufgegriffen wird, wird keines politischen Verbrechens angeklagt; das ist der sicherste Weg, in ein Lager zu kommen.»

Wie naiv waren wir doch im fernen Warschau gewesen, was die in die Lager verschleppten Polen anging.

Hier, vor Ort, musste man kein «Politischer» sein, um sein Leben zu verlieren. Sie töteten, wie es gerade kam.

Zuerst kam eine Frage auf Deutsch, die ein Gestreifter mit einem Knüppel stellte: «Was bist du von Zivil?»

Mit Priester, Richter oder Anwalt zu antworten, bedeutete damals, dass man totgeschlagen wurde.

Der Mann vor mir erwiderte auf Deutsch «Richter», als er am Kragen seiner Jacke gepackt wurde.

Das war ein furchtbarer Fehler. Innerhalb von Sekunden lag er am Boden und wurde getreten und geschlagen.

Sie bemühten sich also, die Akademiker auszurotten.

Als ich das gesehen hatte, dachte ich anders über das Irrenhaus.

Vielleicht war doch Methode hinter dem Wahnsinn, und hier begann auf schreckliche Weise der Mord an den Polen – beginnend mit der Intelligenz.

Wir hatten furchtbaren Durst.

Kessel mit flüssigem Inhalt wurden herbeigebracht. Die gestreiften Mörder trugen jetzt Trinkbecher durch unsere Reihen und fragten weiter: «Was bist du von Zivil?»

Wer einen handwerklichen Beruf nannte, bekam das ersehnte Getränk.

Während sie schlugen und traten, brüllten diese seltsamen «Halbmenschen» immer wieder: «Hier ist KL Auschwitz, mein lieber Mann!»

Wir fragten einander, was das bedeuten mochte. Einige erkannten den Ort als

Oświęcim, aber das war damals einfach eine bescheidene polnische Kleinstadt; der grausige Ruf des Lagers war noch nicht bis nach Warschau, geschweige denn in den Rest der Welt vorgedrungen.

Es dauerte noch eine Weile, bis dieses Wort jedem freien Menschen das Blut in den Adern gefrieren liess und den Häftlingen in den Gefängnissen Pawiak, Montelupich, Wisnicz und Lublin den Schlaf raubte.

Einer von uns erklärte den anderen, dass wir in der alten Kaserne des 5. Bespannten Artillerieregiments nahe der Kleinstadt Oświęcim gelandet sein mussten.

Wie sich herausstellte, waren wir ein sogenannter Zugang polnischer Banditen, die eine Bedrohung der friedlichen deutschen Bevölkerung waren und hier bekamen, was sie verdienten.

Wer neu ins Lager eingeliefert wurde, jeder neue Transport, war ein Zugang.

Inzwischen hatte der Appell begonnen, die Namen, die wir in Warschau angegeben hatten, wurden aufgerufen, und man musste sich rasch und laut mit «Hier!» melden, während das Beschimpfen und Prügeln immer weiterging.

Nach dem Appell wurden wir in Hundertergruppen zum mit ungerechtfertigter Grossartigkeit so bezeichneten «Baden» geschickt.

So wurde ein Transport von Menschen empfangen, die in den Strassen Warschaus aufgegriffen worden waren und angeblich zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt werden sollten; so wurde in den ersten Monaten nach der Eröffnung des Lagers Auschwitz am 14. Juni 1940 jeder neue Transport empfangen.

Aus der Dunkelheit irgendwo über unseren Köpfen, über der Küche, sprach die Stimme des Schlachters Seidler [Fritz Seidler]¹⁴ zu uns:

«Dass sich keiner von euch einbildet, er kommt hier lebend wieder heraus ... Ihr sollt sechs Wochen lang überleben; wer länger lebt... muss ein Dieb sein, und Diebe kommen in die SK [Strafkompagnie], wo sie garantiert nicht mehr lange leben.» Dies wurde vom Lagerübersetzer Baworowski [Wladyslaw Baworowski] ins Polnische übersetzt.

Diese Ansprache sollte uns geistig so schnell wie möglich brechen.

Auf dem Appellplatz legten wir alles Brot, das wir hatten, in Schubkarren und auf eine Karre, die herbeigebracht worden waren. Niemandem machte das etwas aus; niemand dachte jetzt an Essen.

14 Fritz Seidler war damals Diensttuender Stellvertretender Lagerkommandant. Später wurde er Stellvertretender Lagerkommandant. (Anm. d. Übers.)

Später lief mir beim blossen Gedanken an diesen Moment das Wasser im Mund zusammen, und ich fluchte. Mehrere Schubkarren und eine Karre voller Brot! Was für eine Schande, dass wir uns nicht damit vollgeschlagen hatten ...

Mit meiner Hundertergruppe zusammen fand ich mich endlich vor dem Baderaum wieder (Block 18 nach der alten Nummerierung).¹⁵

Hier kamen all unsere Habseligkeiten in grosse nummerierte Säcke.

Hier wurden wir kahlgeschoren und bekamen ein paar Tropfen lauwarmes Wasser ab.

Hier bekam ich zwei Vorderzähne ausgeschlagen, weil ich das Pappschild mit meiner Häftlingsnummer in der Hand trug und nicht, wie vom Bademeister an diesem Tag befohlen, zwischen den Zähnen.

Ich bekam einen schweren Knüppel ans Kinn.

Ich spuckte die beiden Zähne aus. Es blutete ein wenig... Damit war zu rechnen.

Von da an waren wir nur noch Nummern. Unsere amtliche Bezeichnung lautete «Schutzhäftling Nummer Soundso».¹⁶

Ich hatte die Nummer 4859. Die beiden Dreizehner (die Summe der beiden äusseren und der beiden inneren Ziffern) überzeugten meine Kameraden, dass ich sterben würde; mich munterten sie eher auf.

Dann bekamen wir die blauweiss gestreifte Häftlingskleidung ausgehändigt, die uns in der Nacht so aufgefallen war.

Inzwischen war es Morgen (22. September 1940). Einiges verlor jetzt sein schreckliches nächtliches Erscheinungsbild.

Die «Halbmenschen» trugen gelbe Binden mit der schwarzen Aufschrift KAPO am linken Arm, und statt bunter Bänder mit Medaillen, wie es mir im unsicheren Licht der Scheinwerfer erschienen war, ein farbiges Stoffdreieck, den sogenannten Winkel auf der linken Brust, unter dem ein weisser Stoffstreifen mit einer Nummer aus kleinen schwarzen Ziffern aufgenäht war.

Die Winkel hatten fünf verschiedene Farben.

Politische Gefangene trugen einen roten, Kriminelle einen grünen, «Arbeits-

15 Im Sommer 1941 wurde nach Hinzufügung neuer Blocks das Nummerierungssystem geändert und einige Blocks erhielten andere Nummern. (Anm. d. Übers.)

16 Ein Schutzhäftling war nach dem Schutzhaftgesetz der Nazis auf unbestimmte Zeit inhaftiert, ein Häftling für eine bestimmte Zeit. Ausser im amtlichen Gebrauch galt für alle Insassen von Auschwitz gewöhnlich die Bezeichnung Häftling. (Anm. d. Übers.)

scheue» nach der Definition des Dritten Reiches einen schwarzen, die Zeugen Jehovas, die sogenannten Bibelforscher,¹⁷ einen violetten und Homosexuelle einen rosafarbenen Winkel.

Wir Polen, die wir auf einer Strasse in Warschau zusammengetrieben worden waren und damit rechneten, zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt zu werden, bekamen die roten Winkel politischer Gefangener.

Ich muss gestehen, dass ich diese Farbe für mich noch am passendsten fand.

In unseren gestreiften Häftlingsuniformen, ohne Mützen oder Socken (Socken erhielt ich am 8. Dezember, eine Mütze am 15.) und in Holzschuhen, die man dauernd verlor, wurden wir auf den Appellplatz geführt und in zwei Gruppen geteilt.

Die eine Gruppe kam in Block 10, wir kamen in den ersten Stock von Block 17. Erdgeschoss und erster Stock einer Baracke beherbergten jeweils eine Gruppe Häftlinge, die einen eigenen Block bildete. Um sie voneinander zu unterscheiden, wurde dem ersten Stock jeweils ein «a» hinter der Blocknummer hinzugefügt.

Wir kamen also in Block 17a und in die Obhut von «Alois», später als «Blutiger Alois» bekannt.

Er war Deutscher, ein Kommunist mit rotem Winkel, ein degenerierter Mensch, der bereits seit sechs Jahren in Lagerhaft sass. Er schlug, quälte und folterte; täglich gingen mehrere Tote auf sein Konto.

Er war ein grosser Verfechter von Ordnung und militärischer Disziplin und prügelte uns mit seinem Knüppel auf dem Appellplatz in Reih und Glied.

Unser in zehn Reihen aufgestellter «Block», von Alois, der mit seinem grossen Knüppel durch die Reihen lief, in Form gebracht, hätte als Vorbild für jede Paradeformation dienen können.

An diesem Morgen lief er zum ersten Mal durch unsere Reihen.

Er formierte uns, den Neuzugang, zu einem Block.

Er suchte unter den ihm unbekanntem Gesichtern nach Häftlingen, die ihm helfen würden, Ordnung im Block zu halten.

Das Schicksal wollte es, dass er mich, Karol Świątorzecki (einen Reserveoffizier des 13. Ulanenregiments), Witold Różycki (nicht den berühmten Mann

17 Die Zeugen Jehovas waren Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen. (Anm. d. Übers.)

gleichen Namens,¹⁸ sondern einen anständigen Kerl aus der Warschauer Ladyslawka-Strasse) und einige andere auswählte.

Er brachte uns nach oben in die Baracke, dann mussten wir uns in einer Reihe an der Wand aufstellen, uns umdrehen und bücken.

Jeder von uns bekam daraufhin fünf «vom Besten» mit dem Knüppel auf die Stelle, die anscheinend dafür gedacht ist.

Man musste die Zähne fest zusammenbeißen, um auch nicht den kleinsten Schmerzenslaut hören zu lassen.

Ich glaube, ich bestand die Prüfung gut.

«Damit ihr wisst, wie sich das anfühlt. Benutzt eure Knüppel genauso, damit ihr Sauberkeit und Disziplin im Block wahrt.»

So wurde ich ein sogenannter Stubendienst, aber nicht lange.

Obwohl wir vorbildlich auf Ordnung und Sauberkeit im Block achteten, waren Alois unsere Methoden nicht recht.

Mehrmals warnte er uns, entweder selbst oder durch seinen Vertrauten «Kazik», und als das nicht half, explodierte er und verbannte mehrere von uns drei Tage lang ins Hauptlager. Er sagte: «Damit ihr seht, wie es ist, im Lager zu arbeiten, und damit ihr die Ruhe und den Frieden, den ihr hier im Block habt, zu schätzen lernt.»

Mir war aufgefallen, dass jeden Tag weniger Menschen von der Arbeit zurückkamen, und ich konnte mir denken, dass man sie bei der Arbeit umgebracht hatte, aber jetzt erlebte ich selbst, wie der Tagesablauf «im Lager» für den normalen Häftling aussah.

Alle mussten arbeiten.

Nur die Stubendienste durften im Block bleiben.

Wir schliefen alle nebeneinander auf Strohmattentzen, die direkt auf dem Boden lagen. Zu Anfang hatten wir überhaupt keine Pritschen.

Der Tag begann für alle mit dem Gong um 4 Uhr 20 im Sommer und um 5 Uhr 20 im Winter.

Bei diesem Signal, das uns gnadenlos weckte, mühten sich alle auf die Beine.

Schnell und ordentlich falteten wir unsere Decken. Die Mattentzen mussten an ein Ende des Raums gebracht werden, wo der «Mattentzenwart» sie einsam-

18 Pilecki meint Adam Rdzycki, einen als besonders mordlustig geltenden Kapo. (Anm. d. Übers.)

melte und aufstapelte. Im Hinausgehen übergaben wir die Decke an den «Deckenwart.» Im Gang zogen wir uns fertig an.

Alles geschah im Laufschrift und in grosser Hast, denn der Blutige Alois stürmte mit Geschrei, «Fenster auf!», in den Raum und schwang seinen Knüppel, und wir mussten uns beeilen, um uns in der Toilettenschlange anzustellen.

Anfangs gab es in den Blocks keine Toiletten. Wir liefen alle zu einer Reihe von Latrinen, vor denen sich lange Schlangen bildeten, manchmal 100 oder 200 Männer. Echte Toiletten gab es kaum. Drinnen stand ein Kapo mit einem Schlagstock, der bis fünf zählte und jedem, der länger brauchte, eins über den Kopf zog. Immer wieder stürzten Häftlinge in die Latrinen.

Nach dem Latrinengang liefen wir weiter zu den Wasserhähnen, die auf dem Appellplatz montiert waren. Anfangs gab es in den Blocks keine Waschräume.

Mehrere Tausend Menschen sollten sich an diesen wenigen Wasserhähnen waschen.

Das war natürlich unmöglich.

Man drängte sich bis an den Hahn vor und liess ein wenig Wasser ins Essgeschirr laufen.

Allerdings mussten wir abends saubere Füsse vorweisen. Die Blockältesten machten abends einen Inspektionsgang und liessen sich von einem Stubendienst über Anzahl und Zustand der Häftlinge Meldung machen. Gleichzeitig überprüften sie die Sauberkeit der Füsse, die man unter der Decke hervorstrecken musste, so dass die Sohlen zu sehen waren. Hatte jemand schmutzige Füsse, zumindest nach Meinung des Blockältesten, wurde der Schuldige auf dem Tisch geprügelt, meistens mit 10 bis 20 Schlägen.

Das war eine der Methoden, um uns fertigzumachen, alles unter dem schönen Deckmantel der Hygiene.

Dazu kam natürlich die Erschöpfung durch die ständige Hetze auf den Latrinen, durch das nervenzerrüttende Chaos an den Wasserhähnen und durch den dauernden Laufschrift, der in der Anfangsphase des Lagers allgegenwärtig war.

Von den Wasserhähnen liefen wir dann in die Blocks zurück, um sogenannten Kaffee oder Tee ausgeschrieben zu bekommen. Es handelte sich um eine warme Flüssigkeit in grossen Kesseln – eine klägliche Imitation des angeblichen Getränks.

Als elender Häftling bekam man kaum jemals Zucker zu Gesicht.

Als ich die geschwollenen Gesichter und Füsse einiger Kameraden bemerkte, die schon einige Monate einsassen, erklärten mir die Sanitäter, die ich fragte, das

liege an einem Flüssigkeitsüberschuss: Nieren- oder Herzversagen durch die enorme Belastung des Körpers mit harter Arbeit bei gleichzeitig fast ausschliesslich flüssiger Ernährung, nämlich Kaffee, Tee, Awo [eine Art Brühe] und Suppe. Ich entschloss mich daraufhin, Flüssigkeiten ohne Nährwert zu vermeiden und hielt mich an Awo und Suppe.

Man musste seine Begierden zügeln.

Manche wollten sich die warmen Getränke wegen der Kälte nicht verkneifen. Noch schlimmer war es mit dem Rauchen bestellt. In der ersten Zeit nach der Einlieferung hatte der Häftling kein Geld, weil er noch keine Briefe schreiben durfte. Diese Genehmigung gab es erst nach langer Zeit, und dann dauerte es noch etwa drei Monate, bis man Antwort bekam.

Wer es nicht so lange aushielt und sich Zigaretten für Brot eintauschte, grub sein eigenes Grab.

Ich kannte einige, die das taten; alle starben.

Gräber gab es allerdings nicht. Alle Leichen wurden im neuerbauten Krematorium verbrannt.

Ich rannte also nicht mit den anderen um die Wette in den Block zurück, um heisses Spülwasser zu fassen; andere dagegen drängten sich nach vorne und erteteten Schläge und Tritte.

Wenn ein Häftling mit geschwellenen Füßen an eine bessere Arbeit mit besserer Ernährung kam, gewann er seine Kraft zurück, und die Schwellung liess nach, aber daraufhin bildeten sich eitrig-Beulen an den Füßen, die eine stinkende Flüssigkeit und manchmal auch Schleim nässten. Ich sah das hier zum ersten Mal.

Weil ich keine nutzlosen Flüssigkeiten zu mir nahm, gelang es mir, das zu vermeiden.

Aber noch bevor alle ihr heisses Spülwasser bekommen hatten, prügelte der Stubenälteste schon mit seinem Schlagstock alle wieder aus der Baracke, denn vor dem Morgenappell musste noch saubergemacht werden.

Die Matratzen und Decken wurden so aufgestapelt, wie es im betreffenden Block üblich war; es gab tatsächlich einen Wettbewerb zwischen den einzelnen Blocks, wer das «Bettzeug» am schönsten stapelte.

Dann musste noch der Fussboden gewischt werden.

Der Gong zum Morgenappell ertönte um 5 Uhr 45.

Um sechs Uhr standen wir alle in Reih und Glied auf dem Appellplatz (jeder Block in Zehnerreihen, um das Zählen zu erleichtern).

Beim Appell durfte niemand fehlen.

Wenn jemand nicht erschien, nicht weil er ausgebrochen war, sondern weil ein naiver Neuzugang sich versteckt hatte oder jemand einfach verschlafen hatte und die Zahlen nicht zur Häftlingsliste passten, wurde eine Suche eingeleitet, der Betreffende auf den Appellplatz geschleift und fast immer vor aller Augen getötet.

Manchmal war ein Häftling auch abwesend, weil er sich irgendwo auf einem Dachboden erhängt hatte, oder einer ging während des Appells «in den Draht». Man hörte dann Schüsse von den Wachtürmen, und der Häftling blieb kugeldurchsiebt liegen.

Die Zeit, um «in den Draht» zu gehen, war der Morgen, wenn man die Qualen des Tages vor sich hatte; abends, wenn einige Stunden Erholung vor einem lagen, geschah es seltener.

Es gab einen Befehl, dass Häftlinge einander nicht vom Selbstmord abhalten durften. Wer dabei erwischt wurde, kam in den «Bunker».

Alle internen Chargen des Lagers wurden unter den Häftlingen rekrutiert. Das waren die sogenannten Funktionshäftlinge. Zu Anfang waren es ausschliesslich Deutsche, aber mit der Zeit arbeiteten sich auch Angehörige anderer Nationalitäten diese Rangleiter empor.

Der Blockälteste, kenntlich an der roten Armbinde mit der weissen Aufschrift «Blockältester», bearbeitete die Häftlinge mit strenger Disziplin und seinem Schlagstock. Er war für einen Block verantwortlich, hatte aber nichts mit den Arbeitseinsätzen zu tun.

Die Kapos prügeln die Häftlinge in ihren Arbeitskommandos mit Schlagstöcken und waren für die Arbeit ihres Kommandos verantwortlich.

Die höchste Autorität im Lager war der sogenannte Lagerälteste.

Ursprünglich gab es zwei Lagerälteste: Bruno und Leo, beide waren Häftlinge.

Sie waren zwei Schurken, vor denen alle anderen zitterten.

Sie töteten ganz offen vor aller Augen, manchmal mit Knüppeln oder ihren Fäusten.

Der erste hiess eigentlich Bronislaw Brodniewicz [auch Brodniewitsch geschrieben], der andere Leon Wiczorek [auch Wietschorek geschrieben]; beides ehemalige Polen, die für die Deutschen arbeiteten ...

Anders als alle anderen Häftlinge trugen sie Schaftstiefel, marineblaue Hosen,

Jacken und Baretts, dazu eine schwarze Armbinde mit weisser Beschriftung am linken Arm.

Sie waren ein Paar Bösewichte, das man oft gemeinsam sah.

All das waren allerdings nur Funktionshäftlinge, und sie waren ein Nichts gegenüber jedem beliebigen SS-Mann, auf dessen Frage sie nur mit abgenommener Mütze und in Habachtstellung antworten durften.

Man kann sich vorstellen, wie viel weniger da ein gewöhnlicher Häftling aus der grauen Masse zählte ...

Diese «Übermenschen» in militärischer Uniform, die SS-Wachmannschaften, wohnten ausserhalb des Stacheldrahts in Baracken und in der Stadt selbst.

Zurück zum Lageralltag.

Zählappell. Wir standen, in schnurgerade Reihen geprügelt (ich sehnte mich nach den schmucken polnischen Paraden von 1939) und gelähmt vom schrecklichen Anblick unmittelbar vor uns.

Dort standen nämlich die Reihen aus Block 13 (alte Nummerierung) – die SK [Strafkompanie] – und wurden von ihrem Blockältesten Krankenmann [in manchen Quellen Krankemann geschrieben] mit einer radikalen Methode in Reih und Glied gebracht – mit einem Messer.

Damals kamen alle Juden, Priester und einige verurteilte Polen direkt in die Strafkompanie.

Krankenmann war dafür zuständig, die fast täglichen Häftlingszugänge so schnell wie möglich umzubringen. Sein Charakter war für diese Aufgabe besonders gut geeignet.

Wenn jemand versehentlich einige Zentimeter zu weit vorne stand, rammte ihm Krankenmann das Messer, das er im rechten Ärmel trug, in den Bauch.

Wer davor so viel Angst hatte, dass er zu weit zurückwich, bekam von diesem Mörder einen Messerstich von hinten in die Nieren, während er durch die Reihen lief.

Der Anblick des schreiend zusammenbrechenden Häftlings, dessen Beine im Sand scharrten, brachte Krankenmann in Wut. Er sprang dem Mann auf die Brust, trat ihm in die Nieren und in die Genitalien und brachte ihn so schnell wie möglich um, während wir gezwungen waren, schweigend zuzusehen.

Der Anblick traf uns wie ein elektrischer Schlag.

* *

Dann spürte ich einen einzigen Gedanken, der diese Schulter an Schulter aufgestellten Polen durchlief. Ich spürte, dass wir alle endlich durch dieselbe Wut vereinigt waren, in einem Durst nach Rache. Ich spürte, dass ich hier die perfekte Umgebung für meine Arbeit finden würde, und empfand tatsächlich so etwas wie Freude...

Sofort bekam ich Angst, gerade den Verstand zu verlieren. Hier Freude zu verspüren, an diesem Ort, aus welchem Grund auch immer, war absurd... abnormal!

Ich prüfte meine Gedanken sorgfältig – ja, ich spürte ganz sicher Glück, aber vor allem wollte ich mit meiner Tätigkeit beginnen, war also noch nicht verrückt geworden.

Das war ein entscheidender psychischer Durchbruch.

In der Medizin hätte man gesagt, die Krise sei erfolgreich überstanden.

Zunächst aber brauchte ich meine ganze Kraft, um bloss zu überleben.

Der Gong nach dem Appell bedeutete: «Arbeitskommandos formieren!»

Bei diesem Befehl liefen alle zu den Kommandos, die ihnen am besten erschienen.

Es herrschte damals noch Durcheinander bei der Einteilung (anders als später, als alle einfach ruhig zu den Kommandos gingen, bei denen ihre Nummer registriert war), die Insassen rannten ziellos herum, was für die Kapos, Blockältesten und SS-Männer ein Anreiz war, den Umherlaufenden ein Bein zu stellen oder sie anzurempeln und dann auf die Gestürzten einzutreten und zu prügeln, natürlich immer auf die empfindlichsten Stellen.

Ich musste die drei Tage Arbeitseinsatz, zu denen Alois mich verurteilt hatte, mit dem Transport von Kies in Schubkarren verbringen.

Weil ich einfach nicht wusste, wo ich mich aufstellen sollte und keinem Arbeitskommando zugeordnet war, schloss ich mich den Fünferreihen der Hunderterabteilung an, die zu dieser Arbeit marschierte.

Es waren zum grössten Teil Männer aus Warschau.

Die älteren «Nummern», also diejenigen, die schon länger dabei waren und bis jetzt überleben konnten, hatten sich die besseren Aufgaben bereits gesichert.

Diejenigen von uns, die aus Warschau waren, wurden in Massen mit allen möglichen Arbeiten bis zur Erschöpfung gequält. Manchmal mussten wir den Kies aus einer Grube in eine andere fahren – und dann wieder zurück.

Ich gehörte zu jenen, die den Kies für den Bau des Krematoriums heranschaffen mussten.

Wir bauten unser eigenes Krematorium.

Das Gerüst um den Schornstein wuchs immer höher.

Die Vorarbeiter hatten keine Nachsicht mit uns. Sie füllten die Schubkarren, und wir mussten im Laufschrift mit der gefüllten Karre über ausgelegte Bohlen traben.

Etwa alle 15 bis 20 Schritte hatte ein Kapo sich postiert, der die vorüberhas-tenden Häftlinge mit seinem Knüppel schlug und «Laufschrift!» brüllte.

Auf dem Hinweg schoben wir die Schubkarren langsam. Die leeren Schubkarren mussten durchgehend im Laufschrift geschoben werden.

Muskelkraft, Geschicklichkeit und Augenmass wetteiferten im Kampf ums Überleben.

Man brauchte Kraft, um die Schubkarre zu schieben, man musste geschickt sein, um sie auf den Bohlen zu halten, und man musste sehen, wenn eine Gelegen-heit zum Durchatmen sich bot.

Hier sah ich, dass viele Angehörige unserer Intelligenz mit diesen schwierigen und gnadenlosen Umständen nicht zurechtkamen.

Ja – wir durchliefen einen harten Selektionsprozess.

Meine Erfahrung als Sportler und mein körperliches Training kamen mir hier sehr zugute.

Der Intellektuelle, der sich hilflos nach besserer Behandlung oder Hilfe von jemandem umschaute, fast, als ob er einen Anspruch darauf habe, weil er Anwalt oder Ingenieur war, sah sich jetzt einem harten Schlagstock gegenüber.

Hier kommt ein Anwalt mit einem Bäuchlein oder ein Grundbesitzer, der ungeschickt seine Schubkarre von den Bohlen herunter und in den Sand fährt und sie dann nicht mehr aufrichten kann.

Dort kommt ein Lehrer mit Brille oder ein hilfloser älterer Herr, der einen bemitleidenswerten Anblick bietet.

Wer zu ungeschickt oder zu schwach für das Schubkarrenfahren im Laufschritt war, wurde geschlagen; wer daraufhin mitsamt der Schubkarre stürzte, wurde mit Knüppeln und Stiefeln totgeprügelt.

Solche Augenblicke, wenn jemand vor einem umgebracht wurde, nutzte man bedenkenlos aus, wie ein Tier, um ein paar Minuten anzuhalten, etwas Luft zu schöpfen und das rasende Herz zu beruhigen.

In der ordentlichen Welt des Dritten Reiches war es nämlich zum Glück nicht vorgesehen, dass man seinen Vordermann überholte.

Alle im Lager freuten sich, wenn der Gong zum Mittagessen erklang. Ich glaube, damals war es immer um 11 Uhr 20.

Zwischen halb zwölf und zwölf Uhr mittags war Mittagsappell, der meistens ziemlich schnell durchgezogen wurde, und von 12 bis 13 Uhr die Essenspause.

Nach dem Mittagessen rief der Gong die Häftlinge zu den Arbeitskommandos zurück, und das Elend ging bis zum Abendappell-Gong weiter.

So arbeitete ich drei Tage lang «an den Schubkarren».

Nach dem Mittagessen am dritten Tag dachte ich, der Gong würde nie ertönen.

Ich war inzwischen völlig erschöpft und wusste, dass auch meine Stunde schlagen würde, wenn die Schwächeren alle umgebracht sein würden.

Der Blutige Alois, der mit unseren Bemühungen, im Block Ordnung und Sauberkeit aufrechtzuerhalten, zufrieden war, nahm uns grossmütig nach drei Tagen mörderischer Arbeit wieder zurück und sagte: «So, jetzt wisst ihr, was Arbeit hier bedeutet. Passt auf mit eurer Arbeit im Block, oder ich schicke euch wieder zurück ins Lager, für immer.»

In meinem Fall machte er diese Drohung schnell wahr.

Ich wandte gegenüber meinen Kameraden nämlich nicht die Methoden an, die Alois verlangte und die Kazik empfahl, und wurde daraufhin mit Pauken und Trompeten aus dem Block geworfen, wie ich später erzählen werde.

Jetzt möchte ich etwas zu den Anfängen meiner Arbeit im Lager sagen.

Die Hauptaufgabe war:

- die Einrichtung einer militärischen Organisation, um
- die Moral der Kameraden zu stärken, indem ich Nachrichten aus der Aussenwelt beschaffte und weitergab;
- wann immer möglich, Nahrungsmittel und Kleidung zu organisieren und unter den Mitgliedern zu verteilen;
- Informationen aus dem Lager an die Aussenwelt weiterzuleiten und, als krönenden Abschluss,
- unsere eigenen Kräfte aufzustellen, um das Lager zu übernehmen, wenn die Zeit reif war, uns durch Fallschirmtruppen oder abgeworfene Waffen zu unterstützen.

Ich begann die Arbeit auf dieselbe Weise wie '39 in Warschau und sogar, mit wenigen Ausnahmen, mit denselben Menschen, die ich in Warschau in die TAP¹⁹ eingeführt hatte.

Zuerst bildete ich die erste Fünfergruppe, für die ich Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki], Hauptmann Dr. 2 [Wladyslaw Dering],²⁰ Rittmeister 3 [Jerzy de Virion], Leutnant 4 [Alfred Stössel] und dazu 5 [Roman Zagner] (einen Schlüssel zu den Ziffern lege ich bei).²¹

Die Fünfergruppe wurde von Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki] kommandiert; Dr. 2s [Wladyslaw Derings] Verantwortungsbereich war das Häftlingslazarett, wo er als Pfleger arbeitete. Polen durften nicht als Ärzte arbeiten, sondern konnten höchstens als Pfleger beschäftigt werden.

Im November schickte ich meinen ersten Bericht an das Oberkommando in Warschau, und zwar über Leutnant 6 [Tadeusz Burski]²² (er wohnte vor dem Aufstand in Warschau, Raszynska-Strasse 58), der im Geheimdienst gearbeitet hatte und aus Auschwitz freigekauft worden war.

Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki] verlegte seine Operation in das Baubüro des Lagers.

Später gründete ich weitere vier Fünfergruppen. Keine wusste von den jeweils anderen und glaubte sich selbst an der Spitze einer Organisation, die sich nach unten weiter ausbreitete, so schnell und soweit es die Fähigkeiten und Kräfte der einzelnen Mitglieder gestatteten.

Ich richtete das aus Vorsicht so ein, damit die Mitglieder einer aufgeflogenen Fünfergruppe die anderen nicht verraten konnten.

19 Die TAP (Tajna Armia Polska – Polnische Geheimararmee) war eine Untergrund-Widerstandsorganisation, die am 9. November 1939 gegründet wurde. Sie wurde später der ZWZ (Zwizek Walki Zbrojnej – Vereinigung für Bewaffneten Kampf) eingegliedert, der Vorläuferorganisation der AK (Armia Krajowa – Heimatarmee). (Anm. d. Übers.)

20 Dr. Wladyslaw Dering war eine umstrittene Persönlichkeit. Er verklagte 1964 den Autor Leon Uris vor einem britischen Gericht wegen Verleumdung, weil Uris in seinem Roman *Exodus* behauptet hatte, dass Dering in Auschwitz medizinische Versuche ohne Betäubung an 17'000 Insassen vorgenommen habe. Obwohl Dering nach achtzehntägiger Verhandlung den Prozess gewann, sprach ihm das Gericht nur eine minimale Entschädigung zu und erlegte ihm die Gerichtskosten auf. (Anm. d. Übers.)

21 Dieser Schlüssel war nicht zu finden; siehe die Einleitung des Übersetzers. In seinem Bericht vom Herbst 1943 (Raport W) nennet Pilecki Eugeniusz Obojski anstelle von Alfred Stössel. (Anm. d. Übers.)

22 Hier irrt Pilecki. Den Bericht überbrachte Aleksander Wielopolski, und Burski erscheint erst später im vorliegenden Bericht von 1945. (Anm. d. Übers.)

Schliesslich kamen die sich ausbreitenden Fünfergruppen in Kontakt miteinander und überprüften sich gegenseitig.

Mehr als einmal kam ein Angehöriger dann zu mir und berichtete: «Übrigens, da ist noch irgendeine andere Organisation als unsere im Lager tätig.» Ich sagte dann immer, er solle sich keine Gedanken machen.

Das war aber damals noch in der Zukunft. Vorerst gab es nur eine Fünfergruppe.

Inzwischen arbeitete ich im Block weiter als Stubendienst. Eines Morgens ging ich nach dem Appell zu Alois und meldete, es lägen noch drei Kranke im Block, die zu schwach zum Arbeiten seien (sie waren zu Tode erschöpft).

Der Blutige Alois bekam einen Wutanfall. «Ein Kranker in meinem Block?! Ich habe keine Kranken! Bei mir arbeiten alle... du auch! Das reicht!» Er stürmte hinter mir in die Stube und schwang den Schlagstock. «Wo sind sie?»

Zwei von ihnen lagen keuchend an der Wand, der dritte kniete betend in der Ecke.

«Was macht der da?», brüllte Alois mich an.

«Er betet.»

«Er betet?! Wer hat ihm das beigebracht?»

«Das weiss ich nicht», erwiderte ich.

Daraufhin trat er auf den Betenden zu und beschimpfte ihn, er sei ein Idiot, es gebe keinen Gott, und er, Alois, gebe ihm Brot, nicht ein Gott... und so weiter, aber er schlug ihn nicht.

Dann begann er, die beiden Kranken, die an der Wand lagen, in die Nieren und anderswohin zu treten, und schrie sie an: «Auf! Los!», bis sie sich, den Tod vor Augen, unter Aufbietung ihrer gesamten verbliebenen Kraft auf die Füsse mühten.

Dann schrie er mich an: «Na also! Ich hab dir gesagt, die sind nicht krank! Wer laufen kann, kann auch arbeiten. Weg! An die Arbeit! Und du auch!»

Und so warf er mich aus dem Stubendienst und ins Lager zum Arbeiten.

Er selbst brachte den Betenden ins Lazarett.

Ein seltsamer Mann, dieser Kommunist.

Auf dem Appellplatz fand ich mich in einer seltsamen Lage wieder.

Alle anderen standen schon mit ihren Kommandos zum Abmarsch bereit. Jetzt noch hinüberzulaufen und sich einer Fünfergruppe anzuschliessen, sah nach

Verspätung aus und hätte Schläge und Tritte von Kapos und SS-Männern herausgefordert.

Dann sah ich eine Abteilung von Häftlingen herumstehen, die nicht für Arbeitseinsätze gebraucht wurden (das Lager war noch im Bau, und es gab erst wenige Arbeitskommandos). Solche Häftlinge mussten damals auf dem Appellplatz «Leibesübungen» treiben.

Im Moment waren keine Kapos oder SS-Leute zu sehen, die sie in Arbeitskommandos einteilten.

Ich lief hinüber und stellte mich mit ihnen im Kreis auf dem Appellplatz auf, um «Sport zu treiben».

Früher hat mir Sport Spass gemacht, aber seit Auschwitz habe ich nicht mehr ganz so viel Lust darauf.

Von sechs Uhr morgens an standen wir manchmal stundenlang herum und froren erbärmlich.

Wir hatten weder Mützen noch Socken und trugen nur die dünne Häftlingsuniform. In diesem Herbst '40 zitterten wir in den nebligen Morgen des Mittelgebirgsklimas vor Kälte.

Unsere Hände und Füsse, die aus den zu kurzen Ärmeln und Hosenbeinen hervorschauten, wurden blau.

Niemand kümmerte sich um uns.

Wir mussten dort stehen bleiben und frieren.

Die Kälte beschleunigte unsere Erschöpfung.

Vorbeigehende Kapos und Blockälteste (oft auch Alois) blieben stehen, lachten und riefen wissend, wobei sie mit der Hand aufsteigenden Dunst nachahmten: «... und das Leben fliiiiieegt! Haha!»

Als der Nebel sich endlich auflöste, die Sonne durchkam und es ein bisschen wärmer wurde und man schon Hoffnung auf das Mittagessen bekommen konnte, erschien eine Bande Kapos und trieb uns zu «Leibesübungen» an, die eigentlich schwere Körperstrafen waren.

Für solche Gymnastik war immer noch viel zu viel Zeit vor dem Mittagessen.

«Hüpfen! Rollen! Tanzen! Kniebeugen!»

Schon eine Runde «Hüpfen» konnte einen umbringen.

Es war einfach unmöglich, den gesamten grossen Appellplatz mit Froschhüpfen zu umrunden, nicht wegen der Holzschuhe, denn die hielten wir in den Händen, nicht, weil wir jetzt barfuss waren und uns der Kies die Füsse blutig riss, sondern weil unsere Muskelkraft nicht ausreichte, um das fertigzubringen.

Auch hier rettete mir meine frühere sportliche Betätigung das Leben.

Auch hier wurden die untrainierten Intellektuellen mit ihren Bäuchlein, für die schon ein paar Hüpfen zu viel waren, gnadenlos umgebracht.

Auch hier krachten Schlagstöcke auf die Köpfe jener nieder, die alle paar Schritte zusammenbrachen. Sie wurden immer weiter geschlagen und dann einfach getötet.

Und auch hier zog man, wie ein Tier, seinen Vorteil aus dieser Pause, um wieder zu Atem zu kommen, während die Mörderbande sich mit ihren Knüppeln auf ein neues Opfer stürzte.

Nach dem Mittagessen folgte Teil zwei.

Am Abend wurden ziemlich viele Tote und Halbtote, die im Lazarett bald darauf starben, davongeschleppt.

Neben uns auf dem Appellplatz wurden zwei Strassenwalzen gezogen, die den Platz einebnen sollten.

In Wirklichkeit dienten sie dazu, die davor gespannten Häftlinge zu ermorden.

Eine der Walzen, die kleinere, wurde von Pfarrern und einigen anderen Häftlingen gezogen – alles Polen, insgesamt 20 oder 25 Mann.

Die zweite, grössere, wurde von 50 Juden gezogen.

Auf den Deichselstangen der Walzen standen Krankenmann und ein weiterer Kapo, fügten ihr Gewicht der Last hinzu und drückten die Deichsel auf Rücken und Schultern der vorgespannten Häftlinge.

Von Zeit zu Zeit liessen der Kapo oder Blockältester Krankenmann mit philosophischer Ruhe ihre Schlagstöcke auf den Kopf eines der menschlichen Zugtiere niedersausen oder schlug so fest mit der Faust zu, dass der Mann mitunter sofort tot war. War er bloss betäubt, stiess er den Bewusstlosen unter die Walze und schlug dabei auf die anderen ein, damit sie nicht stehen blieben.

Im Laufe eines Tages wurden viele Tote aus dieser kleinen Leichenfabrik heraus und an den Rand gezogen, wo sie in einer Reihe für den Abendappell ausgelegt wurden.

Gegen Abend schritt Krankenmann, die Hände auf dem Rücken, den Appellplatz ab und schaute mit zufriedenem Lächeln auf die Reihe der toten Häftlinge hinunter, die jetzt ihren Frieden gefunden hatten.

Diese «Leibesübungen», den sogenannten Todeskreis, musste ich zwei Tage lang mitmachen.

Am Morgen des dritten Tages stand ich wieder im Kreis und fragte mich, wie

viele der anderen, die zu den «Leibesübungen» abkommandiert waren, noch schwächer als ich waren, und berechnete, wie viel länger ich wohl noch durchhalten konnte, als sich die Lage für mich schlagartig änderte.

Die Arbeitskommandos marschierten ab; manche von ihnen arbeiteten innerhalb des Lagers, andere aber auch ausserhalb des Stacheldrahts.

Am Tor stand hinter einem Schreibpult der Lagerführer mit einer Gruppe von SS-Männern und inspizierte die abrückenden Kommandos, wobei er die Zahl der Häftlinge mit den Listen verglich.

Neben ihm stand ein Arbeitsdienst. Es war Otto [Otto Küsel], ein Deutscher, der nie einen Polen schlug. Seine Aufgabe bestand darin, einzelnen Häftlingen ihre Tätigkeiten zuzuweisen und Arbeitskräfte für besondere Kommandos zu finden.

Ich stand so im Kreis, dass ich sehen konnte, wie Otto auf einmal gerade auf uns zu lief.

Instinktiv schob ich mich noch etwas näher in die Richtung, aus der er kam.

Der Arbeitsdienst schaute besorgt drein und sprach mich direkt an: «Du bist nicht vielleicht Ofensetzer?»

«Jawoll, ich bin Ofensetzer», erwiderte ich, ohne zu überlegen.

«Aber ein guter Meister?»

«Gewiss, ein guter Meister.»

«Also los, schnell!»

Er wies mich an, vier andere Häftlinge aus dem Kreis mitzunehmen und ihm sofort ans Tor von Block 9 (alte Nummerierung) zu folgen; dort erhielten wir Wassereimer, Kellen, Maurerhämmer und Kalk. Daraufhin trat unsere Fünfergruppe vor dem Pult des Lagerführers an. Damals war das Fritsch [Karl Fritsch].

Erst jetzt sah ich mir die Gesichter meiner Zufallskameraden an.

Ich kannte keinen einzigen davon.

«Fünf Ofensetzer», meldete Otto ausser Atem.

Wir bekamen zwei SS-Männer als Wachen zugeteilt und rückten sofort durch das Tor in die Stadt ab.

Wie sich herausstellte, sollte Otto einige Ofensetzer auftreiben, um den Ofen in der Wohnung eines SS-Mannes abzurechen und an einer anderen Stelle neu zu errichten, hatte das aber vergessen. Er zog sich gerade noch aus der Affäre, indem er die erstbesten Häftlinge rekrutierte, nämlich uns, während die ausrückenden Arbeitskommandos schon am Tor gezählt wurden.

Die Wachen brachten uns in die Privatwohnung eines SS-Manns.

Sie lag in einem Haus in der Stadt. Der Eigentümer, obwohl SS-Mann, sprach uns zwar auf Deutsch, aber in einem ganz normalen, alltäglichen Tonfall an, was uns inzwischen richtig seltsam vorkam.

Er fragte zuerst, wer unser Vorarbeiter sei, und erklärte mir dann, dass er die Küche umbauen wolle. Der Kachelofen solle dazu in einen anderen Raum verlegt werden. Er meinte zwar, wir seien zu viele für die Arbeit, aber es kam ihm vor allem darauf an, dass wir sie gut erledigten, also durften wir alle bleiben. Wenn jemand nichts zu tun habe, meinte er, könne er den Dachboden aufräumen. Er würde jeden Tag vorbeikommen und unsere Arbeit überprüfen. Dann ging er.

Ich fragte in die Runde, ob irgendjemand eine Ahnung vom Ofensetzen habe. Das war nicht der Fall. Daraufhin teilte ich die vier anderen zum Wasserholen, Tonstechen, für Abbrucharbeiten und so weiter ein.

Die beiden Wachen postierten sich vor der Tür.

Ich war alleine. Wie bewältigte ich die Aufgabe, einen Kachelofen ohne alle Fachkenntnis zu bauen? Reden wir nicht davon.

Wer um sein Leben kämpft, bringt Dinge fertig, die er nie für möglich gehalten hätte.

Ich nahm den Ofen möglichst vorsichtig auseinander, um die Kacheln nicht zu beschädigen, und merkte mir dabei genau, wo die Zugröhren verliefen und wie man sie zusammensteckte.

Dann baute ich den Kachelofen und den Küchenherd an den gewünschten Stellen wieder auf.

Ich brauchte vier Tage dafür.

Als ich dann am fünften Tag den neuerrichteten Ofen das erste Mal versuchsweise befeuern sollte, schaffte ich es, im Lager so gründlich verloren zu gehen, dass ich, obwohl ich die Rufe nach dem Vorarbeiter der Ofensetzer deutlich hörte, unentdeckt blieb.

Niemand dachte nämlich daran, bei den Gärtnern im neuen Garten des Lagerkommandanten zu suchen ...

Niemand hatte unsere Häftlingsnummern aufgeschrieben; damals taten das oft noch nicht einmal die Kapos der Arbeitskommandos.

Ich habe nie herausgefunden, wie gut mein neuer Ofen zog, oder ob er qualmte...

Kehren wir noch einmal zu dem Augenblick zurück, als ich mich plötzlich in der Privatwohnung des SS-Manns in der Stadt wiederfand.

Ich soll mich ja an die reinen Fakten halten ...

In Auschwitz hatte ich bis dahin schon vieles Schreckliche gesehen; all das hatte mich nicht brechen können.

Aber hier, wo es keine Schlagstöcke und Tritte gab, schlug mir plötzlich das Herz bis zum Hals, und mir ging es schlimmer denn je...

Ich weiss ... natürlich soll ich nur die Fakten schildern, und genau das tue ich auch. Genau so war es, aber weil das hier aus meinem Inneren kommt, klingt es vielleicht nicht ganz so trocken.

Ich war alleine mit meinem «Ofenproblem», aber es ging gar nicht um den Ofen. Was – gab es denn noch eine Aussenwelt, in der die Menschen ein ganz normales Leben führten?

Hier gab es Häuser, Gärten, Blumen. Frohe Stimmen. Spielende Kinder.

Direkt daneben aber – die Hölle, Mord und Totschlag, die Zerstörung alles Menschlichen, alles Guten...

Derselbe SS-Mann, der sich hier so menschlich gab, war dort ein Mörder und Folterer.

Wo war also die Wahrheit? Dort drüben ... oder hier?

Hier, bei sich zu Hause, baute er sein Nest. Seine Frau kam zu Besuch, er war verheiratet, also musste er doch zumindest gelegentlich irgendwelche Gefühle haben.

Kirchenglocken, Menschen, die beteten, einander liebten und gebaren, und direkt daneben ... all dieses Abschlachten.

Da erhob sich in mir der Drang zurückzuschlagen.

Es war ein Augenblick intensiven inneren Kampfs.

Danach noch vier Tage Arbeit mit dem Ofen, und zwischendurch immer die Rückkehr in diese Hölle, dieses Stück Erde – das war, als würde man ständig abwechselnd in Hitze und Kälte getaucht!

Und – ja, das härtete mich!

Inzwischen machte die erste Fünfergruppe Fortschritte und gewann einige neue Mitglieder.

Einer davon war Hauptmann 7. Sein Name war Michal [Michal Romanowicz]. Hauptmann Michals Methode, den anderen Häftlingen ihr Los zu erleichtern, bestand darin, morgens beim Aufstellen in Reih und Glied zu helfen. Wenn

die Kapos ihn hören konnten, fluchte er und beschimpfte seine Kameraden, wobei er die Aufstellung vorantrieb und vielen die Schläge eines Kapos ersparte, indem er möglichst viel Aufregung und Lärm verursachte, aber dabei, wenn der Kapo es nicht sehen konnte, den Häftlingen verschwörerisch zuzwinkerte.

Die Kapos hielten ihn daraufhin für befähigt, eine Zwanzigergruppe zu kommandieren, teilten ihm vier Fünfergruppen zu und machten ihn damit zum Vorarbeiter.

Michal war es, der mich an jenem kritischen Tag rettete, als ich den Kapos aus dem Weg gehen musste, indem er mich in der Zwanzigergruppe eines befreundeten Unterkapos unterbrachte, einem der Arbeitskommandos ausserhalb des Lagers.

So endete ich in einer Abteilung bei der Feldarbeit in der Nähe der Villa des Lagerkommandanten.

Währenddessen wurde im Lager nach dem Ofensetzer gesucht, bis Otto sich schliesslich einen anderen Häftling griff und die Fünfergruppe wieder vollständig war.

Es regnete den ganzen Tag bei starkem Wind.

Draussen auf dem Feld sollten wir einen Garten für den Kommandanten anlegen und wurden, so kam es uns vor, bis ins Innerste durchnässt. Der Wind schien geradewegs durch uns hindurchzublasen. Wir hatten keine trockene Faser am Leib. Wir mussten dem Wind immer den Rücken zudrehen; in Windrichtung gedreht hielt man es nicht lange aus. Das Blut gefror uns in den Adern; nur rasches Hantieren mit dem Spaten brachte ein wenig Wärme, auch wenn wir dadurch unsere eigenen Energiereserven aufbrauchten. Mit denen mussten wir vorsichtig umgehen, weil wir nicht wussten, ob wir sie wieder auffüllen konnten.

Wir mussten unsere Häftlingskleidung ausziehen. Im Hemd, ohne Socken, die Holzschuhe tief im Schlamm, ohne Mütze, waren wir dem Regen ausgesetzt, der uns über Kopf und Gesicht strömte und uns dampfen liess wie Pferde, wann immer er nachliess.

Das Jahr 1940 mit seinem besonders regnerischen Herbst war schlimm für die Insassen von Auschwitz. Besonders oft regnete es beim Appell. Stundenlanges Stehen im Regen wurde zur Regel, selbst an guten Tagen, wenn das Wetter sonst schön war. Beim Appell wurde alle durchnässt: Die Feldarbeiter, die schon den ganzen Tag draussen gewesen waren, und auch die Häftlinge, die unter Dach arbeiteten.

«Alte Nummern», also jene, die zwei oder höchstens drei Monate vor uns gekommen waren,²³ hatten die Arbeiten in geschlossenen Räumen.

Diese drei Monate machten einen grossen Unterschied nicht nur bei den zuge- teilten Arbeiten (diejenigen unter Dach waren inzwischen alle vergeben), sondern auch bei den Erfahrungen, die man machte.

Ein Häftling, der einen Monat später als ein anderer kam, unterschied sich eigentlich nicht so sehr von ihm, weil er dreissig Tage weniger dort verbracht hatte, sondern weil er nicht dieselben Foltermethoden erlebt hatte, die einen Monat zuvor in Gebrauch gewesen waren; diese Foltern veränderten sich ständig, auch wenn die ganze Bagage von Aufsehern, Einpeitschern und sonstigen Existenzen, die sich auf diese ekelhafte Weise bei der Lagerleitung einschmeicheln wollte, immer noch genug vorrätig hatte.

In den folgenden Jahren änderte sich das nicht. Damals dachten wir aller- dings gar nicht in solchen Zeiträumen. Kazik (aus Block 17) meinte einmal: «Das erste Jahr ist das schlimmste.» Einige lächelten höflich. «Ein Jahr? Weihnachten sind wir doch zu Hause. Die Deutschen sind bald geschlagen. Die Engländer kom- men!» usw. usw. (so Slawek Szpakowski). Andere erfüllte der Satz mit bösen Vor- ahnungen. «Ein Jahr? Wer kann denn hier ein ganzes Jahr überleben?» Wenn man jeden Tag mit dem Tod Blindkuh spielte – heute noch nicht, vielleicht morgen! –, erschien ein Tag manchmal bereits so lang wie ein Jahr.

Noch seltsamer war, wie ein einzelner Tag sich wie ein endloser Albtraum hin- ziehen konnte. Manchmal, wenn man keine Kraft für eine Arbeit mehr hatte, die doch getan werden musste, war eine Stunde eine Ewigkeit – aber die Wochen flo- gen vorüber. Das war sehr seltsam, und doch war es genau so – es konnte einem vorkommen, als sei die Zeit oder die eigene Wahrnehmung aus den Fugen ...

Dass unsere Wahrnehmung nicht mehr die normaler Menschen war – die von Menschen draussen in der wirklichen Welt –, stand sowieso fest.

Wenn wir starben, waren wir zwar immer noch dieselben Menschen, die einst auf der Erde gelebt hatten, aber im Inneren wurden wir zu jemand anderem.

Nicht selten hörte man, wie jemand sein Leben in dem Aufschrei zusammen- fasste: «Was für ein Narr ich doch war!»

Nach einigen schwierigen Phasen hatten wir also zusammengefunden, und die Erfahrung bis jetzt unvorstellbarer Belastungen hatte uns in einer Freund-

23 Der erste Transport polnischer Gefangener traf im Juni 1940 ein. (Anm. d. Übers.)

schäft zusammengeschweisst, die alles in der wirklichen Welt Mögliche übertraf...

Wenn man seine «Kumpel» hatte, die einander halfen, manchmal unter Einsatz des eigenen Lebens... und dann, mein Freund, wird plötzlich vor deinen Augen einer deiner Kumpel umgebracht, auf die furchtbarste Weise ermordet... Was dann?!...

Man wollte nur eins tun ... Sich auf den Mörder stürzen und mit ihm zusammen sterben... Das kam auch dann und wann vor, aber am Ende gab es dann nur einen Toten mehr...

Nein, das war keine Lösung! So würden wir alle im Nu sterben ...

Also schaute man zu, wie der Kamerad langsam starb, und man starb sozusagen mit ihm... Im Zuschauen fühlte man, wie man selbst starb... und doch lebte man weiter... Man fasste sich wieder, man richtete sich auf... Man überlebte.

Und wenn man immer wieder so stirbt, sagen wir mindestens 90 Mal, dann wird man, ob man möchte oder nicht, ein anderer Mensch.

Aber Tausende von uns starben dort... Zehntausende... später sogar Hunderttausende.

Wie komisch erschienen uns die Aussenwelt und ihre Menschen, die sich mit Dingen abgaben, die uns völlig irrelevant vorkamen.

So verbanden wir uns mit emotionalen Knoten.

Nicht alle aber reagierten so.

Das Lager war ein Prüfstein des Charakters.

Manche gerieten in einen moralischen Sumpf.

Andere wurden zu einem Charakter aus feinstem Kristall gemeisselt.

Wir wurden mit einer scharfen Klinge bearbeitet. Sie schnitt schmerzhaft in unsere Körper, aber in unserer Seele fand sie Felder zum Pflügen ...

Irgendwann durchlief jeder diesen Umformungsprozess.

Wie vom Pflug gewendete Erde – manche waren bereits rechts zu fruchtbaren Erdreihen gepflügt, während die Erde zur Linken erst nach der nächsten Wende an der Reihe war.

Von Zeit zu Zeit sprang der Pflug über einen inneren Stein und liess einen Teil des Bodens ungepflügt und unfruchtbar – ein nutzloser Streifen – eine unfruchtbare Stelle...

Wir verloren alle unsere Titel...

Ränge und Diplome blieben in der Aussenwelt zurück...

Als ob wir bereits in der Geisterwelt wären, sahen wir auf diese Körper zurück, die noch in irdische Unwesentlichkeiten gekleidet waren, und konnten alle unsere Kumpel in ihren früheren Leben sehen: diesen mit diesem Titel und jenen mit jenem Titel, und lächelten nur nachsichtig darüber, wie man es bei Kindern tut...

Wir nannten einander nur noch beim Vornamen.

Nur Zugänge wurden förmlich angeredet, denn die verstanden noch nichts.

Unter uns wäre es eine Beleidigung gewesen.

Als ich Oberst R [Tadeusz Reklewski] einmal aus Gewohnheit mit «Herr Oberst» anredete, erwiderte er scharf: «Lass bitte den Unsinn.»

Wie anders ist das doch in der Aussenwelt.

Dort würde sich ein einfacher Soldat seinen Freunden gegenüber damit brüsten, dass er sich mit jemandem duzte, der zwei Ränge über ihm stand.

Hier – war all das spurlos verschwunden.

Wir waren nur noch unsere reine Essenz.

Ein Mann wurde als das gesehen und galt als das, was er wirklich war...

Ich arbeitete zwei Tage lang im Garten des Kommandanten.

Wir legten Blumenbeete und Wege an. Wir hoben aus den tiefergelegten Pfaden aus. Wir füllten Bodensenken mit dicken Schichten Ziegelgrus. Wir rissen sogar einige kleinere Häuser in der Umgebung ab. Mit der Zeit wurden dann alle Häuser um das Lager herum, besonders diejenigen zwischen der Kleinen und der Grossen Postenkette, abgerissen, also in einem Radius von mehreren Kilometern.

Die deutschen Aufseher stürzten sich mit besonderem Eifer und sogar Wut auf diese von Polen errichteten Gebäude.

Teure Villen und bescheidene, aber hübsche Häuschen, für die irgendein polnischer Arbeiter ein ganzes Leben gespart hatte, verschwanden, abgetragen von den Häftlingen – selbst Polen, angetrieben mit Schlagstöcken und einem Hagel von Flüchen.

Die Arbeit im Garten und beim Häuserabbruch bot den Aufsehern endlose Möglichkeiten für Schläge und Tritte.

Nachdem wir die Dächer abgetragen und die Wände abgebrochen hatten, blieb als härteste Arbeit noch das Ausgraben der Fundamente, die völlig verschwinden sollten. Die Gruben wurden aufgefüllt, und sollte der Eigentümer eines Tages zurückkehren, würde er kaum noch den Ort ausmachen können, an dem sein Familiennest einmal gestanden hatte.

Wir gruben teilweise sogar die Bäume aus. Nichts blieb von dem ganzen Bauernhof.

Bei diesen Abbrucharbeiten fiel mir einmal ein Bild der Jungfrau Maria auf, das in einem Strauch hing und das dort, so schien es mir, einsam und doch in Frieden ruhte, inmitten des Chaos und der Zerstörung immer noch unverseht.

Keiner von uns wollte es zerstören.

In den Augen der Kapos hing es dort, Regen, Schnee und Frost ausgesetzt, genau richtig, um möglichst schnell zu verrotten.

Später konnte man es immer noch in diesem inzwischen verschneiten Busch hängen sehen, von Reif überzogen und mit glitzernden Blattgoldauflagen; durch den Teil des Glases, der nicht zugefroren war, schauten noch Gesicht und Augen heraus, sodass die Häftlinge, die in jenem Winter mit heiseren Schreien und Tritten zur Arbeit getrieben wurden, durch diesen Anblick in Gedanken nach Hause versetzt wurden, manche zu ihren Ehefrauen, andere zu ihren Müttern.

Durchnässt bei der Arbeit, durchnässt beim Appell, legten wir nachts unsere nassen Häftlingsuniformen als Kopfkissen unter.

Morgens zog man die nassen Sachen wieder an und ging, ohne Socken in Holzschuhen, die man immer wieder verlor, und ohne Mütze wieder in den Regen und den beissenden Wind hinaus.

Es war bereits November.

Hin und wieder schneite es...

Einige der Häftlinge konnten nicht mehr. Sie kamen ins Lazarett und kehrten nicht wieder zurück.

Merkwürdig: Ich war kein Herkules, aber ich bekam nicht einmal einen Schnupfen.

Nach einigen Tagen im Garten nahm mich Michal in seine Zwanzigergruppe auf, für die er die Arbeiter selbst aussuchen durfte.

Erwählte hauptsächlich Männer, die entweder bereits [in Pileckis Geheimorganisation] aufgenommen waren oder ihr wahrscheinlich beitreten würden: wertvolle Menschen, die es verdienten, gerettet zu werden.

Unsere Zwanzigergruppe gehörte zu einer Hundertergruppe, die mit einem Dutzend weiterer zum Industriebau II ausrückte.²⁴

Dort gab es ein paar Kapos, die regelrecht verrückt spielten: der Schwarze

24 Bereich an einem Nebengleis, in dem Baumaterial abgeladen und gelagert wurde. (Anm. d. Übers.)

August, Sigrod [Johann Siegruth], Bonitz [Bernard Bonitz], der Weisse August und andere.

Es gab einige junge Nassforsche, Volksdeutsche,²⁵ die den Deutschen halfen und besonders gerne andere Gefangene ins Gesicht schlugen, sie mit Knüppeln prügelten und so weiter.

Einer von ihnen trieb es zu weit, und einige Tage später fand man ihn erhängt in einer Baracke: «Er muss sich umgebracht haben, niemand hat ihn aufgehalten» – wie es ja die Lagerordnung vorschrieb.

Michal als Vorarbeiter und seine Zwanzigergruppe erhielt eines der kleineren Häuser in einem Feld zum Abbruch zugeteilt.

Er führte uns hin, und wir «schufteten» dort einige Wochen lang.

Wir sassen in den Ruinen der Fundamente und ruhten uns nach der Arbeit aus; hin und wieder schlugen wir ein paarmal mit der Spitzhacke zu, damit Arbeitsgeräusche zu hören waren.

Dann und wann schleppten wir eine Trage mit dem Abbruchschutt hinaus, in den wir Wände und Fundamente verwandelten.

Mit diesem Schutt wurde einige hundert Meter entfernt eine Strasse angelegt.

Keiner der Aufseher machte sich die Mühe, bis zu unserem Haus hinüberzukommen, das ziemlich weit von den Arbeitsstätten der anderen Hundertergruppen entfernt lag.

Die Kapos hatten genug zu tun, einige Hundertergruppen «verdammter Polenschweine» fertigzumachen, und vergassen uns einfach, oder es war ihnen zu mühsam, durch die verschlammten Felder zu stapfen.

Michal hielt Wache und passte auf. Wenn ein SS-Mann oder Kapo zu nahe kam, begannen wir sofort, Schutttragen nach draussen zu schleppen und mit den Spitzhacken wie wild auf den Zement der Fundamente und Kellerdecken einzuschlagen.

Ich arbeitete neben Slawek Szpakowski. Unsere Unterhaltung drehte sich grösstenteils um kulinarische Angelegenheiten. Weil wir beide Optimisten waren und etwa dieselben Leibgerichte hatten, entwarf Slawek in allen Einzelheiten das Menü, das er servieren würde, wenn er mich nach der Befreiung zu sich nach Hause in Warschau einladen würde.

Hin und wieder, wenn uns zu kalt wurde und der Regen in unseren Kragen

25 Vermutlich polnische Staatsbürger deutscher Herkunft. (Anm. d. Übers.)

sickerte, arbeiteten wir ein bisschen härter, um warm zu werden, und brachen grosse Betonbrocken los.

In unseren gestreiften Häftlingsuniformen mit Spitzhacken und Hämmern boten wir ein Bild, auf das die Liedzeile «mit dem Hammer in der Hand stehen wir vor der Steinbruchwand ..»²⁶ genau passte. Slawek versprach, er wolle, wenn wir diesem Inferno entkommen seien, mein Porträt in Häftlingsuniform und mit Spitzhacke malen.

Es muss unser Optimismus gewesen sein, der uns am Leben hielt, dann alles andere – die Wirklichkeit – war düster genug.

Der Hunger nagte in unseren Eingeweiden.

Wenn wir doch jetzt nur das Brot gehabt hätten, das wir am Tag unserer Einlieferung ins Lager in die Schubkarren gelegt hatten!

Da wussten wir noch nicht, was Brot wert ist.

Nahe unserer Arbeitsstätte, aber hinter dem Stacheldrahtzaun, der die äussere Grenze des Lagerbereichs bildete, grasten eine Kuh und zwei Ziegen und kauten zufrieden an den Kohlrübenblättern, die auf der anderen Seite wuchsen.

Auf unserer Seite wuchsen keine Kohlrübenblätter. Sie waren alle gegessen worden. Nicht von Kühen, sondern von Geschöpfen, die immer noch etwas Menschliches hatten, von Häftlingen. Von uns.

Wir assen rohe Kohlrüben.

Wir beneideten die Kühe darum, dass sie dieses Gemüse verdauen konnten. Ein grosser Teil von uns hatte Magenprobleme, und Durchfallerkrankungen breiteten sich unter den Häftlingen immer weiter aus.

Aus irgendeinem Grund hatte ich keine Verdauungsprobleme.

So simpel es klingen mag – es gab im Lager kaum etwas Wichtigeres als einen gesunden Magen.

Wer krank wurde, musste ungeheure Willenskraft aufbringen und wenigstens kurzzeitig fasten, um den Magen zu schonen.

Eine spezielle Schonkost gab es ja nicht. Im Lazarett war sie zwar zu haben, aber dort kam man nicht nur schwer hinein, sondern meistens nur durch den Schornstein des Krematoriums wieder hinaus.

26 Aus dem Lied «Nie dbam jaka spadnie kara» («Wie auch immer sie mich bestrafen»). Der Text stammt von dem gefeierten polnischen Dichter Adam Mickiewicz und datiert aus den 1830er-Jahren, als viele Polen nach dem gescheiterten Aufstand von 1830/31 von den zaristischen Behörden nach Sibirien verbannt wurden. (Anna. d. Übers.)

Auch die Willenskraft, so entscheidend sie war, reichte manchmal nicht aus.

Selbst wenn ein Häftling mit grosser Überwindung sein Mittagessen weiterverschenkte und nur das Brot aufhob, um es zu trocknen oder im Kohlenfeuer zu rösten und gegen den Durchfall zu nehmen, hatten ihn die ständigen Ausscheidungen oft schon so geschwächt, dass er bei der Arbeit in den Augen eines Sadisten mit Schlagstock als «fauler Hund» galt und zu Tode geprügelt wurde.

Bei der Rückkehr ins Lager zum Mittags- und Abendappell, also zweimal täglich, mussten wir alle Ziegel schleppen.

Zuerst waren es zwei Tage lang sieben Ziegel, dann einige Tage lang sechs und schliesslich wurde eine Norm von fünf Ziegelsteinen eingeführt.

Bei unserer Ankunft gab es innerhalb des Stacheldrahts 6 zweistöckige und 14 einstöckige Gebäude. Jetzt wurden auf dem Appellplatz 8 neue zweistöckige Blöcke gebaut und die einstöckigen um eine Etage aufgestockt.

Alle Baumaterialien dazu (Ziegel, Eisenträger, Kalk) mussten wir von Hand mehrere Kilometer weit schleppen.

Als die Bauarbeiten beendet waren, hatten mehrere Tausend Häftlinge dafür ihr Leben lassen müssen.

Die Arbeit in Michals Zwanzigergruppe ersparte uns allen viel Mühe.

Dann zog sich der anständige Michal, während er vor dem Haus, das wir abbrachen, über unsere Sicherheit wachte, eine Erkältung zu, die sich zu einer Lungenentzündung auswuchs, und musste ins Lazarett. Er starb im Dezember.

Als er uns verliess, um in den Krankenbau zu gehen, war es noch Ende November; wir kamen jetzt schnell «unter Aufsicht» wie die anderen Zwanziger- und Hundertergruppen, und das Morden fing wieder an.

Wir mussten Güterwaggons entladen, die auf ein Nebengleis rangiert waren. Eisenträger, Glasscheiben, Ziegel, Leitungsrohre, eiserne Regenrinnen. Sämtliches Baumaterial für die Erweiterung des Lagers kam hier an. Die Güterwaggons mussten im Akkord entladen werden. Wieder hasteten wir, von Schlagstöcken getrieben, schlepten, stolperten, wankten unter der Last und mühten uns ab, zusammengekrümmt unter einem zwei Tonnen schweren Balken oder einem Eisenträger.

Selbst wer hier nicht zusammenbrach, verbrauchte seine letzten Energiereserven, die er sich hatte aufsparen können.

Für die Häftlinge war es täglich eine Überraschung, dass sie immer noch lebten und laufen konnten, wo wir doch schon längst die Schwelle dessen überquert hatten, was auch der Stärkste ertragen konnte.

Ja, wir entwickelten einerseits eine Art tiefer Verachtung für jene, die man um ihrer Körper willen immer noch als Menschen betrachten musste, aber auch einen grossen Respekt vor der seltsamen menschlichen Natur, deren Stärke darin bestand, dass sie eine Seele hatte und in sich offenbar etwas Unsterbliches enthielt.

Natürlich wurde das von Dutzenden Leichen widerlegt, die wir, immer zu viert, zum Appellplatz zurückschleppten.

Die kalten Hände und Füsse, an denen wir die Leichen hielten, waren nichts als Knochen unter blauer Haut.

Gleichgültige Augen sahen uns aus den blauen, grauen und violetten Gesichtern an, die oft die Spuren von Schlägen zeigten.

Einige der Leichen, noch warm, den Kopf von einem Spatenhieb zerschmettert, schwangen im Rhythmus der Marschkolonne hin und her, die sich bemühte, im Tritt zu bleiben.

Die Nahrung hätte vielleicht ausgereicht, um bei völliger Untätigkeit ebenso dahinzuvegetieren, aber für unsere Arbeit reichte sie bei Weitem nicht aus; wir konnten damit weder die Kraft ersetzen, die unsere Muskeln aufwandten, noch die Energie, die wir verbrauchten, um unsere Körper, die vom ständigen Aufenthalt im Freien ausgekühlt waren, wieder aufzuwärmen.

Im Industriefabrik II setzten Slawek und ich, nachdem Michal uns verlassen hatte, unsere ganze List ein, um uns zwischen den Knüppeln hindurch immer in die beste Gruppe zu schmuggeln.

Erst mussten wir Güterwaggons abladen, dann kamen wir ins Strassenbaukommando des Weissen August.

In diesem Kommando arbeiteten wir in der Nähe der Vorratsmagazine. Plötzlich nahmen wir einen starken Geruch nach Räucherfleisch wahr.

Unser Geruchssinn, vom Hunger geschärft, war damals erstaunlich empfindlich.

In unserer Vorstellung sahen wir ganze Reihen aufgehängter Schinken und Lendenstücke vor uns.

Na und? Sie waren nicht für uns!

Diese Vorräte konnten nur der «Herrenrasse» vorbehalten sein.

Auf jeden Fall, so scherzten wir, war der Geruchssinn ein Beweis, dass wir keine Menschen mehr waren. Die Vorratsräume waren 40 Meter entfernt. Unsere Nasen waren die von Tieren, nicht mehr die von Menschen.

Das war es, was uns letztlich immer rettete: unser Sinn für Humor.

Und dennoch erschöpften uns alle diese Strapazen langsam zu Tode.

Beim Ziegeltragen, besonders abends, schritt ich anscheinend selbstsicher aus.

Aber in Wirklichkeit verlor ich manchmal dabei das Bewusstsein und lief mehrere Schritte weit völlig mechanisch vor mich hin, wie in Trance... Ich war völlig «weggetreten». Ich sah grüne Punkte vor den Augen ... Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich gestolpert...

Wenn mein Gehirn wieder einsetzte und meinen inneren Zustand wahrnahm, dann schreckte ich immer hoch und gab mir selbst den Befehl: «Du gibst auf keinen Fall auf».

Und dann ging ich weiter... getrieben alleine von Willenskraft.

Die Benommenheit verging langsam wieder... Ich schaffte es durch das Lager-tor. Jetzt verstand ich die Bedeutung der Inschrift «Arbeit macht frei» darüber.

Oh ja, Arbeit macht frei – frei vom Lager... vom Bewusstsein – wie ich erst vor einem oder zwei Augenblicken erlebt hatte. Sie befreit die Seele vom Körper und schickt diesen Körper – ins Krematorium.

Wir mussten etwas unternehmen – wir konnten diesen Verfallsprozess nicht einfach so weitergehen lassen.

Wenn wir drei – ich und die beiden Wladeks (Oberst 1 [Surmacki] und Dr. 2 [Dering]) – zusammenkamen, fragte Wladek 2 immer: «Und, Tomasz, wie geht's dir?» Ich antwortete dann immer fröhlich, es gehe mir gut.

Zu Anfang waren sie überrascht, dann gewöhnten sie sich daran und glaubten schliesslich sogar, es gehe mir wirklich gut.

Ich hätte aber gar nicht anders antworten können. Ich wollte meine «Arbeit» tun. Meine Kameraden waren zwar schon energisch daran gegangen – einer hatte seine Stellung im Lazarett verbessert und konnte schon etwas bewirken, und ein anderer hatte im Baubüro eine neue Fünfergruppe gegründet –, aber ich musste unausgesetzt darauf bestehen, dass diese «Arbeit» menschenmöglich war, und damit der Psychose entgegenwirken, der Nr. 3 [Jerzy de Virion] bereits zu unterliegen begann, dass nämlich die Umstände doch zu schwierig waren.

Wenn ich auch einmal nur einmal zugegeben hätte, dass es mir schlecht ging oder wie schwach ich wirklich war und dass ich so erschöpft war, dass ich nach jedem Strohalm greifen würde, um mich zu retten – wie hätte das ausgesehen?

So würde ich niemanden inspirieren und auch von niemandem irgendein Opfer fordern können.

Also ging es mir gut – bis auf Weiteres nur in den Augen der anderen. Später allerdings fühlte ich mich wirklich gut, wie ich noch schildern werde, trotz der

ständigen Lebensgefahr und Anspannung und nicht nur als Behauptung nach aus-
sen.

In gewisser Weise bekam ich eine gespaltene Persönlichkeit.

Während mein Körper all diese Qualen durchmachte, fühlte ich mich geistig
manchmal grossartig, und das nicht nur im abstrakten Sinn.

Allmählich schlug Zufriedenheit Wurzeln im Gehirn – sowohl durch die spiri-
tuellen Erfahrungen als auch wegen des interessanten, rein intellektuellen Spiels,
das ich hier spielte.

Allerdings musste man auf seinen Körper achten und ihn, um irgendetwas er-
reichen zu können, irgendwie davor schützen, umgebracht zu werden.

Man musste eine Arbeit unter Dach, in einem geschlossenen Raum, ergattern,
um nicht der Witterung zu erliegen.

Slawek träumte davon, in die Schnitzereiabteilung der Schreinerei zu gelan-
gen.

Er wollte dann versuchen, mich ebenfalls dort unterzubringen.

Inzwischen gab es zwei Schreinereien im Lager, eine grosse im Industriebau I
und eine kleinere in Block 9 (alte Nummerierung) des Hauptlagers.

Einer meiner Arbeitskollegen aus Warschau, Hauptmann 8 [Ferdynand Troj-
nicki], mit dem Spitznamen Fred, war bereits dort untergekommen.

Auf meine Anfrage hin meinte er, ich könnte vielleicht dort eine Stelle bekom-
men, wenn ich es schaffte, den Vorarbeiter zu überreden.

Dieser Vorarbeiter war ein Volksdeutscher namens Wilhelm Westrych aus
Pyrzy bei Warschau. Er war wegen Valutageschäften auf dem Schwarzmarkt ver-
urteilt und sollte bald entlassen werden.

Westrych war zwar Volksdeutscher, versuchte sich aber auf beiden Seiten ein-
zuschmeicheln: Er arbeitete für die Deutschen, rettete aber manchmal Polen, wenn
er sich davon zukünftige Vorteile erhoffte.

Besonders ehemaligen polnischen Prominenten half er, damit er sich im Falle
einer deutschen Niederlage auf sie berufen konnte, um seine Kollaboration mit
den Deutschen schönzureden.

Also musste ich ein Prominenter werden.

Damals entschloss ich mich, aufs Ganze zu gehen.

Mein Kamerad Hauptmann 8 [Ferdynand Trojnicki] erklärte sich bereit, den
Vorarbeiter zu einem Treffen vor Block 8 (alte Nummerierung), wo er unterge-
bracht war, zu überreden.

Dort fand also unser Gespräch statt. Ich erklärte ihm kurz, es sei nicht über-

raschend, dass er sich nicht an mich erinnere, denn wer hatte schon von Tomasz... (hier gab ich meinen «Lagernamen» an) gehört? «Es ist allerdings so, dass ich unter Pseudonym hier bin.»

Jetzt lag mein Leben in der Hand des Schicksals... Ich dachte an meinen Sienkiewicz.²⁷

Es genügte schon, wenn der Vorarbeiter den SS-Leuten und Kapos, mit denen er zu tun hatte, meldete oder ihnen gegenüber auch nur erwähnte, dass hier jemand unter falschem Namen war, und es wäre um mich geschehen gewesen.

Ich beschreibe lieber nicht, wie ich Westrych «herumkriegte» ...

Jedenfalls gelang es mir. Er begann mich zu siezen, was von einem Vorarbeiter gegenüber einem Häftling aus der grauen Masse plötzlich nicht mehr wie eine Beleidigung klang; ganz im Gegenteil. Er glaubte auf einmal, er müsse mich schon einmal gesehen haben... Vielleicht erkannte er mich von Bildern eines Empfangs im Warschauer Schloss oder anderswo wieder, aber was am wichtigsten war: Er behauptete, anständigen Polen helfe er immer gerne, denn er fühle sich selbst als einer und so weiter. Ich solle am nächsten Tag in der Schreinerei antreten (in der kleinen), und er würde mit dem Werkstattkapo dort alles klären. Ich würde bestimmt angenommen werden, und er hoffte, ich werde mich ihm in Zukunft einmal erkenntlich zeigen.

Diese Unterhaltung fand am Abend des 7. Dezember statt.

Am nächsten Tag, dem 8. Dezember, meldete ich mich nach dem Morgenappell in der Schreinerei.

Bis jetzt, bei der Arbeit im Freien, hatte ich weder Mütze noch Socken gehabt. Jetzt, wo ich es nach drinnen ins Warme geschafft hatte, bekam ich auf einmal – welche Ironie – von Westrych erst Socken und dann, am 15. Dezember, auch noch eine Mütze.

In der Schreinerwerkstatt stellte er mich dem Kapo als erfahrenen Schreiner vor (schlechte wurden nicht angenommen), der trotzdem nur zur Probe angestellt werden solle.

Der Kapo musterte mich und nickte dann zum Einverständnis.

Dieser Arbeitstag verging unter ganz anderen Bedingungen, als ich sie kannte. Ich hatte es warm und trocken, und die Arbeit war sauber.

27 Henryk Sienkiewicz (18146-1916) ist einer der populärsten Romanschriftsteller Polens und Literaturnobelpreisträger 1905. Zu seinen bekanntesten Werken gehört der Roman *Quo vadis*. (Anm. d. Übers.)

Wenn man hier bestraft wurde, dann nicht durch Schläge, sondern durch Hin-
auswurf – man flog aus der Schreinerei und wurde in der Hölle des eigentlichen
Lagers der allgemeinen Folter ausgesetzt.

Um allerdings hierbleiben zu können, musste man auch etwas können.

Ich war kein ungeschickter Mensch, aber es war nun einmal so, dass ich keine
Ahnung vom Schreinern hatte.

Ich ging zur Werkbank eines guten Schreiners, den ich später als Mitglied für
unsere Organisation gewinnen konnte. Es war Korporal 9 [Czeslaw Wqowski],
sein Vorname lautete Czesiek.

Ich versuchte ihn so gut wie möglich nachzuahmen, folgte seinen Anweisungen
und lernte die Handgriffe, die bei einem echten Schreiner ganz automatisch kom-
men.

Der Kapo beaufsichtigte uns und war selbst Schreiner. Also musste jede Bewe-
gung professionell aussehen.

Zunächst hatte ich noch nicht viel zu tun. Ich hobelte Bretter glatt oder sägte
gemeinsam mit Czesiek, der meinte, für den ersten Versuch stelle ich mich gar
nicht schlecht an.

Am nächsten Tag wies mir der Kapo eine eigene Aufgabe zu. Jetzt kam es da-
rauf an, dass ich etwas Brauchbares ablieferte. Zum Glück war es nicht sehr
schwierig, und mit Czesieks Hilfe meisterte ich die Arbeit ganz gut.

An diesem Tag gelang es uns auch noch, Slawek in die Schreinerwerkstatt zu
schmuggeln, weil der Kapo nach einem Schnitzer suchte und ich und ein anderer
Häftling Slaweks Nummer als die eines guten Schnitzers angaben.

Einen Tage später bekam Czesiek vom Kapo eine bestimmte Arbeit zugewie-
sen.

Ich wurde ihm als Helfer zugeteilt und folgte seinen Anweisungen. Er war sehr
zufrieden mit mir.

Das half aber nichts. Der Kapo war unzufrieden mit Czesieks Arbeitsweise, und
wir wurden beide Knall auf Fall aus der Schreinerei geworfen: Czesiek, der Hand-
werker, und ich, sein Lehrling.

«Stell dir vor – so ein guter Schreiner, und er pfuscht beim Verzapfen», erzähl-
ten die anderen Schreiner sich über unser trauriges Schicksal. Dabei hatte Czesiek
nichts verpfuscht, sondern den Kapo so verstanden, dass das betreffende Einzel-
stück ohne Verzapfung gefertigt werden sollte.

Auf jeden Fall war es ein harter Schlag.

Wir kamen wegen Schlamperei bei der Arbeit wieder ins eigentliche Lager,

und zwar zu einer Strafabteilung «bei den Schubkarren» zur Verfügung des Lagerältesten.

Der Tag «bei den Schubkarren» im Lager begann mit einem harten Morgen.

Bruno und der für die Disziplin zuständige Lagerkapo liessen uns keine Ruhe.

Es herrschte strenger Frost, aber der ständige Laufschrift liess uns die Kälte nicht spüren.

Anders stand es um unsere körperliche Schwäche. Czesiek, der bereits einige Zeit in der Schreinerei gearbeitet hatte, war dort wieder zu Kräften gekommen. Mir retteten die wenigen Tage des Ausruhens im Warmen vermutlich das Leben, weil auch ich ein wenig Kraft zurückgewonnen hatte.

Immerhin waren wir keine Neulinge mehr.

Czesiek schaffte es am Vormittag, und mir gelang es am Nachmittag, sich eine kleine Ruhepause zu verschaffen, jeweils in unterschiedlichen Blocks.

Inzwischen kannten wir uns im Lager aus und konnten Dinge riskieren, für die ein Zugang sofort verprügelt worden wäre.

Der Tag verging irgendwie, aber was sollte jetzt werden?

Czesiek kam tatsächlich nicht in die kleine Schreinerei zurück. Später traf ich ihn woanders wieder.

Aber Westrych hatte offenbar beschlossen, mich unter seine Fittiche zu nehmen.

Er liess mir durch Fred (Hauptmann 8 [Ferdynand Trojnickij]) mitteilen, ich solle mich am nächsten Morgen nach dem Appell wieder in der Schreinerei melden.

Am nächsten Tag erklärte er dem Kapo, dass ich nur Czesieks Anweisungen befolgt habe und ein guter Schreiner sei, und der Kapo war einverstanden, mich wieder aufzunehmen.

Um sicherzugehen, dass ich dem Kapo nicht wieder unangenehm auffiel, besorgte Westrych mir sogar eine Arbeit ausserhalb der Werkstatt. Weil der Kapo dort die Schreiner ständig überwachte, brachte Westrych mich zu Block 5 (alte Nummerierung) und übergab mich dem Blockältesten Baltosinski [in manchen Quellen Baltaziriski] mit den Worten, ich könne einen hölzernen Schuhabkratzer und eine Kohlschaufel schreinern, den Fensterrahmen reparieren und weitere kleinere Aufgaben übernehmen, für die man keinen erstklassigen Schreiner brauchte.

Wie ich später von Jurek 10 [Klarname unbekannt] erfuhr, sagte er Baltosinski auch, er solle gut auf mich aufpassen und mich ein bisschen aufpäppeln. Das

könne sich später auszahlen, ich sei nämlich nicht irgendjemand. Anscheinend sah Westrych immer noch Bilder vom Empfang im Schloss vor sich und fragte sich, an wen ich ihn erinnerte.

Ich arbeitete in Stube Nr. 2 von Block 5. Der Stubenälteste war ein Friseur aus Warschau namens Stasiak Polkwoski.

Dort führte ich die genannten Arbeiten aus.

Ich reparierte dies und das und baute aus Resten alter Schränke, die von der Schreinerei herübergebracht wurden, neue Spinde für die Stubenältesten.

Von denen bekam ich zusätzliche Essensrationen, und Baltosinski schickte mir «Nachschläge» zur Suppe – ich kam langsam wieder zu Kräften.

So arbeitete ich den ganzen Dezember und noch bis Anfang Januar 41, bis zu der Sache mit Leo, die ich noch berichten werde.

Das Jahr 1940 ging langsam zu Ende.

Bevor ich mich aber dem zuwende, was sich 1941 in Auschwitz ereignete, möchte ich gerne noch einige «Bilder aus dem Lagerleben» hinzufügen, die ins Jahr 1940 gehören.

Die Bestialität der deutschen Mörder, die die degenerierten Instinkte der Ausgestossenen und manchmal Kriminellen – seit Jahren in Konzentrationslagern inhaftiert – noch unterstrichen, die in Auschwitz unsere Vorgesetzten waren, nahm die verschiedensten Formen an.

In der Strafkompagnie vergnügten diese Monster sich damit, Männern, hauptsächlich Juden, mit einem Holzhammer auf einem Brett die Hoden zu zerquetschen.

Im Industriebhof II dressierte ein SS-Mann, der den Spitznamen «Perelka» [«kleine Perle»] trug, seinen Schäferhund auf den Mann, indem er ihn auf Häftlinge hetzte. Niemanden störte das.

Der Hund stürzte sich auf vorbeilaufende Häftlinge, riss die Geschwächten zu Boden, verbiss sich in sie, riss Stücke aus ihrem Körper, biss ihnen die Hoden ab und brachte sie durch Biss in die Kehle um.

Der erste Insasse, dem die Flucht aus Auschwitz gelang, weil es damals nur einen einzigen Stacheldrahtzaun gab, der ausserdem nicht unter Strom stand, hiess, wie zum Hohn der Lagerleitung, Wiejowski.²⁸

28 Kann etwa mit «Entlaufener» wiedergegeben werden. Der betreffende Häftling, Tadeusz Wiejowski, konnte zwar dem Lager entkommen, wurde aber im Herbst 1941 abermals verhaftet und erschossen. (Anm. d. Übers.)

Die Lagerleitung war ausser sich vor Wut.

Nachdem beim Appell festgestellt worden war, dass ein Insasse fehlte, mussten alle Häftlinge zur Strafe 18 Stunden lang in Habachtstellung auf dem Appellplatz ausharren.

Natürlich kann niemand so lange strammstehen.

Am Ende dieses «Strafappells» waren die Menschen in einem mitleiderregenden Zustand.

SS-Männer und Kapos liefen durch die Reihen der Häftlinge, die ausharren mussten, ohne essen oder auf die Toilette gehen zu dürfen, und schlugen mit ihren Knüppeln auf diejenigen ein, die sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten.

Einige Insassen brachen vor Erschöpfung einfach zusammen.

Der Lagerarzt, ein Deutscher, bat den Kommandanten um Milderung der Strafe. Der Kommandant erwiderte:

«Dann sterben sie eben. Wenn die Hälfte umgefallen ist, lasse ich abtreten.»

Der Arzt ging daraufhin durch die Reihen und riet den Häftlingen, sich hinzulegen.

Als die Mehrheit auf dem Boden lag und die Kapos das Prügeln satthatten, wurde der «Strafappell» schliesslich beendet.

In den folgenden Monaten wurde der Lagerzaun ausgebaut: Ein zweiter Stacheldrahtzaun wurde einige Meter ausserhalb des ersten um das Lager gezogen.

Ausserdem wurde auf zwei Seiten eine hohe Betonmauer vor dem Stacheldraht errichtet, die den Einblick von aussen in das Lager verhindern sollte.

Viel später wurde der Zaun dann noch unter Starkstrom gesetzt.

Zwischen der Sichtblende und den Stacheldrahtzäunen war das Lager von hölzernen Wachtürmen umgeben, die den Appellplatz und das Lager überblickten, ständig mit Wachsoldaten besetzt und mit automatischen Waffen bestückt waren.

Ausbruchsversuche wurden daher gewöhnlich nicht aus dem Lager selbst, sondern aus den Aussenkommandos unternommen, die ausserhalb des Lagers eingesetzt waren.

Die Bestrafung der anderen Häftlinge für einen Ausbruch milderte sich mit der Zeit so weit, dass die Strafappelle nach dem Abendappell nur so lange dauerten, dass wir vor dem Abendgong wenigstens noch etwas essen konnten.

Das war allerdings nicht festgelegt, und manchmal kamen wir wegen der Strafappelle um Mittagessen oder Abendbrot.

Nicht gemildert wurde die Strafe für den Ausbrecher selbst.

Ein erfolgreicher Ausbruch kostete den Häftling, wenn er wieder eingefangen wurde, immer das Leben: Er wurde sofort erschossen, in den Bunker gesteckt oder öffentlich gehängt.

Wer bei einem Ausbruchsversuch erwischt wurde, bekam aus Hohn und Spott eine Eselsmütze aufgesetzt und anderen lächerlichen Aufputz angehängt.

Um seinen Hals hing ein Schild, auf dem stand: «Ich bin ein Esel – ich wollte ausbrechen». Dann hängt man dem Häftling eine Trommel um, und so musste er, in lächerlichem Aufzug und die Trommel schlagend, an den Kameraden vorbei seinen letzten Gang auf Erden tun, alles zum Vergnügen der johlenden «Wachhunde».

Die Blocks, angetreten zum Appell, sahen diesem makabren Schauspiel in völliger Stille zu.

Solange der Ausbrecher nicht gefunden war, standen alle Blocks zum «Strafappell» stramm.

Mehrere Hundert Insassen unter der Aufsicht eines Rudels Kapos und eines Rudels Hunde schwärmten aus, um den oder die Ausbrecher zu finden, die sich meistens zwischen dem inneren und äusseren Zaun versteckten, wenn sie den äusseren noch nicht überwunden hatten.

Die Posten auf den Wachtürmen am äusseren Zaun wurden erst abgezogen, wenn beim Abendappell die Zahl der Häftlinge mit dem Soll übereinstimmte.

Einmal, während des Abendappells an einem besonders kalten und regnerischen Lag, an dem auch schon Schnee fiel, heulte plötzlich eine schneidende Sirene auf und verkündete die schlechte Nachricht eines «Strafappells».

Es stellte sich heraus, dass zwei Häftlinge fehlten.

Es wurde «Strafappell» angeordnet, bis die Ausbrecher, die sich irgendwo im Industriebereich II versteckt halten mussten, gefunden wären.

Einige Hundert Häftlinge wurden unter der Aufsicht von Kapos ausgeschickt, um sie zu suchen. Sie brauchten lange.

Inzwischen taten Schnee, Regen, Erschöpfung nach der Arbeit und unzureichende Kleidung ihr Bestes, um uns fertigzumachen.

Endlich kam der Gong; die Ausbrecher waren gefunden worden.

Nur die reglosen Körper der beiden Unglücklichen schafften es ins Lager zurück.

Einer der ausgeschickten Schläger, wütend über die Verlängerung des Arbeitstags, hatte einem der beiden ein schmales Brett in den Rücken, durch die Nieren

und in den Magen gerammt. Er wurde bewusstlos und mit zerschlagenem und verzerrtem Gesicht von vier Schlägern zurückgebracht.

Ja, ein Ausbruchversuch lohnte sich nicht und war sehr selbstüchtig, weil der «Strafappell» Tausender Kameraden in der Kälte mit Hunderten von Leichen endete.

Die Häftlinge erfroren einfach, weil sie keine Reserven mehr hatten.

Sie wurden ins Lazarett gebracht und starben dort über Nacht.

Manchmal mussten wir, obwohl niemand auszubrechen versucht hatte, stundenlang zum Appell antreten, obwohl das Wetter furchtbar war, weil die Zahlen ewig nicht stimmen wollten.

Die Lagerleitung zog sich irgendwohin ins Trockene zurück, wahrscheinlich, um etwas auszurechnen, während wir in der Kälte, im Regen oder im Schnee bewegungslos ausharren mussten und daran zugrunde gingen.

Man musste mit seinem ganzen Körper durch abwechselndes Anspannen und Entspannen der Muskeln daran arbeiten, ein bisschen Wärme zu erzeugen und sein Leben zu retten.

Beim Appell liess der Blockführer, ein SS-Mann, sich jeweils Meldung von den Blockältesten machen. Mit diesen Meldungen ging er dann zum Schreibtisch des Rapportführers [ein SS-Offizier, der für Disziplin und Appelle zuständig war], damals Obersturmführer²⁹ Palitzsch [Gerhard Palitzsch].

Selbst die SS-Männer fürchteten Palitzsch, den ich noch näher schildern werde, wie den Teufel. Er schickte seine Untergebenen beim kleinsten Anlass in den Bunker, und wenn er einen meldete, bedeutete das oft Strafversetzung an die Front.

Alle fürchteten Palitzsch; wenn er auftauchte, herrschte Stille.

* *

Inzwischen begannen Schlesier – Menschen, die ich früher für Polen gehalten hatte, die aber neuerdings ihre polnische Herkunft verleugneten –, sich bei den Blockältesten einzuschmeicheln.

Ich hatte immer viel von ihnen gehalten und traute jetzt meinen Augen nicht.

29 Pilecki irrt sich, was Palitzschs Rang angeht; er war kein Obersturmführer (etwa einem Leutnant entsprechend), sondern lediglich Hauptscharführer (etwa einem Hauptfeldwebel entsprechend). (Anm. d. Übers.)

Sie hatten keine Hemmungen, Polen zu töten, weil sie sie nicht mehr als ihr Volk betrachteten, und hielten sich stattdessen für eine Art deutschen Stamm.

Ich fragte einmal einen Vorarbeiter aus Schlesien:

«Warum schlägst du ihn, er ist doch auch Pole?»

«Aber ich bin kein Pole; ich bin Schlesier. Meine Eltern wollten einen Polen aus mir machen, aber als Schlesier ist man schliesslich Deutscher. Polen leben in Warschau, nicht in Schlesien.»

Und er drohte weiter mit seinem Schlagstock auf den Häftling ein.

Es gab zwei schlesische Blockälteste – Skrzypek [Alfred Skrzypek] und Bednarek [Emil Bednarek] –, die womöglich schlimmer als der schlimmste Deutsche waren.

Sie erschlugen so viele Häftlinge, dass sogar der Blutige Alois, der sowieso etwas nachgelassen hatte, nicht mithalten konnte.

Jeden Tag beim Abendappell sahen wir am linken Ende des Blocks Schubkarren mit Leichen neben diesen Mördern stehen.

Sie prahlten vor der SS mit ihren Taten, wenn sie die Häftlingszahlen meldeten.

Man darf allerdings nie verallgemeinern, denn wie überall gab es auch hier Ausnahmen von der Regel.

In diesem Fall war die Ausnahme ein Schlesier, der ein guter Pole war, und wenn man so einem begegnete, konnte man ihm ohne Weiteres sein Leben anvertrauen – er war ein treuer Freund bis ans Lebensende.

Ein solcher Schlesier war Alfred Włodarczyk, ein anderer Smyczek [Wilhelm Smyczek]; wir hatten auch Schlesier in unseren Fünfergruppen; dazu später mehr.

Der Blutige Alois, von dem ich erzählt habe, war inzwischen nicht mehr Blockältester, denn sein Block 17a (alte Nummerierung) diente jetzt als Lagerraum für Säcke mit der Kleidung von Häftlingen.

Es kamen nämlich immer neue Häftlingstransporte an und erhöhten die Zahlen bei den Appellen; aber das Lager selbst wuchs nicht.

Der Überschuss ging durch den Krematoriumsschornstein hinaus.

Unsere Effekten – Säcke mit unseren persönlichen Besitztümern – wurden allerdings sorgfältig aufbewahrt und häuften sich an.

Sie nahmen inzwischen allen noch übrigen Platz in Block 18 ein. Daher wurde die Effektenkammer auf ein Stockwerk des Blocks 17 (den erwähnten Block 17a) erweitert und dessen Häftlinge auf verschiedene andere Blocks verlegt.

Seit dem 26. Oktober lebte ich daher im Block 3a (der den ersten Stock von Block 3 bildete).

Der Blockälteste dort hiess Koprowiak [Stanislaw Koprowiak]; jemand hatte mir ihn und seine Vergangenheit in einem anderen Gefängnis ziemlich positiv geschildert.

Hier sah ich allerdings, wie er hin und wieder doch zuschlug; vielleicht verlor er allmählich die Nerven.

Allerdings schlug er meistens nur dann, wenn ein Deutscher zusah.

Vielleicht wollte er sein Leben oder seine Stellung als Funktionshäftling schützen. Er war unter den Polen einer der besten Blockältesten.

Meine Stube in Block 3a war Stube 1, wo Drozd [Franciszek Drozd] Stubenältester war. Er war ein anständiger Kerl, behandelte die Häftlinge in seiner Stube gut und schlug sie nicht. Der Blockälteste schritt nicht dagegen ein.

Aus einem der Fenster dieses Blocks im ersten Stock sah ich eines Tages etwas, das sich mir eingepägt hat.

Es war ein Arbeitstag, an dem ich im Lager geblieben war, weil ich zur Arzneyausgabe bestellt worden war.

Bei meiner Rückkehr blieb ich im Block.

Es war ein trüber, regnerischer Tag.

Auf dem Appellplatz war die Strafkompagnie dabei, Kies aus einer Grube wegzuschaffen. Auch ein Arbeitskommando stand verfroren herum und «trieb Leibesübungen».

Neben der Grube standen drei SS-Männer, die sich wohl nicht trauten, sich zu entfernen, weil sie vor Palitzsch oder dem Lagerkommandanten Angst hatten, der an diesem Tag im Lager herumschnüffelte. Also hatten sie sich ein Spiel ausgedacht. Sie besprachen offensichtlich etwas, und alle drei legten Geldscheine auf einen Ziegel.

Dann begruben sie einen der Häftlinge kopfüber bis zu den Hüften im Sand und schauten auf die Uhr, wie lange seine Beine noch strampelten.

Eine neue Art Sportwette, dachte ich mir.

Offenbar kassierte derjenige SS-Mann den Einsatz, der am genauesten voraussagte, wie lange der Häftling seine Beine noch bewegen konnte, bevor er starb.

So endete das Jahr 1940.

Bevor es mir gelang, die Arbeit in der Schreinerei mit all ihren Vorteilen zu ergattern, darunter auch das zusätzliche Essen in Block 5, begann der Hunger so

gnadenlos in meinen Eingeweiden zu wüten, dass ich mit den Augen das Brot jener verschlang, die bereits eine gute Arbeit hatten und etwas von ihrem für den nächsten Morgen aufheben konnten. Jetzt begann für mich der härteste Kampf meines Lebens, den ich mit mir selbst ausfocht.

Es ging darum, wie ich sofort etwas essen und dennoch etwas für den nächsten Morgen aufheben konnte...

Aber welchen Sinn hat es, Lesern mit vollem Magen den Hunger zu beschreiben ... oder Lesern, die immer Pakete von zu Hause oder dem Roten Kreuz erhielten und keine Zwangsarbeit leisten mussten, sich aber dennoch nachher beklagten, wie hungrig sie immer gewesen waren.³⁰

Ah! Die Krisen des Hungers treffen einen in sehr verschiedenem Mass.

Es gab Zeiten, da man es nicht mehr für unvorstellbar hielt, sich ein Stück Fleisch von einer Leiche zu schneiden, die vor dem Lazarett lag.

Ab kurz vor Weihnachten gab es statt des sogenannten Tees am Morgen plötzlich Graupensuppe. Das war ein echter Segen, aber ich weiss bis heute nicht, wer das veranlasst hat. (Der Segen dauerte bis zum Frühling.)

Zu Weihnachten wurden im Lager mehrere schön erleuchtete Weihnachtsbäume aufgestellt.

Abends legten die Kapos zwei Häftlinge auf Böcke unter den Bäumen und gaben ihnen jeweils 25 Schläge auf den Körperteil, den man in Freiheit weich nannte.

Das sollte ein deutscher Scherz sein.

Die Strafmassnahmen gliederten sich in Auschwitz folgendermassen:

Als leichteste Strafe galt das Prügeln auf dem Prügelbock. Es fand öffentlich beim Appell vor allen Häftlingen statt.

Zuerst wurde der Prügelbock aufgestellt – eine Bank, die zu beiden Seiten Vorrichtungen zur Aufnahme von Händen und Beinen des Häftlings hatte.

Zwei Schläger der SS standen dort (oft Seidler selbst, manchmal auch Lagerältester Bruno), und man wurde auf den nackten Körper geschlagen, um die Kleidung nicht zu verderben.

Man wurde mit einer Peitsche oder manchmal einer schweren Gerte geschlagen.

30 Das ist sehr wahrscheinlich eine Anspielung auf polnische Offiziere, die den Krieg als reguläre Kriegsgefangene verbrachten. (Anm. d. Übers.)

Nach einem Dutzend Hieben war die Haut aufgeplatzt. Das Blut spritzte, und die weiteren Schläge trafen das rohe Fleisch.

Ich habe das selbst mehrmals mit angesehen.

Manche Männer erhielten 50 Schläge, andere sogar 75.

Als einmal 100 Schläge verabreicht wurden, starb der arme Häftling etwa beim neunzigsten.

Wenn der Häftling die Bestrafung überlebte, musste er anschliessend aufstehen, einige Kniebeugen machen, um den Blutkreislauf in Gang zu bringen, dann Habachtstellung annehmen und sich für die gerechte Strafe bedanken.

Die nächstschwerere Bestrafung war der Bunker.

Es gab zwei Arten Bunker. Der gewöhnliche bestand aus Zellen im Keller von Block 13 (alte Nummerierung), wo die Insassen gewöhnlich vor Verhören von der Politischen Abteilung³¹ gefangen gehalten wurden; hier sassen auch Kapos und SS-Männer ihre Strafen ab.

Die Zellen des normalen Bunkers nahmen etwa drei Viertel des Kellers von Block 13 ein; das restliche Viertel war eine Dunkelzelle, das sogenannte Schwarze Loch.

Am Ende des Blocks machte der Kellerkorridor einen rechtwinkligen Knick und endete dann blind.

In diesem kurzen Ende befanden sich drei ganz andersgeartete kleine Bunker, die sogenannten Stehbunker.

Hinter einer rechteckigen Maueröffnung, durch die man nur gebückt hineinkam, befand sich eine Art Wandschrank von 80 mal 80 Zentimetern Grundfläche und 2 Metern Höhe, in dem man aufrecht stehen konnte.

Mithilfe von Schlagstöcken wurden jeweils vier zum Stehbunker Verurteilte in einen solchen Wandschrank gezwängt. Dann wurde die Öffnung mit einem Gitter verschlossen, und die Häftlinge mussten die Nacht in diesem Verschlag verbringen (von sieben Uhr abends bis sechs Uhr morgens).

Das erscheint unmöglich, aber es gibt Zeugen dafür und auch heute noch lebende Häftlinge, die zu acht gleichzeitig in diesen Stehbunkern eingepfercht waren.

Morgens liess man sie heraus und schickte sie zur Arbeit, und in der folgenden

31 Die Politische Abteilung war die Lager-Gestapo. (Anm. d. Übers.)

Nacht wurden sie wieder wie Sardinen zusammengequetscht und bis zum Morgen eingesperrt.

Die gewöhnliche Dauer dieser Strafe betrug fünf Nächte, aber es gab auch viel längere.

Wer keine guten Beziehungen zu den höheren Chargen seines Arbeitskommandos hatte, starb normalerweise nach einer oder zwei Nächten an Entkräftung.

Wer die Erlaubnis des Kapos bekam, sich tagsüber während der Arbeitszeit ein wenig auszuruhen, hatte eine Chance, diese Bestrafung lebend zu überstehen.

Die dritte Stufe des Bestrafungssystems war das von den Österreichern entlehnte «Pfahlhängen».

Der diensttuende SS-Mann konnte, nur so zum Spass, den an den hinter dem Rücken gefesselten Armen aufgehängten Häftling auch noch hin und her schaukeln. Dann knackten die Gelenke, und die Stricke schnitten ins Fleisch.

Dann fehlte nur noch, dass «Perelka» mit seinem Schäferhund vorbeikam.

Manchmal wurde das Pfahlhängen auch als Verhörmethode angewandt, und der Delinquent bekam dabei «Salatsosse», sprich Essig, verabreicht, damit er nicht zu schnell in Ohnmacht fiel.

Die vierte und schwerste Bestrafung war die Todesstrafe durch Erschiessen – ein schneller Tod, daher humaner und oft von lange gefolterten Häftlingen regelrecht ersehnt.

«Erschiessen» ist allerdings nicht ganz der richtige Begriff; man sollte vielleicht eher von «Abknallen» sprechen.

Diese Strafe wurde ebenfalls in Block 13 (alte Nummerierung) vollstreckt.

Es gab dort zwischen den Blocks 12 und 13 einen freien Platz. Auf der Ostseite war er von einer Wand zwischen den beiden Blöcken abgeschlossen, der sogenannten Klagemauer. Auch die Westseite war von einer Wand mit einem Durchgang versperrt, die als Sichtblende diente. Den Durchgang passierten die Verurteilten zuerst lebend und dann wieder als blutüberströmte Leiche.

Ging man in der Nähe vorbei, roch es oft wie in einem Schlachthaus.

Das Wasser im Rinnstein war rot.

Der Rinnstein war weissgekalkt, und fast täglich floss ein neuer roter Strom zwischen den weissen Randsteinen.

Der Kontrasteffekt der beiden Farben wäre vielleicht sogar malerisch gewesen – wäre das Rot nicht Blut gewesen, menschliches Blut, polnisches Blut, das beste polnische Blut zudem.

So viel sah man von draussen.

Drinne spielten sich schreckliche und grauenvolle Szenen ab.

Im abgeschlossenen Hof waltete Palitzsch, ein gutaussehender Mann, der nie einen Häftling schlug (das war einfach nicht sein Stil) als Henker seines Amtes.

Die Verurteilten mussten sich ausziehen und nackt in einer Reihe aufgestellt warten, bis sie an die Reihe kamen, vor die «Klagemauer» zu treten und von Palitzsch mit einer Kleinkaliberpistole in den Hinterkopf geschossen zu werden.

Manchmal verwendete er auch einen Bolzenschussapparat aus einer Schlachtereierie, dessen mit Federkraft getriebener Bolzen den Schädel durchschlug und in das Gehirn eindrang.

Manchmal wurden Palitzsch auch Zivilisten, die in den Kellerzellen gefoltert und verhört worden waren, übergeben, damit er seinen Spass mit ihnen haben konnte.

Palitzsch befahl den Mädchen, sich auszuziehen, und liess sie im Kreis herumlaufen.

Er selbst stellte sich in die Mitte, suchte sich ein Opfer aus, zielte und drückte ab. So tötete er alle nacheinander.

Keines der Opfer wusste, wer als Nächste an der Reihe war, wer noch einige Augenblicke zu leben hatte und wer vielleicht sogar für ein weiteres Verhör aufgespart wurde.

So übte Palitzsch zielen.

Diese Szenen wurden aus Block 12 von mehreren Blockältesten gesehen, die Wache stehen mussten, damit kein Häftling sich den Fenstern näherte.

Die Fenster waren mit Drahtnetzen verkleidet, aber man konnte trotzdem hindurchsehen.

Ein anderes Mal war von Block 12 aus eine Familie zu sehen, die an der «Klagemauer» stand.

Zuerst erschoss Palitzsch den Vater vor den Augen seiner Frau und der beiden Kinder.

Dann erschoss er das kleine Mädchen, das sich an die Hand seiner bleichen Mutter klammerte.

Danach entriss er der Mutter den Säugling, den sie an ihre Brust presste. Er packte ihn an den Beinen und zerschmetterte sein Köpfchen an der Mauer.

Dann erschoss er die Mutter, die vor Schmerz kaum noch bei Bewusstsein war.

Dieser Vorfall wurde mir von mehreren Freunden, die Augenzeugen waren,

genau identisch erzählt, so dass ich nicht daran zweifeln kann, dass dies wirklich geschehen ist.

Zu Weihnachten 1940 durften wir zum ersten Mal Pakete von unseren Familien empfangen.

Aber natürlich keine Lebensmittelpakete, das kam nicht infrage!

Wir hätten es ja sonst zu gut haben können in der Haft.

Das erste Paket kam also in Auschwitz an. Es enthielt die Kleidungsstücke, die genehmigt waren: einen Pullover, einen Schal, Handschuhe, Ohrenschützer, Socken.

Sonst durfte nichts an die Häftlinge geschickt werden. Ein Häftling bekam zusätzlich Unterwäsche eingepackt – sie wanderte in den Sack in der Effektenkammer, der seine Nummer trug.

So war es zumindest damals.

Später gelangten wir an alles, was wir haben wollten, weil wir die richtigen Leute kennenlernten, die sich auskannten.

Es gab nur ein einziges Paket jedes Jahr, immer zu Weihnachten. Es durfte keine Lebensmittel enthalten, aber es war wichtig wegen der warmen Kleidung, und es war unschätzbar, weil es von zu Hause kam.

Zu Weihnachten gelang es Westrych und dem Kapo der Schreinerei, für die Schreiner einige Kochtöpfe voll eines ausgezeichneten Eintopfs aus der SS-Küche zu ergattern, und die erstaunten Schreiner erwartete beim Arbeitsantritt eine ungeahnte Freude.

Diese zusätzlichen Töpfe gab es in der Folge noch mehrmals. SS-Leute schafften sie im Geheimen herbei und kassierten dafür Geld, das Westrych von uns einsammelte.

Das Jahr 1941 begann für mich mit weiteren Schreinerarbeiten in Block 5, wo mir immer neue Aufgaben einfielen, die zu erledigen waren.

Der Blockälteste liess mich völlig ungestört arbeiten.

Hier traf ich einen Freund namens Gierych [Boleslaw Gierych], einen Sohn von Bekannten, deren Wohnung in Orjol ich 1916 und 1917 als konspirativen Unterschlupf benutzt hatte.

Leo, der Lagerälteste [Leon Wietschorek] (Häftlings-Nr. 30), kam fast täglich in Block 5 vorbei.

Wenn ein SS-Mann oder der Lagerälteste den Raum betrat, musste man «Achtung!» rufen und Meldung machen.

Ich konnte das fehlerlos und fügte meiner Meldung immer hinzu: «...ein Schreiner bei der Arbeit!»

Wietschorek gefiel das. Was ich da eigentlich die ganze Zeit machte, interessierte ihn nicht besonders. Er stolzierte herum wie ein Pfau und sonnte sich in seiner Rolle.

Block 5 war der «Jugendlichenblock». Die Insassen waren zwischen 15 und 18 Jahre alt, und die Nazis hofften noch, sie für sich zu gewinnen.

Es gab dort eine Art Unterrichtsstunden für die Insassen.

Leo kam täglich vorbei, denn er mochte junge Leute, besonders Jungen... und zwar ein bisschen zu sehr. Er war ein Perverser.

Er kam, um sich die Opfer für seine Perversion auszuwählen. Er päppelte sie auf, machte sie durch Gefälligkeiten und die Drohung mit der Strafkompagnie gefügig, und wenn er von einem der Jugendlichen genug hatte, erhängte er ihn auf der Toilette, meistens nachts, um einen gefährlichen Zeugen für sein im Lager streng untersagtes Treiben auszuschalten.

Ungefähr am 15. Januar stand ich gerade am Fenster, als Leo hereinkam.

Ich bemerkte ihn nicht und unterliess die vorgeschriebene Meldung, weil meine Aufmerksamkeit von einem Zugang draussen abgelenkt war. Ausserdem sah ich Oberst 11 [Tadeusz Reklewski] draussen vorbeigehen.

Leo war sehr unzufrieden mit mir. Er trat auf mich zu und sagte: «Du hängst mir hier schon viel zu lange herum. Morgen will ich dich hier im Block nicht mehr sehen.»

Ich erzählte Westrych davon, der mich aber am nächsten Tag wieder in Block 5 schickte.

Also ging ich wieder dorthin.

Leo kam kurz nach meinem Eintreffen, sah mich und bekam einen Wutanfall.

«Deine Nummer?», bellte er mich an, schlug aber, ungewöhnlich für ihn, nicht zu. «Rrraus! Nimm dein Zeug mit!», schrie er und zeigte auf meine Werkzeuge.

Ich verzog mich sofort. Er schrieb meine Nummer auf und rief mir nach, dass ich noch am selben Tag aus der Schreinerei fliegen würde.

In der Schreinerei erzählte ich Westrych gerade von dem Vorfall, als Leo hereinstürmte.

Glücklicherweise war der Kapo nicht da. Westrych vertrat ihn. Er liess Leo zuerst seine Wut herausbrüllen, dann erklärte er ihm, dass sein Schreiner ihm den Vorfall gestern gemeldet und er ihn selbst nach Block 5 zurückgeschickt habe, damit der Mann seine Werkzeuge holen könne. Leo beruhigte sich daraufhin.

Ich durfte weiter als Schreiner arbeiten, jetzt sicherheitshalber in der zweiten Werkstatt, ebenfalls in Block 9.

Einige Tage später wies mich Westrych an, meine Werkzeuge zusammenzupacken und ihm zu folgen.

Er brachte mich in Block 15 (alte Nummerierung).

Das war das Lazarett, im Deutschen als Krankenbau bezeichnet.

Der Lazarettblockälteste, ein leicht verrückter Deutscher, bestand darauf, dass in seinem Block Ordnung herrschte.

Westrych hatte ihm am Tag zuvor erst vorgeschlagen, die Strohmattentzen mit Brettern einzufassen.

Es gab keine Betten.

Die Bedingungen für die Kranken, die; Seite an Seite auf dem Boden lagen, waren fürchterlich.

Die Mattentzen, die mit dem Kopfende zur Wand auf dem Boden lagen, waren nicht immer gerade und wirkten nicht sehr ordentlich. Also sollten am Fussende der in zwei Reihen entlang der Wände ausgelegten Mattentzen jeweils Bretter angebracht werden.

Dadurch würde in der Mitte der Station ein gerade eingefasster Gang entstehen.

Der Blockälteste musterte mich und fragte, ob ich mir gute Arbeit zutraue. Schlechte Arbeit würde mir Prügel auf dem Bock einbringen; gute Arbeit bedeutete täglich «Nachschlag» von der Suppe.

Also machte ich mich an die Arbeit und stattete eine Station nach der anderen mit Mattentzenrahmen aus, die ich mithilfe rechteckiger Klötze am Boden verschraubte.

Westrych schickte mir einen Ingenieur aus Warschau als Gehilfen.

Wir bekamen beide unseren täglichen ‚Nachschlag‘.

Im Block gab es genug zu essen.

Jeder bekam seine Ration, aber einige Kranke wollten nichts essen.

Der Ingenieur aus Warschau steckte sich hier mit der Grippe an und wurde dort, wo er eben noch gearbeitet hatte, selbst eingeliefert. Wegen der Zustände im Krankenbau, vor allem wegen der schrecklichen Läuseplage, starb er bald.

Ich stellte die Bettrahmen alleine fertig.

Dann war ich an der Reihe. Entweder war es auch die Grippe oder eine Erkältung, die ich mir beim Appell zugezogen hatte.

Der Winter war hart. Zwar waren noch vor Weihnachten Mäntel an uns ausgegeben worden, aber es war «Ersatz»-Zeug ohne Futter, das kaum Schutz vor der Kälte bot.

Ich kämpfte tagelang gegen die Krankheit an.

Ich hatte Fieber; abends stieg es manchmal bis auf 39 Grad, sodass ich auch ohne Beziehungen ins Lazarett hätte kommen können. Das allerdings wollte ich nicht.

Es gab zwei Gründe dafür: einmal die Läuseplage im Lazarett, zum anderen das drohende Ende meiner Beschäftigung in der Schreinerei.

Ich kämpfte, so gut ich konnte, aber die Krankheit hatte mich im Griff und wollte mich nicht loslassen.

Am schlimmsten war es, beim Appell mit Fieber im schneidenden Wind zu stehen.

Ich weiss nicht, wie dieser Kampf ausgegangen wäre.

Dann ereignete sich etwas Unerwartetes.

Im Block, auf Stube 1, waren die Bedingungen noch erträglich. Nach dem «Stubenältesten» Drozd bekamen wir einen neuen – Antek Potocki.

Einige von uns hatten verschiedene Reinigungsaufgaben.

Ich war für Fenster, Türen und Lampen zuständig.

Es hätte im Block ganz gut laufen können, wenn wir nicht alle «in gewissem Masse» von Läusen befallen gewesen wären.

Jeden Morgen gingen wir in unseren Hemden verbissen auf die Jagd.

Ich tötete täglich etwa 100 Stück und ging davon aus, dass in der Nacht keine neuen kommen würden, aber am Morgen waren wieder 100 Stück da.

Ausserdem war es schwierig, mehr Läuse zu töten, weil zu einer bestimmten Zeit das Licht ausgeschaltet wurde. Tagsüber, während der Arbeit, hatte man keine Zeit zur Läusejagd.

Nachts krochen sie dann aus den Decken in unsere Hemden, und selbst wenn man die Decke in der Nacht völlig läusefrei bekommen hätte, wäre es sinnlos gewesen: Die Decken wurden ja tagsüber aufgestapelt, und am Abend bekam man wieder eine andere. Am warmen Feuer wanderten die kleinen Geschöpfe tagsüber nur zu gerne von einer Decke zur anderen.

Schliesslich wurde eine Entlausung angeordnet.

Leider ging es mir da schon sehr schlecht.

Ich hatte hohes Fieber.

Am Abend mussten wir uns ausziehen. Wir händigten unsere Kleidung, an Drähten aufgezogen, zur Dampfbehandlung aus.

Dann mussten wir nackt zu Block 18 (alte Nummerierung) laufen, um dort zu duschen, anschliessend, immer noch nackt, zu Block 17 (alte Nummerierung). Dort verbrachten wir die ganze Nacht nackt, zu mehreren Hundert in einem Raum, und es war fürchterlich stickig.

Am Morgen erhielten wir neue Kleidung und mussten durch Wind und Frost über den Appellplatz zu Block 3 laufen.

Meinen Mantel hatte ich Antek Potocki gegeben, der ebenfalls krank war. Diese Nacht war zu viel für mich.

Als ich im Lazarett ankam, war ich so gut wie bewusstlos. Nachdem ich im Waschraum wieder mit Wasser übergossen worden war, kam ich auf Stube 7 in Block 15 (alte Nummerierung), ebendort, wo ich die Bettrahmen angebracht hatte. Die Läuseplage dort war fürchterlich.

Die nächsten paar Nächte, verbracht im ständigen Kampf gegen die Läuse, waren wahrscheinlich die schlimmsten meiner ganzen Lagerhaft.

Ich wollte nicht aufgeben und mich von den Läusen auffressen lassen.

Aber wie sollte ich mich hier verteidigen?

Wenn man sich die Decke bei Licht ansah, merkte man, dass sich ihre gesamte Oberfläche ununterbrochen bewegte.

Man konnte verschiedene Arten von Läusen unterscheiden: grosse und kleine, runde und längliche, weisse und graue, einige rot vor Blut, einige waren quer-, andere längsgestreift... Sie krochen den Menschen langsam den Rücken hinauf und fielen dann schnell ab.

Ich ekelte mich und fasste den festen Entschluss, mich von dieser widerlichen Herde nicht auffressen zu lassen.

Ich knotete meine lange Unterhose um Knöchel und Hüfte fest zu und schloss die Hemdknöpfe an Manschetten und Kragen.

Hier zerquetschte ich die Läuse nicht mehr einzeln, sondern jeweils eine ganze Handvoll, die ich mir von Hals und Füssen wischte.

Ich war vom Fieber und dem ständigen Zwang, mich zu bewegen, sehr erschöpft und brauchte unbedingt Schlaf.

Mein Kopf sank vornüber, aber ich zwang mich wachzubleiben.

Ich durfte hier unter keinen Umständen einschlafen.

Wenn ich einschliefl, konnte ich nicht mehr kämpfen und würde von den Läusen aufgefressen.

Innerhalb einer Stunde waren meine Hände rot vom Blut aus den zerquetschten Läusen.

Es war hoffnungslos, sie alle umbringen zu wollen.

Wir lagen dicht nebeneinander, unsere Körper unter den Decken, unsere Rücken oder Seiten berührten sich.

Nicht alle kämpften. Manche waren bewusstlos, andere stöhnten nur vor sich hin, wieder andere waren zu schwach.

Neben mir lag ein bewusstloser älterer Insasse (aus dem Bergland). Sein Gesicht, wenige Zentimeter von meinem Kopf entfernt, werde ich nie vergessen können: Es war eine einzige Kruste bewegungsloser Läuse, die sich in seine Haut verbissen hatten.

Der Häftling links von mir (Narkun) war gestorben. Man hatte ihm die Decke über den Kopf gezogen, die Bahrentrager würden bald kommen.

Die Läuse auf seiner Decke merkten, was los war, und machten sich in meine Richtung auf.

Vielleicht hätte man die Läuse auf der eigenen Decke wirkungsvoll bekämpfen können, indem man die Decke mit einem schweren Stein auf einem festen Untergrund durchklopfte.

Aber sich selbst nach beiden Seiten hin zu schützen, war genauso sinnlos, wie einen Bachlauf anhalten zu wollen: Man kann ihn weder aufhalten noch auslöschen.

Ich muss zugeben, dass ich damals zum ersten Mal an meiner Kraft zum Weiterkampfen zweifelte – und sogar an meinem Willen zu kämpfen.

Das war ein gefährlicher Geisteszustand. Zweifel am Kampfeswillen bedeuten, dass man am Zusammenbrechen ist.

Als ich mir das klargemacht hatte, ging es mir sofort besser.

Ich fuhr unverdrossen fort, die Läuse am Hals und an den Füssen zu erlegen.

Der Tote wurde abgeholt und durch einen neuen Patienten ersetzt, einen Jugendlichen von vielleicht 18 Jahren namens Salwa. Sein Vorname war Edek.

Wenn ich einnickte, schützte er mich vor der Invasion von rechts; manchmal kratzte er die Läuse mit einem Messer oder Löffel regelrecht ab.

Er kämpfte auf seiner eigenen Decke den gleichen Kampf wie ich, sodass ich auf der linken Flanke gedeckt war und auf dieser Seite Ruhe hatte.

Ausserdem kaufte er Patienten, die zu krank zum Essen waren, Brot für mich ab.

Ich ass – einfach alles.

Ich bin eine ziemlich merkwürdige Natur, wie ich mehr als einmal bemerkt habe.

Andere Menschen verlieren den Appetit, wenn sie Fieber haben; ich dagegen fresse wie ein Scheunendrescher.

Wer jetzt höflich mit den Schultern zuckt, ist herzlich eingeladen, mich besser kennenzulernen und selbst zu sehen, dass ich oft alles andersherum als andere tue.

Auf meiner Station gab es einige anständige Leute, die den Kranken das Leben so weit wie möglich zu erleichtern versuchten.

Da gab es zum Beispiel Janek Hreberida und Tadeusz Burski, beides gute, anständige Menschen, die sich um die Kranken kümmerten. Sie konnten zwar nicht viel tun, aber was in ihrer Macht lag, taten sie auch.

Es war allerdings klar, dass sie die Zustände nicht grundsätzlich verbessern konnten.

Im Sommer war es eine Zeit lang verboten gewesen, die Fenster zu öffnen – die Kranken hätten sich ja erkälten können. Alle litten unter der Hitze und dem Gestank.

Jetzt, bei scharfem Frost, wurden zweimal täglich alle Fenster aufgerissen und der Krankenbau ausführlich gelüftet. Die eisige Luft strömte zu den Fenstern herein und zog über den Boden, auf dem die zusammengekrümmten Gestalten unter den dünnen, elenden Decken vor Kälte schlotterten.

Drei Tage und zwei Nächte lang kämpfte ich mehr gegen die Läuse als gegen meine Krankheit.

Am dritten Tag, fast am Ende meiner Kräfte, entschloss ich mich, Wladek um Hilfe zu bitten.

Mithilfe Tadek Burskis, eines neugewonnenen Freundes, schrieb ich eine Karte an Dr. 2 [Wladyslaw Dering].

Innerhalb des Lagers eine Karte zu schicken, war immer verdächtig und konnte wirken, als versuchten zwei Häftlinge, miteinander in Verbindung zu treten, um gegen das Dritte Reich zu konspirieren.

Ich schrieb: «Wenn du mich hier nicht sofort rausholst, verbrauche ich meine letzten Kräfte im Kampf gegen die Läuse. In meinem jetzigen Zustand habe ich es nicht mehr weit bis zum Schornstein des Krematoriums.» Dazu schrieb ich noch meinen Platz im Krankenbau.

Einige Stunden später tauchte Dr. 2 [Wladyslaw Dering] auf, assistiert von Dr. 12 [Edward Nowak].

Beide arbeiteten offiziell als Pfleger.

Ein Pole durfte den Arztberuf nicht ausüben.

Dr. 2 [Wladyslaw Dering] hatte sich allerdings so erfolgreich eingerichtet, dass er bereits an der Leitung des Lazarett mitwirkte.

Dr. 2 [Wladyslaw Dering] machte die Runde auf der Station (es war gar nicht seine Abteilung).

Er tat so, als kenne er mich nicht.

Er wandte sich an Dr. 12 [Edward Nowak] und sagte: «Was fehlt diesem Mann denn? Können Sie ihn sich mal anschauen?»

Es stellte sich heraus, dass ich eine Entzündung in der linken Lunge hatte.

Dr. 2 [Wladyslaw Dering] entschied, dass dieser Patient zu weiteren Untersuchungen verlegt werden müsse und eventuell eine der neuen Injektionen erhalten werde.

Ich ging also hinüber in Block 20 (alte Nummerierung).

Ich bekam ein Bett auf einer der Stationen im ersten Stock.

Ich fühlte mich wie neugeboren. Hier gab es keine Läuse. Das hiess konkret, dass ich etwa 40 oder 50 Stück in der neuen Unterwäsche, die ich ausgegeben bekam, auf der Decke fand, aber die zählten nicht. Ich brachte sie um, und damit war es erledigt.

Die Läuse hatten noch nicht gelernt, vom Bettnachbarn aus die Bettpfosten zu mir hochzuklettern.

Da machte es nichts, dass mein Bett direkt vor einem stets geöffneten Fenster stand, durch das der Wind hereinzog und vor dem die Warmluft im Raum als feiner Nebel kondensierte.

Ich versuchte, meine infizierte Seite möglichst von der Kaltluft fernzuhalten.

Am nächsten Tag bekam ich ein anderes Bett in der Mitte der Station, vier Decken und eine Spritze.

Nach zehn Tagen hatte ich mich so weit erholt, dass ich mein Bett für einen Patienten räumen musste, dem es schlechter als mir ging.

Ich kam wieder in Block 15, wo ich die ersten Tage meiner Krankheit verbracht hatte, aber die Läuse waren verschwunden.

Die Entlausung hatte inzwischen, von Block zu Block vorrückend, auch Block 15 erreicht.

Wie erstaunlich – die furchtbare, läuseverseuchte Station sah jetzt, desinfiziert und neu gekalkt, ganz anders aus.

Das war am 1. Februar 1941.

Ich konnte mich dort nach meiner Krankheit noch einen ganzen Monat ausruhen, indem ich Tadek [Tadeusz Burski] und Janek Hrebenda bei ihrer Arbeit half.

Krzysztof Hofman, ein anständiger Pfleger, besuchte die Station häufig. Manchmal schlief er sogar dort.

Unter den Patienten war Heniek Florczyk, ein Mathematiker aus Warschau. Tadek Burski (er wohnte in der Raszynska-Strasse 5 6³²) wurde durch die Bemühungen seiner Schwester aus der Lagerhaft entlassen.

Ich nutzte die Gelegenheit, durch ihn Informationen nach Warschau zu schicken.

Obwohl die Haftbedingungen sich leicht verbessert hatten, starben täglich mehrere Patienten auf der Station.

Es gab keine Medikamente, und selbst die Pillen, die Krzys (Krzysztof Herman) ergatterte, waren eben bloss Pillen.

Manche hatten einfach den Lebenswillen verloren.

Wer nicht mehr weiterkämpfen wollte und aufgab, starb sehr schnell.

Als Konvaleszent schaffte ich es, mit Hilfe freundlicher Pfleger (sie brachten mir Kleidungsstücke von Fredek 4 [Alfred Stössel]) hinaus ins Lager zu gelangen.

Manchmal verliess ich ohne Wissen der Aufseher die Station.

Ich hatte Zeit, weitere «Fünfergruppen» zu gründen.

Das Lager war wie eine grosse Mühle, die lebende Menschen zu Asche zermahlte.

Wir Häftlinge wurden auf zweierlei Weise umgebracht.

Nebeneinanderher und unabhängig voneinander gab es mehr als eine Gruppe, die daran arbeitete, uns durch die Arbeits- und Lebensbedingungen umzubringen. Männer, die wegen schwerer Straftaten einsassen, starben hier genauso wie andere, gegen die es überhaupt keine Anklage gab. Was draussen gewesen war, zählte hier drin nicht im Geringsten. Dann gab es allerdings noch eine Gruppe, die Politische Abteilung, die unabhängig davon einzelne Fälle untersuchte. Manchmal wurde durch sie ein Häftling, der es geschafft hatte «durchzuhalten»,

32 Weiter oben im vorliegenden Bericht gibt Pilecki die Hausnummer mit 58 an. (Anm. d. Übers.)

die Arbeit zu überleben, mit den Haftbedingungen fertig wurde und sich sogar zusätzliche Lebensmittel beschafft hatte, von diesen Leuten doch noch umgebracht.

Zuerst wurde die Nummer des Betreffenden beim Morgenappell ausgerufen. Dann musste er zur Hauptschreibstufe, von wo aus ihn gewöhnlich ein SS-Mann in die Politische Abteilung brachte. Oft wurde er dann in Block 13 von Palitzsch erschossen.

Das war das Ergebnis der Tätigkeit eines anderen Mörders, nämlich Grabners [Maximilian Grabner], der gerne in Akten herumstöberte.

Palitzsch wurde «pro Kopf» für das Erschiessen bezahlt.

Zwischen diesen beiden Herren bestand eine Vereinbarung.

Einer suchte die Fälle heraus, der andere besorgte das Erschiessen.

Das Geld wurde geteilt; das Geschäft blühte.

Der Tod, der nach dem Zufallsprinzip unter den Kameraden zuschlug, traf oft auch unser Netzwerk, das mit so viel Mühe und Vorsicht aufgebaut worden war.

Das Netz zerriss immer wieder und musste ständig repariert werden.

Die Männer, die ihm bereits angeschlossen waren, fühlten sich moralisch gestärkt; ein paar wohlgesonnene Unterstützer zu haben, tat ihnen gut. Mit wachsendem Selbstbewusstsein schafften sie es allmählich, sich in bessere Arbeitskommandos vorzuarbeiten.

Von dem, was man in der Zeit vor Auschwitz «Organisieren» genannt hätte, durften wir nicht sprechen; ich verbot den Gebrauch dieses Wortes.

Wir übernahmen allerdings fröhlich seine neue Bedeutung und «verbreiteten» sie überall im Lager, bis sie allgemein üblich war.

In gewissem Sinne war das unser Blitzableiter.

«Organisieren» bedeutete jetzt auf einmal «sich etwas Benötigtes illegal beschaffen».

Wenn jemand nachts ein paar Schachteln Margarine oder einen Laib Brot aus dem Vorratslager mitgehen liess, hiess das «Margarine oder Brot organisieren».

Ein anderer Häftling «organisierte» sich Stiefel, ein weiterer «organisierte» ein wenig Tabak.

Der Begriff des Organisierens, in diesem Sinn gebraucht, verbreitete sich offen und rasch. Wenn ihn also jemand unvorsichtigerweise doch auf unsere Untergrundgruppe anwandte und der falsche Mann zuhörte, würde der keinen Ver-

dacht schöpfen, weil er glaubte, es gehe nur darum, irgendwo etwas mitgehen zu lassen.

Das gewöhnliche Mitglied unserer Organisation sollte nicht zu viel über deren Arbeit wissen.

Solche Leute kannten das «Gerüst» und einige persönliche «Kontakte» und wussten, wer letztlich dahinterstand, mehr nicht.

Die Organisation begann mit der gezielten Übernahme einzelner Arbeitskommandos und vergrößerte so ihre Wirksamkeit.

Ich entschloss mich, auch die Möglichkeiten auszunutzen, die sich durch diejenigen deutschen Kapos boten, die nicht gerne Häftlinge schlugen (es gab sie), und nahm durch einige Mitglieder Kontakt mit ihnen auf.

Das Töten im Konzentrationslager Auschwitz begann bereits am ersten Tag seines Betriebs, dem 14. Juni 1940, als der erste Transport polnischer Häftlinge eintraf. In der Anfangsphase bestand die dafür zuständige Organisation aus 30 deutschen Häftlingen – beziehungsweise solchen, die Deutsche werden wollten –, die im Mai 1940 aus Oranienburg verlegt worden waren.

Auch sie waren Häftlinge, aber von unseren Folterern für diese Aufgabe ausgewählt worden.

Sie trugen die Häftlingsnummern 1 bis 30.

Die erste und die letzte dieser Nummern, also Häftling Nr. 1, Bruno [Bronislaw Brodniewitsch], und Häftling Nr. 30, Leo [Leon Wietschorek], erhielten die Armbinden eines Lagerältesten, einige andere die von Blockältesten, und der Rest wurde zu Kapos ernannt.

Unter dieser Mannschaft aus Kriminellen, die sich mit roher Gewalt und Bösartigkeit der Ermordung der Häftlinge widmete, gab es einige wenige, die nur ungerne und nur deshalb zuschlugen, weil sie sonst bei ihren Kumpels und der SS in Ungnade gefallen wären.

Die Häftlinge bekamen es sehr schnell heraus.

Unsere Organisation wollte es ausnutzen.

Binnen Kurzem erhielten wir auch Unterstützung von Otto (Häftling Nr. 2 [Otto Küsel]), dem Arbeitsdienstführer, von Balke (Häftling Nr. 3 [Artur Balke]), dem Oberkapo der Schreinerei, von «Mateczka» (Häftling Nr. 4 [Fritz Biessgen]), der seinen Spitznamen (polnisch «Mütterchen») für seine fürsorgliche Haltung uns gegenüber in der Küche bekam, von Bock (Häftling Nr. 5 [Hans Bock]), dem «Tata» (polnisch «Väterchen») des Krankenbaus, von Konrad (Häftling Nr. 18 [Konrad Lang]) und von Jonny (Häftling Nr. 19 [Jonny (*sic*) Lechenich]) – die

allesamt keine Ahnung davon hatten und nicht wussten, dass unsere Organisation überhaupt existierte.

Einzelne Mitglieder unserer Gruppe wandten sich mit scheinbar persönlichen Problemen oder einer Bitte für einen Freund an den Betreffenden, und der half ihm dann, so gut er konnte: Otto, indem er einen in ein bestimmtes Arbeitskommando steckte, Balke, indem er eine grosse Zahl von uns in der warmen und trockenen Schreinerei Zusammenarbeiten liess, Mateczka, indem er besonders entkräfteten Mitgliedern einen «Nachschlag» (der Mittagssuppe aus der Küche) zukommen liess, Bock, indem er die Aufnahme ins Lazarett erleichterte, und Jonny, der als Kapo im Landwirtschaftskommando zunächst nichts dagegen unternahm, dass wir mit der Aussenwelt in Kontakt traten und mit 13 «Zofia» [Zofia Szczerbowska] (in Stare Stawy) zusammenarbeiteten, und uns später sogar dabei half (zumindest er muss gewusst haben, dass da etwas im Busch war).

Er verriet uns nicht, und seitdem er von der Lagerleitung die Prügelstrafe auf dem Bock bekommen hatte, weil er «übersehen» hatte, wenn Häftlinge von der örtlichen Bevölkerung Essen (in Form von Brotlaiben) zugeworfen bekamen – mehr sah die Lagerleitung darin zum Glück nicht –, wurde er von uns als zuverlässiger Freund betrachtet.

So baute und «wob» ich im Februar '41 vom Lazarettblock 15 (alte Nummerierung) aus am Aufbau der Organisation weiter, solange ich als Genesender so ungewöhnlich viel Freizeit hatte.

Das ging bis zum 7. März so weiter.

Dann kamen mehrere Ereignisse zusammen.

Am 6. März wurde ich zum Erkennungsdienst in Block 18 (alte Nummerierung) vorgeladen, wo wir bei der Einlieferung alle fotografiert worden waren.

Man zeigte mir meine eigenen Aufnahmen und fragte mich, ob ich die Häftlinge kannte, die unmittelbar vor und nach mir aufgenommen worden waren. Ich antwortete, ich kenne sie nicht.

Der SS-Mann schaute mich verächtlich an und meinte, es sei sehr verdächtig, dass ich die Leute, mit denen ich angekommen war, nicht erkenne.

Dann sah er sich mein Bild genau an und behauptete, es sehe mir gar nicht ähnlich, und das sei ebenfalls sehr verdächtig.

Tatsächlich hatte ich während der Aufnahme versucht, mein Ausseres zu verändern, indem ich die Wangen aufblies. Ich erwiderte, ich habe ein Nierenleiden, das zur Aufschwemmung führe.

Ebenfalls am 6. März informierte mich Slawek [Slawek Szpakowski], er werde am nächsten Tag aus dem Lager entlassen und nach Warschau zurückkehren.

Er war derselbe Optimist wie immer und sagte, er werde in Warschau auf mich warten.

Er wurde entlassen, ohne vorher in Quarantäne genommen zu werden; das war damals üblich.

Freigekommen war er durch die Bemühungen seiner Frau und eine Intervention des schwedischen Konsulats. Am selben Abend erfuhr ich von Dr. 2 [Wladyslaw Dering], dass ich am nächsten Tag in die Hauptschreibstube bestellt sei, und jeder wusste, wie es gewöhnlich ausging.

Ich wusste nicht, warum es mich getroffen hatte, und zermarterte mir das Hirn, was sie wohl von mir wollen könnten.

Ich hatte mir nichts zuschulden kommen lassen.

Möglich erschien mir, dass Westrych entweder absichtlich oder fahrlässig meine Tarnung hatte auffliegen lassen, indem er erzählt hatte, dass ich unter falschem Namen im Lager war.

Westrych war nämlich keine zwei Wochen zuvor aus dem Lager entlassen worden.

Vielleicht hatte er ja zum Abschied sein Geheimnis «gebeichtet».

In diesem Fall war mein Schicksal besiegelt.

Dr. 2 [Wladyslaw Dering] machte sich grosse Sorgen um mich und erklärte mir zur Sicherheit, wie ich eine Hirnhautentzündung, eine damals im Krankenbau sehr häufige Krankheit, vortäuschen konnte, um möglicherweise einem Verhör zu entgehen.

Er fragte einen der SS-Männer, der früher Unteroffizier der polnischen Armee gewesen war,³³ was eigentlich los war, und bat ihn, sie sollten seinen Freund (mich) nicht schlagen, da ich krank sei.

Dr. 2 [Wladyslaw Dering] baute damals seine Position im Lazarett langsam aus, denn er wurde als guter Arzt geschätzt und kannte einige SS-Männer, die er behandelt hatte.

Am 7. März wurde beim Morgenappell meine Nummer ausgerufen, und ich erhielt die Anweisung, mich auf der Hauptschreibstube zu melden.

Wir waren mehrere.

33 Vermutlich ein polnischer Staatsbürger deutscher Herkunft, den die Nazis nach der Besetzung Polens eingezogen hatten. (Anm. d. Übers.)

Wir mussten uns an der Seite aufstellen.

Der ganze Block sah uns an, als würden wir nie zurückkommen.

Sie lagen nicht ganz falsch.

Als der Einsatzgong für die Arbeitskommandos kam und die anderen Häftlinge davonhasteten, wurden wir in Block 9 (alte Nummerierung) gebracht.

Im Gang vor der Hauptschreibstube wurden die Nummern der Vorgeladenen abermals aufgerufen und überprüft; wir waren ungefähr 20 Mann aus verschiedenen Blocks.

Ich musste mich an der Seite ganz alleine aufstellen.

«Was mag da los sein?», fragte ich mich. «Warum soll ich nicht zu den anderen?»

Sie zeigten auf mich und sagten etwas, das ich nicht verstand, zu einem der SS-Männer.

«Das ist ein ganz Abgefeimter», schien der Tonfall zu sagen.

Es war dann aber nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte.

Die anderen mussten alle in die Politische Abteilung; ich dagegen kam zum Erkennungsdienst.

«Das sieht schon besser aus», dachte ich.

Auf dem Weg sah ich dann allmählich den Grund für meine Vorladung und beruhigte mich mit jedem Schritt mehr.

Alle Häftlinge wurden nämlich gezwungen, regelmässig an ihre Familien zu schreiben. Die Briefe durften nur an die bei der Ankunft angegebene Adresse gerichtet werden.

Kurz nach der Einlieferung waren wir mitten in der Nacht verhört worden.

Wir wurden aus dem Schlaf gerissen und sollten (das war noch in Block 17a) eine Adresse angeben – für die Benachrichtigung, falls uns hier ein Unfall zustossen solle (die Begründung kam mit einem schiefen Lächeln), als ob das hier die einzige Todesursache gewesen wäre.

Alle 14 Tage mussten wir einen Brief an diese Adresse schreiben, sodass unsere Familie jederzeit auffindbar war, falls es notwendig wurde.

Ich gab die Adresse meiner Schwägerin in Warschau an, über die meine Familie, von der die Lagerleitung ja nichts wissen durfte, Nachrichten von mir bekommen konnte.

Ich bezeichnete meine Schwägerin [Eleonora Ostrowska] allerdings als Bekannte, da ich vorgab, alleinstehend zu sein und ausser meiner Mutter keine Angehörigen mehr zu haben.

An diese Adresse hatte ich dann nur ein einziges Mal geschrieben, im November, damit man zu Hause erfuhr, wo ich war. Weitere Briefe hatte ich nicht geschrieben, damit meine «Bekannte» nicht irgendwann für etwas büßen musste, was ich im Lager getan hatte.

So wollte ich allen Kontakt mit Menschen abbrechen, die Repressalien der deutschen Behörden hätten befürchten müssen.

Ein SS-Mann brachte mich in einen Holzbau, in dem hinten die Blockführerstube, also das Wachlokal der SS, und vorne die Postzensurstelle untergebracht waren.

Hier sass mehr als ein Dutzend SS-Männer an Schreibtischen.

Als ich hereingebracht wurde, schauten alle kurz auf und fuhren dann fort, Briefe zu zensieren.

Der SS-Mann, der mich hereingebracht hatte, machte Meldung.

Daraufhin rief einer der Zensoren: «Ah ja! Mein lieber Mann, wieso schreibst du denn keine Briefe?»

«Tue ich doch», erwiderte ich.

«Aha, lügen kannst du auch! Was soll das heissen, ‚tue ich doch‘? Wir führen Buch über alle ausgehenden Briefe.»

«Ich schreibe ja Briefe, aber sie kommen immer zurück. Ich kann das beweisen.»

«Sie kommen zurück? Und er kann es beweisen? Also, so was... Er kann es beweisen!»

Mehrere grinsende SS-Männer standen inzwischen um mich herum.

«Was für einen Beweis?»

«Ich habe die Briefe, die ich regelmässig schreibe, und die ich immer zurückbekomme, ohne dass ich weiss, warum.» Ich tat so, als ärgere ich mich, dass meine Briefe grundlos nicht weiterbefördert würden.

«Wo sind diese Briefe?»

«In Block 15.»

«Hans, bring ihn zu seinem Block. Er soll die Briefe holen, aber wenn er sie nicht findet...», er wandte sich an mich, «... dann sehe ich schwarz für dich!»

Allerdings hatte ich tatsächlich entsprechende Briefe im Block.

Ich hatte nämlich, weil ich genau diese Fragen schon vorausgesehen hatte, alle 14 Tage den geforderten Brief mit der gewünschten Einleitung «Ich bin gesund und es geht mir gut» geschrieben. Ohne diesen Satz, so hatten die Blockältesten verkündet, käme der Brief nicht durch die Zensur. Selbst wenn ein Häftling im

Sterben lag, musste er diesen Satz hinschreiben, wenn er eine Antwort von seiner Familie wollte. Allerdings würden die Angehörigen an der Handschrift vermutlich erkennen, wie es ihm wirklich ging.

Weil eigentlich alle an ihre Angehörigen schreiben wollten, ob aus persönlichen Gründen oder auch nur, um sich Geld zusenden zu lassen, schrieben sie auch alle in der verlangten Form.

Wenn allerdings ein Brief nicht durch die Zensur gekommen oder die SS irgendwie gestört hatte, bekam der Häftling ihn mit einem grünen Häkchen oder manchmal auch dem Vermerk «zurück» auf dem Umschlag wieder.

Ich hatte mir von Kameraden einige dieser Umschläge mit den entsprechenden Vermerken verschafft und mit einem ähnlichen Stift, den ich mir von Rittmeister 3 [Jerzy de Virion] geborgt hatte, auf meinen eigenen Umschlägen entsprechende angebracht, anstatt die Briefe am «Schreibsonntag» zur Post zu geben.

Diese Briefe hatte ich sorgfältig aufbewahrt.

Als der SS-Mann mich wegen der Briefe zu meinem Block zurückbrachte, begegnete ich (es war der 7. März) Slawek, der gerade von einem SS-Mann zum Tor und in die Freiheit eskortiert wurde.

Auf Stube 7 in Block 15 (alte Nummerierung) holte ich dann die Briefe hervor. Meine Kameraden auf der Stube, die einen wartenden SS-Mann und die Briefe sahen, dachten, dass ich in eine politische Sache verstrickt sei und sie mich nie wiedersehen würden.

In der Postzensurstelle wurde ich neugierig erwartet.

Meine SS-Wache händigte sechs oder sieben der Briefe an den Büroleiter aus, und mehrere SS-Männer drängten sich darum.

«Diese Briefe gibt es also wirklich, sieh an.»

Offenbar waren mir die grünen Rücksendevermerke ganz gut gelungen.

Ausserdem wäre es ihnen wohl nicht eingefallen, dass ein Häftling absichtlich seine Briefe nicht abschicken wollte.

Sie lasen die Briefe durch, aber sie waren sehr knapp formuliert und enthielten nichts Verfängliches.

«Aha, das kann nur bedeuten, dass du nicht an die angegebene Adresse geschrieben hast!»

Ich erwiderte, ich habe angenommen, die Briefe seien mir durch einen Irrtum immer zurückgegeben worden, weil die Adresse schon die richtige gewesen sei.

Sie prüften es nach. Es stimmte offenbar.

«Aha. Und wer ist diese Frau E.O., an die du da schreibst?»

«Eine Bekannte.»

«Eine Bekannte, so so.» Grinsen. «Warum schreibst du nicht an deine Mutter? Du hast angegeben, dass sie noch lebt.»

(Das hatte ich in der Tat, obwohl meine Mutter vor zwei Jahren verstorben war. Ich wollte so wenig Aufmerksamkeit wie möglich erregen und als möglichst ungebunden gelten. Ich wollte zwar nicht behaupten, ganz ohne Angehörige zu sein, aber auch keine Adressen lebender Personen verraten.)

«Oh ja», erwiderte ich, «meine Mutter lebt, allerdings im Ausland. Vilnius ist ja jetzt Ausland. Ich dachte, dorthin dürfe ich ihr sicher nicht schreiben.»

Die SS-Männer wandten sich allmählich wieder ihrer Arbeit zu.

Mein Fall war auf einmal nicht mehr so interessant.

«Also gut», verkündete der Büroleiter sein salomonisches Urteil, «deine Briefe kommen deswegen immer zu dir zurück, weil du nicht an deine Mutter schreibst, obwohl sie noch lebt, sondern an irgendeine Freundin. Wenn du statt an deine Mutter an diese E.O. schreiben willst, musst du eine schriftliche Eingabe beim Lagerkommandanten machen, deine angegebene Adresse zu ändern, und zwar auf dem Dienstweg, über deinen Blockältesten. Verstanden?»

Das war also alles, was die Postzensurstelle von mir wollte. Ich hatte es überstanden.

Am folgenden Tag beeilte ich mich, die gewünschte Eingabe in Block 3 einzureichen. Blockältester Koprowiak hatte grosse Mühe zu verstehen, warum ich jetzt den Lagerkommandanten höflich bat, meine angegebene Adresse in diejenige von Frau E.O. zu ändern, an die ich doch die ganze Zeit schon geschrieben hatte.

Bevor ich jedoch am nächsten Tag Block 3 erreichte, erwartete mich am selben Tag, dem 7. März, noch eine Überraschung auf Block 15.

Von denjenigen aus Block 15, deren Nummern aufgerufen worden waren, kehrte ich als Einziger dorthin zurück.

Palitzsch, der Henker, hatte mit seinen Kugeln die letzte Reise meiner Kameraden durch die Politische Abteilung in den Hof von Block 13 beendet.

Ich kam ausgerechnet in dem Moment von der Postzensurstelle in den Krankenbau zurück, als eine Inspektionskommission auf meiner Station war, die sich die Patienten ansah und jeden, der kein Fieber hatte, aus dem Lazarett warf und ins Lager zur Arbeit zurückschickte.

Auf einmal kommt da ein vollständig angekleideter «Patient» hereinspaziert, der sich gerade ein wenig im Lager umgetan hat.

Ich bekam einige Schläge in den Magen und auf den Kopf und wurde sofort hinausgeworfen.

Also schrieb ich meine Eingabe am nächsten Tag in Block 3a.

Diese Eingabe beschäftigte mich allerdings nicht.

Mein Problem war jetzt, in ein Arbeitskommando zu kommen, das nicht im Freien arbeitete.

Westrych war nicht mehr da. Die kleinere Schreinerei in Block 9 (alte Nummerierung) war geschlossen. Die grosse, in der Oberkapo Balke das Sagen hatte und die ständig erweitert wurde, lag in Industriebhof I.

Ich brauchte sofort eine Arbeit unterm Dach und im Warmen. Ich war zwar fast wieder genesen, aber jetzt gleich wieder in die Kälte hinauszumüssen, hätte ich nicht überstanden.

Weil inzwischen in allen Kommandos die Häftlingsnummern genau aufgeschrieben wurden, konnte es zum Problem werden, wenn man erst einmal bei einem Arbeitskommando registriert war und dort als «unentschuldigt fehlend» gemeldet wurde, weil man in ein besseres gewechselt hatte.

Meine Kameraden kamen mir zu Hilfe.

Einige aus unserer Gruppe arbeiteten bereits in der grossen Schreinerei in Industriebhof I; einer von ihnen, Antek (14) [Antoni Wozniak], war sogar Schreinermeister. Czesiek (9) [Czeslaw Wqsowski] arbeitet inzwischen auch dort.

Antek (14) [Antoni Wozniak] brachte mich in Balkes Büro und stellte mich als fähigen Schreiner vor.

Auf die Frage, womit ich mich besonders gut auskenne, erwiderte ich, wie Antek mir eingeschärft hatte, ich sei Spezialist für Holzbearbeitungsmaschinen.

Solche Maschinen wurden nämlich gerade in der Werkstatt aufgestellt.

Balke stellte mich ein.

Fürs Erste arbeitete ich im Magazin, das Wladek Kupiec unterstand.

Die Arbeit war ganz in Ordnung.

Wladek Kupiec war ein ausserordentlich feiner Kerl und guter Kamerad. Er sass zusammen mit fünf seiner Brüder in Auschwitz.³⁴

Ausserdem traf ich zwei Freunde aus der Organisation, von denen einer Witold (15) [Witold Szymkowiak] und der andere Pilecki (16) [Jan Pilecki]³⁵ hiess.

34 Drei der sechs Kupiec-Brüder (Antoni, Jan und Wladyslaw) überlebten das Lager, die drei anderen (Boleslaw, Jozef und Karol) starben dort. (Anm. d. Übers.)

35 Kein Verwandter des Autors. (Anm. d. Übers.)

Nach einigen Tagen Arbeit in der Schreinerei gründete ich eine zweite «Fünfergruppe» mit Wladek (17) [Wladyslaw Kupiec], Bolek (18) [Boleslaw Kupiec], Witold (15) [Witold Szymkowiak], Tadek (19) [Tadeusz Slowiaczek], Antek (14) [Antoni Wozniak], Janek (20) [Jan Kupiec], Tadek (21) [Tadeusz Pietrzykowski] und Antek (22) [Anzoni Rosa].³⁶

Als ich einige Wochen dort gearbeitet hatte, kam mir das Gerücht zu Ohren, Oberst 23 [Aleksander Stawarz] und Oberstleutnant 24 [Karol Kumuniecki] planten einen Aufstand im Lager: Oberstleutnant 24 [Karol Kumuniecki] würde mit denjenigen Insassen, die noch bei Kräften waren, in Richtung Katowice (Kattowitz) ausbrechen, während Oberst 23 [Aleksander Stawarz] mit den Kranken zunächst im Lager bleiben würde.

Angesichts der Unbedarftheit dieses Plans und der Gefahr, dass solche Vorhaben von anderen Häftlingen verraten werden könnten, sprach ich mit diesen beiden Offizieren absichtlich nicht über unsere Geheimorganisation und vermied es anfangs auch überhaupt, höhere Offiziere, die unter ihrer richtigen Identität im Lager einsassen, aufzunehmen (mit Ausnahme von Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki], dem ich völlig vertraute), und zwar aus dem einfachen Grund, weil bei Aufkommen eines Verdachts Offiziere, die der Lagerleitung bekannt waren, in den Bunker gesperrt und gefoltert werden würden, um sie zum Sprechen zu bringen.

So lief die Anfangsphase meiner Organisationstätigkeit ab. Später änderte sich das.

Im April und Mai '41 trafen die grossen Polentransporte ein – Gefangene aus dem Pawiak[-Gefängnis].

Viele meiner Freunde wurden eingeliefert.

Ich gründe meine dritte «Fünfergruppe», und zwar mit meinem ehemaligen Stellvertreter aus Warschau, «Czeslaw III» (25) [Stefan Bielecki] sowie mit Stasiak (26) [Stanislaw Maringe], Jurek (27) [Jerzy Porazinski], Szczepan (28) [Szczepan

³⁶ In seinem *Raport W* vom Herbst 1943 gibt Pilecki weder Jan Kupiec noch Antoni Wozniak an, dafür aber Mikolaj Skornowicz. (Anm. d. Übers.)

Rzeczkowski], Wlodek (29) [Włodzimierz Makaliński] und Geniek (30) [Eugeniusz Triebling].³⁷

Die Organisation wächst jetzt sprunghaft an.

Aber auch die Maschinerie des Lagers beginnt schneller zu morden.

Die Transporte aus Warschau bekamen die ganze Härte des Lagers zu spüren; die Häftlinge wurden genauso geschlagen wie wir zu Anfang und starben zuhauf, täglich weiter von Kälte und brutaler Behandlung dezimiert.

Seit dem Frühling 1941 gab es eine Neuerung im Lager: das Orchester.

Der Lagerkommandant war Musikfreund, was dazu führte, dass im Lager aus den dort reichlich vorhandenen guten Musikern – man fand jeden Beruf im Lager reichlich vertreten – ein Orchester aufgestellt wurde.

Als Musiker im Orchester hatte man eine gute «Arbeit», deshalb liess jeder, der zu Hause ein Instrument hatte, es sich sofort ins Lager schicken und meldete sich im Orchester an. Unter dem Knüttel des ehemaligen Küchenkapos Franz [Fraciszek Nierychto] wurden dann alle möglichen Kompositionen aufgeführt.

Es war wirklich ein gutes Orchester, der Stolz des Kommandanten.

Wenn ein bestimmtes Instrument nicht besetzt werden konnte, fand sich leicht ein Spezialist dafür, den man verhaften und ins Lager schaffen lassen konnte.

Nicht nur der Kommandant, sondern auch die Kommissionen, die das Lager von Zeit zu Zeit inspizierten, waren begeistert.

Für uns spielte das Orchester viermal täglich.

Morgens, wenn wir zur Arbeit zogen, bei der Rückkehr zum Mittagessen, beim erneuten Ausrücken nach dem Mittagessen und bei der Rückkehr zum Abendappell.

Die «Bühne» befand sich vor Block 9 (alte Nummerierung) nahe dem Tor, durch das die Arbeitskommandos marschierten.

Das Grauen dieser Szene wurde einem so richtig deutlich, wenn die Kommandos abends einrückten.

Die Marschkolonnen schleppten die Leichen ihrer Kameraden mit, die bei der Arbeit getötet worden waren.

37 Im *Raport W* vom Herbst 1943 nennt Pilecki Wincenty Gawron, Stanisław Gutkiewicz und Stanisław Stawiszynski statt Stefan Bielecki, Stanisław Maringe, Jerzy Poraziriski und Szezeban Rzeczkowski. (Anm. d. Übers.)

Manche der Toten sahen fürchterlich aus.

Zum Takt schwungvoller Märsche, die extra schnell gespielt werden mussten, sodass sie mehr wie Polkas oder Volkstänze denn Militärmärsche klangen, wankten die zusammengestinkenen, erschöpften Gestalten durch das Tor.

Sie versuchten krampfhaft im Tritt zu bleiben, und schleppten dabei die Leichen ihrer Kameraden, deren Leiber bereits mehrere Kilometer weit über gefrorenen Boden, durch Matsch und über Steine geschleift worden waren, wodurch sie teilweise entkleidet worden waren.

Diese Marschkolonnen, ein Bild menschlichen Elends, waren von einem Ring aus Einpeitschern und Antreibern umgeben, die mit Schlagstöcken auf die Marschierenden einprügelten und sie zwangen, im Takt zu bleiben.

Wer aus dem Tritt kam, bekam den Knüppel über den Kopf und wurde kurz darauf selbst von den Kameraden mitgeschleift.

Eskortiert wurde das Ganze von einem doppelten Ring bewaffneter «Helden» in Wehrmachtsuniformen.

Vor dem Tor stand zusätzlich zu den Wachmannschaften eine Gruppe «Herrenmenschen» – die höheren Ränge der Lagerleitung –, Unteroffiziere (auf die man in Zukunft, falls nötig, alle Schuld abwälzen kann: «Was soll man von solchen Dummköpfen anderes erwarten?»). Alle gebärdeten sich leutselig und schauten mit leuchtenden Gesichtern stolz auf die sterbende verachtete Rasse der Untermenschen herab.

So sah die Rückkehr der Aussenkommandos aus.

Unter ihnen gab es nur wenige «alte Nummern».

Die waren entweder bereits «durch den Schornstein» verschwunden, oder es war ihnen gelungen, eine Arbeit unter Dach zu ergattern.

Zum grössten Teil bestanden die Aussenkommandos aus Zugängen.

Die «Hundertergruppen» der Kommandos aus den Werkstätten sahen beim Einrücken ganz anders aus: Die Häftlinge wirkten kräftig und gut in Form und marschierten schwungvoll und in Reih und Glied.

Das vergnügte Grinsen verschwand von den Gesichtern der Offiziersbande am Tor. Meistens wandten sie sich unwillig ab. Noch aber brauchten sie die Werkstätten.

Mehr als ein SS-Mann liess sich dort gerne «unter der Hand» etwas anfertigen, ohne dass die Lagerleitung es erfuhr.

Selbst die Offiziere, die dort standen, gaben dort Arbeiten in Auftrag, von denen die anderen nichts wissen durften.

Jeder Einzelne hatte Angst, dass es herauskommen könnte.

Dass man Menschen umgebracht hatte, brauchte man dagegen nicht zu verbessern. Im Gegenteil: Je mehr man mordete, desto höher das eigene Ansehen.

Das also waren die Geschehnisse, die, wie ich geschrieben habe, «nicht von dieser Welt» waren.

«Was meinen Sie denn? Die Kultur... das 20. Jahrhundert... und da werden so einfach Menschen umgebracht?

Und selbst wenn – so einfach kommt man damit heute nicht mehr davon!»

Offensichtlich (obwohl wir doch im zivilisierten 20. Jahrhundert leben) schaffen es diese Angehörigen einer hochentwickelten KulturNation eben doch, mit einem Krieg davonzukommen... und ihn sogar durch Notwendigkeit zu rechtfertigen.

Und siehe da... Auf einmal wird sogar der Krieg, in den Gesprächen zivilisierter Menschen, «unvermeidlich und notwendig».

Einverstanden, aber bis jetzt war, weil das Ermorden einer Gruppe im Interesse einer anderen möglichst kontrolliert geschehen sollte, das gegenseitige Töten immer einem bestimmten Zweig der Gesellschaft vorbehalten: dem Militär.

Ja, es muss einmal so gewesen sein. Aber das ist jetzt leider Vergangenheit – eine bessere Zeit als unsere.

Wie soll die Menschheit sich heute rechtfertigen – diese Menschheit, die doch auf ihren kulturellen und individuellen Fortschritt so stolz ist und das 20. Jahrhundert weit über alle anderen stellt?

Können wir Menschen des 20. Jahrhunderts unseren Vorfahren in die Augen schauen und – es klingt lächerlich – beweisen, dass wir eine höhere kulturelle Stufe erreicht haben?

Denn heute ist es so weit gekommen, dass der bewaffnete Arm einer Nation nicht mehr die Armee des Feindes vernichtet. Alle Grenzen der Vergangenheit sind weggewischt, und jetzt geht es unter Einsatz der neuesten Technik gegen ganze Nationen und Gesellschaften wehrloser Zivilisten. Fortschritte der Zivilisation – unbestreitbar! Kultureller Fortschritt? – Dass ich nicht lache!

Aber ich schweife ab, meine Freunde, ich schweife sehr weit ab.

Schlimmer ist noch, dass es ohnehin keine Worte gibt, um es zu beschreiben ...

Ich würde gerne sagen, dass wir zu Tieren geworden seien ... Aber nein, wir sind noch viel schlimmer als Tiere!

Ich habe ein Recht, das alles zu sagen, angesichts dessen, was ich gesehen habe, und angesichts dessen, was im folgenden Jahr in Auschwitz beginnen sollte. Der Unterschied zwischen «Sein» und «Nichtsein» war enorm; ungeheuer war der Unterschied in den Zuständen für diejenigen, die in Werkstätten, Lagerräumen oder Ställen arbeiten durften, gegenüber der Masse jener, die bei den Arbeitskommandos im Freien auf alle möglichen Arten zu Tode kamen.

Erstere wurden als notwendig geduldet; die anderen bezahlten mit ihrem Leben für die Anweisung, in diesem Mahlwerk so viele Menschen wie möglich umzubringen.

Natürlich musste man bezahlen, um von diesem Unterschied zu profitieren.

Der Preis war ein Handwerk, das man erlernt hatte oder gut genug vorzutauschen konnte.

Das Lager versorgte sich selbst.

Hier wurde Getreide ausgesät und Vieh gehalten (Pferde, Kühe und Schweine).

Es gab einen Schlachthof, der das Fleisch der Tiere für den menschlichen Verzehr aufbereitete.

... und zwar bei jedem Wetter. Wer Glück hat, arbeitet drinnen – etwa als Schlosser, Bäcker, Gerber oder Schnitzer oder im Lazarett, in der Küche und in den Ställen.

Nicht weit vom Schlachthof gab es ein Krematorium, das menschliches Fleisch in Asche verwandelte, mit der die Felder gedüngt wurden – der einzige Nutzen dieser Art Fleisch.

Die beste Arbeit im Warmen und Trockenen war die im Schweinestall. Das Schweinefutter war viel reichlicher und nahrhafter als das, was die Häftlingsküche lieferte.

Die Schweine bekamen nämlich die Reste von den Mahlzeiten der «Herrenmenschen».

Diejenigen Häftlinge, die das Glück hatten, sich um die Schweine zu kümmern, nahmen ihren Schützlingen einen Teil dieser guten Mahlzeiten weg.

In den Pferdeställen ergaben sich andere Möglichkeiten.

Mehrmals lud mich mein Freund 31 [Karol Świçtorzecki] aus der Schreinerei in die nahen Ställe ein. Ich nahm immer meine Werkzeuge um, damit ich not-

falls, wenn ein SS-Mann auftauchte, vortäuschen konnte, es gebe etwas zu reparieren.

Mein Freund begrüßte mich mit einem echten Festmahl.

Er gab mir ein Essgeschirr voller schwarzem Zucker, der, wenn man das Salz mit Wasser herauswusch, fast weiss wurde. Anschliessend fügten wir Weizenkleie hinzu, mischten das Ganze durch und assen es wie den besten Kuchen.

Mir kam es immer so vor, als habe ich noch nie etwas so Delikates gegessen und würde auch nie etwas Besseres bekommen, selbst wenn ich wieder in Freiheit gelangen sollte.

Ausserdem zweigte mein Freund noch Milch von der Zuteilung für den Hengst ab.

Man musste allerdings immer sehr aufpassen, nicht «aufzufliegen».

Ohne eine Rechtfertigung in Form eines Reparaturauftrags vom Kapo durfte ich mich dort eigentlich nicht blicken lassen.

Mein Freund 31 [Karol Swiętorzecki] hatte unter den Häftlingen, die im Stall arbeiteten, eine Zelle unserer Organisation gegründet.

Am 15. Mai wurde er durch die Bemühungen seiner Mutter entlassen und kehrte nach Warschau zurück, wobei er meinen Bericht über unsere Arbeit mitnahm.

Viel später hielt mein Freund 32 [Leszek Cenzartowicz], dem ich eine Arbeit in den Ställen verschaffen konnte, seinen ausgezehrteten Körper am Leben, indem er Stuten molk, die gefohlt hatten, und die Milch trank.

Es gab auch eine Gerberei im Lager. Einige der Häftlinge, die dort arbeiteten, trockneten die Hautabfälle, die dort beim Abhäuten der angelieferten Schweinekadaver anfielen, und kochten sich anschliessend eine «wunderbare Suppe» daraus.

Im Sommer '41 ass ich zum ersten Mal Hundefleisch. Damals wusste ich nicht, was es für ein Fleisch war, das mir die Freunde in der Gerberei da gaben.

Später ass ich es wissentlich.

Der Lebenserhaltungsinstinkt lässt alles gut schmecken, was man hinunterbekommt.

Mein Freund 21 [Tadeusz Pietrzykowski], der ebenfalls im Kälberstall arbeitete, verschaffte mir heimlich Kleie, die so schlecht gereinigt war, dass meine eigenen Kälber sie früher vermutlich nicht gefressen hätten. Ich rührte sie in die Suppe, die uns in die Schreinerei gebracht wurde, und fragte mich nur, ob ich einen oder zwei Löffel voll nehmen sollte. (Wir waren damals «kommandiert»,

wie es in der Lagersprache hiess. Das bedeutete, dass man über Mittag am Arbeitsplatz bleiben musste und auch dort gezählt wurde.)

Wenn mein Freund 21 [Tadeusz Pietrzykowski] manchmal eine grössere Menge Kleie brachte, nahm ich einfach eine Handvoll davon in den Mund und kaute sie so gut wie möglich durch, bevor ich sie roh und mitsamt der Spreu hinunterschluckte.

Ich stellte fest, dass man so ziemlich alles hinunterbekommt und alles gut schmeckt, wenn es sein muss.

Ich bekam nie Magenprobleme, vielleicht, weil mein Magen schon immer sehr robust war.

Ich war kein ausgebildeter Schreiner und musste das mit Improvisation wettmachen.

Zu Anfang bekam ich Hilfestellung von meinen Freunden, aber das wäre bald aufgefallen. Also musste ich mich den Herausforderungen des Schreinerhandwerks alleine stellen.

Als Erstes lernte ich, wie man Werkzeuge nachschärft.

Natürlich würde ein echter Schreiner annehmen, dass ich das schon in der Lehre gelernt hatte.

Ausser Oberkapo Balke gab es noch andere Kapos und einige Schreinermeister in der Werkstatt, vor denen ich mit Erfolg den gelernten Schreiner mimen musste.

Unter Anleitung Wtadeks und einiger anderer Freunde lernte ich mit der Zeit, wie man sägt, hobelt, leimt und aus Brettern eine Tischplatte fertigt.

Die Hauptarbeit aber taten – die Augen.

In Auschwitz hatten, womit man auch beschäftigt war, die Augen und Ohren immer am meisten zu tun.

Man musste ständig bereit sein, jeden Moment zu einer kurzen Ruhepause zu nutzen, wenn der Kapo einen nicht im Blick hatte.

Aber wenn der Aufseher seinen Blick über die Werkstatt und die Häftlinge darin schweifen lässt oder wenn er dich auch nur aus dem Augenwinkel beobachten könnte, dann, mein Freund, arbeitest du am besten fleissig – oder tust wenigstens so.

Man darf nicht herumstehen und sich ausruhen, auch wenn man zuvor, als der Herr Aufseher nicht da war, hart gearbeitet hat.

Es wäre auch ziemlich unvorsichtig gewesen, sich unnötig zu erschöpfen, wenn es nicht sein musste.

Denke immer daran: Arbeit macht frei! Schliesslich liest du es mehrmals täglich über dem Haupttor.

Wenn du dich nicht bei Kräften hältst, verlässt du das Lager «durch den Schornstein».

Wenn du eine Pause machst, um wieder zu Atem zu kommen, obwohl ein Aufseher dich sieht, kannst du eins mit dem Schlagstock übergezogen bekommen.

Anders war es nur bei den wirklich erstklassigen Handwerkern, die sich einen Ruf erarbeitet hatten.

So einer musste nichts vortäuschen.

Alle anderen, auch wenn sie gute Schreiner waren, mussten aufpassen.

Es gab mehrere Hundert Arbeitsplätze in der Schreinerei – und im Lager starben die Häftlinge zu Tausenden.

Echte Handwerker bemühten sich ständig um einen Platz in der Werkstatt.

Wer nichts konnte, flog wieder hinaus – und starb in den Arbeitskommandos unter freiem Himmel.

So wurde ich also aus reiner Überlebensnotwendigkeit langsam zum Schreiner. Inzwischen konnte ich sogar schon verzapfen und polieren.

Es gelang mir, meinen Freunden, die aus Warschau eingeliefert worden waren (April-Mai '41) und die ich in die Untergrundgruppe eingeweiht hatte, Arbeiten unter Dach zu verschaffen.

25 [Stefan Bielecki] und 26 [Stanislaw Maringe] vermittelte ich mithilfe unseres Mitglieds 33 [Stanislaw Kocjan], der dieses Kommando wie sein Eigentum leitete, in die Fahrbereitschaft.

27 [Jerzy Porazinski] brachte ich mithilfe von Dr. 2 [Wladyslaw Dering] als Pfleger im Lazarett unter.

34 [Name nicht feststellbar] brachte ich mithilfe von Leutnant 4 [Alfred Stössel] im Lazarett als Sekretär unter und so weiter.

Im Frühling '41 ging ich oft durch die Zugangsblocks 11 und 12 (alte Nummerierung), wo die neuen Häftlinge untergebracht waren, und suchte nach Freunden, um ihnen Arbeit unter Dach zu verschaffen und sie so zu retten.

Eines Tages traf ich dort die ganze Familie Czetwertynski zusammen an: Ludwik, den Eigentümer von Zoludek, und seine beiden Söhne, dazu seinen Bruder aus Suchowola. Ausserdem traf ich einen Freund aus der Widerstandsbewegung von '39, Kadett 35 [Remigiusz Niewiarowski].

Einige Tage danach stiess ich auf zwei Arbeitskollegen aus Warschau: 36 [Stanislaw Arct] und 37 [Name nicht feststellbar].

Ich achtete genau darauf, wie sie sich verhielten, weil man nie wusste, wie der Aufenthalt in der Aleja Szucha³⁸ und im I'awiak-Gefängnis in Warschau sie verändert hatte.

Einige waren erschöpft, andere innerlich gebrochen.

Nicht jeder war ein geeigneter Kandidat für unsere Organisation oder die Untergrundarbeit.

Major 38 [Chmielewski], der unter dem Tarnnamen «Ścyp II» in Warschau mit uns zusammengearbeitet hatte, lief, als er mich im Sommer '41 auf dem Appellplatz in Auschwitz zum ersten Mal sah, begeistert auf mich zu und rief laut: «Ach, hier sind Sie! Die Warschauer Gestapo hat mir den A... aufgerissen, weil sie wissen wollte, wo Witold geblieben ist... Sind Sie schon lange hier?... Sie haben eine alte Nummer... Wie sind Sie zurechtgekommen?... Ich habe Sie übrigens vor zwei Monaten in Warschau gesehen, das habe ich zumindest in der Aleja Szucha erzählt», rief er in Hörweite von einem Dutzend Bekannter und liess mich regelrecht auf-fliegen, denn ich war ja Tomasz.

Zum Glück gab es keine Schurken unter uns.

Wie ich es geschafft haben sollte, vor zwei Monaten noch in Warschau gewesen zu sein ... Es kam mir so vor, als hätten ihn die Schläge in der Aleja Szucha vielleicht ein wenig durcheinandergebracht.

Später sollte sich herausstellen, dass es dafür einen ganz anderen Grund gab.³⁹ Von dem etwa einen Dutzend meiner alten Kollegen, die im Lauf dieser Monate eintrafen, erwiesen sich 25 [Stefan Bielecki] und 29 [Włodzimierz Makaliriski] als die nützlichsten für meine Arbeit; ich vertraute ihnen so gut wie mir selbst.

Man kam sich ein wenig seltsam vor, wenn man dort in der Ecke einer Zugangsstube stand und diese Leute beobachtete, die gerade erst aus der Aussenwelt kamen und sozusagen immer noch den Staub von Warschau an den Schuhen hatten.

Es fühlte sich an, als bestehe man aus mehr als einer Person.

38 Dort befand sich das Warschauer Gestapo-Hauptquartier. (Anm. d. Übers.)

39 Den der Autor leider nicht mehr angibt. (Anm. d. Übers.)

Einer dieser Menschen hätte sich in Selbstmitleid und in Sehnsucht nach der Aussenwelt verzehrt, wenn er sich dieses Gedankens nicht geschämt hätte.

Ein anderer war stärker und spürte in sich die Genugtuung des Sieges über Impulse und Trivialitäten, denen die Menschen sich in der realen Welt widmen, die hier aber wertlos waren.

Der Dritte sah mitleidig zu, aber nicht im abwertenden Sinne des Wortes, sondern mit einem bestimmten inneren, freundlichen Lächeln, wenn er diese Neuzugänge betrachtete, die einander noch siezten und mit akademischen Titeln und militärischen Rängen ansprachen.

Meine Güte! Davon werdet ihr schnell Abschied nehmen müssen; je schneller, desto besser.

Hauptzweck des Lagers war offenbar die Ausrottung der polnischen Intelligenz. Das war der Auftrag der Lagerleitung, aber es lag auch sozusagen im System, denn ein Intellektueller, der für die Werkstätten nicht geeignet war, weil er kein Handwerk beherrschte, und es auch nicht schaffte, einen der wenigen Posten für reine Büroarbeit im Baubüro, in der Schreibstube, im Lazarett, der Effektenkammer oder der Bekleidungskammer zu ergattern, starb unweigerlich – er war zu nichts nutz, denn auch die grössten geistigen Fähigkeiten halfen einem hier nichts, wenn die praktischen fehlten.

Ausserdem waren Intellektuelle gewöhnlich weniger robust, nicht an körperliche Arbeit gewohnt und konnten nicht alles Essbare verdauen.

Ich sage das alles nicht gerne, aber um ein getreues Bild der Zustände im Lager zu geben, muss ich es aussprechen.

Wer von meinen Lesern jetzt denkt, ich habe etwas gegen die Intelligenz, liegt völlig falsch.

Ich glaube, ich könnte mich sogar als ihr zugehörig betrachten, aber das heisst nicht, dass ich die Wahrheit verschweigen will.

Ein grosser Anteil der Intellektuellen, die ins Lager gebracht wurden, besass einfach nicht genug Überlebensinstinkt. Sie merkten nicht, dass sie hier ihre Titel und Universitätsgrade verbergen und jede Chance nutzen mussten, um auf dem steinigem, harten Boden des Konzentrationslagers nicht unterzugehen.

Hier verschafften Titel keine Privilegien; man musste sich mit der Situation so abfinden, wie sie war.

Ein Ingenieur konnte nicht darauf bestehen, einen Schreibtischposten zu bekommen, ein Arzt nicht auf Arbeit im Lazarett; beide mussten sich mit dem kleinsten «Loch» zufriedengeben, durch das sie aus dem Zugangsbereich schlüpfen

und eine Arbeit finden konnten, die der Lagerleitung nützlich erschien, die sie aber auch als Polen nicht entehrte.

Man durfte sich nicht «aufblasen», weil man zum Beispiel Anwalt war; es bedeutete hier absolut nichts.

Vor allem musste man sich mit den anderen Polen gut verstehen, wenn man kein Bastard war, man musste ihre Hilfe annehmen und selbst helfen, so gut man konnte.

Überleben konnte man hier nur durch Freundschaft und Zusammenarbeit... indem man einander half.

Aber es gab so viele, die es nicht verstanden!

So viele Egoisten gab es, über die man sagen konnte: «Weder sucht er die Welle, noch trifft sie ihn.»⁴⁰ Solche Menschen mussten sterben. Wir hatten so wenig Mittel und so viele, die wir retten mussten.

Ausserdem fehlte oft die Willenskraft, nicht aus Hunger auch das zu essen, was man nicht verdauen konnte; nicht alle Intellektuellen hatten einen robusten Magen.

«Dämlicher, verd... Intellektueller» war die schlimmste Beschimpfung im Lager.

Im Frühling '41 verbreitete sich unter den Lagerinsassen die Bezeichnung «Muselmann». So nannten die deutschen Aufseher einen Häftling, der so ausgezehrt und abgestumpft war, dass er kaum noch gehen konnte – und das Wort hielt sich.

Wie es in einem Lagerlied hiess: «Muselmänner... sie flattern im Wind...» Muselmann zu sein, hiess, dass man sich auf der Grenzlinie zwischen Leben und... Krematorium befand.

Es war sehr schwierig für jemanden, mit dem es so weit gekommen war, wieder zu Kräften zu kommen. Gewöhnlich endete man dann im sogenannten Schonungsblock (Block 14 nach der alten und 19 nach der neuen Nummerierung). Dort gewährte die Lagerleitung mehreren Hundert solcher bedauernswerten Gestalten die Gnade, den ganzen Tag lang bewegungslos in den Gängen stehen zu dürfen; aber schon dieses Herumstehen brachte die Menschen um.

Die Sterblichkeitsrate in diesem Block war unglaublich.

Im Juli 41 ging ich an einer Gruppe von etwa einem Dutzend Jugendlichen

40 Zitat aus Adam Mickiewiczs Gedicht «Oda do Młodości» («Ode an die Jugend»). (Anm. d. Übers.)

vorbei, die mit 16 oder 17 direkt aus der Schule hierher verschleppt worden waren, weil sie patriotische Lieder gesungen hatten. Einer von ihnen, 39 [Kazimierz Radwariski], stürmte plötzlich mit dem Ruf «Onkel!» auf mich zu. Wieder war ich aufgefliegen!

Natürlich freute ich mich – zwar nicht darüber, dass er hier gelandet war, aber darüber, dass ich jetzt Nachrichten von zu Hause bekam.

Einige Wochen später richtete sich in der Schreinerei plötzlich der Blick eines anderen Häftlings bohrend auf mich und wollte nicht ablassen.

Ich erwiderte den Blick ungerührt.

Ein kleiner Mann, ein polnischer Häftling, sprach mich an und fragte, ob ich XY sei, wobei er meinen richtigen Namen nannte.

Ich sagte ihm, er müsse sich irren. Aber er wollte nicht lockerlassen und versicherte mir, ich habe nichts von ihm zu befürchten.

Einige Wochen später wurde er eingeschworen und arbeitete für uns: 40 [Tadeusz Szydlík].

Er arbeitete an den Holzbearbeitungsmaschinen.

Ich vergrösserte unsere Geheimarmee in der Schreinerei, indem ich noch drei weitere tapfere Polen einschwor: 41 [Stanislaw Stawiszynski], 42 [Tadeusz Lech] und 43 [Antoni Koszczyński].

Kurz darauf kamen noch 44 [Wincenty Gawron], 45 [Stanislaw Gutkiewicz] und 46 [Wiktor Sniegucki] zu uns.

Inzwischen kam ich in der Schreinerei gut zurecht.

Das Schicksal wollte es, dass meine Arbeit und meine Einordnung als «irgend-ein Schreiner» für die Kapos kein Problem waren.

Nur einmal, als ich gerade alleine einige Bretter für das Zusammenleimen vorbereitete, stand Oberkapo Balke unbemerkt einige Schritte hinter mir und schaute mir zu; dann rief er Kapo Walter zu sich, zeigte auf mich und fragte langsam und deutlich: «Wer ist das?» Dann ging er aber doch weiter und liess mich in Ruhe.

Ich erfuhr von diesem Vorfall von einigen Freunden, die in der Nähe gearbeitet hatten.

Offenbar hatte Balke gemerkt, dass ich kein Schreiner war.

Er war eigentlich ein interessanter Mensch. Gross, gutaussehend und von intelligentem Äusseren, aber ziemlich steif und abweisend.

An Sonntagen, wenn wir bis zum Mittag mit der sogenannten Blocksperrung gequält wurden – das hiess, wir durften den Block nicht verlassen und mussten

uns immer neuen Kleidungsinspektionen unterziehen –, befahl Balke alle Schreiner zum Appellplatz. Dort paradierten wir in Zwanzigergruppen unter von ihm bestimmten «Gruppenführern», waren draussen in der Sonne und konnten dem Orchester zuhören, bis die Blocksperrre vorüber war. Dann entliess er uns mit einem fröhlichen Lächeln und schickte uns in die Blocks zurück.

Das Lager wuchs ständig.

Damit meine ich nicht die Zahl der Insassen; es waren damals konstant etwa 5'000 bis 6'000.

Die laufenden Nummern waren inzwischen zwar bis auf über 20'000 gestiegen, aber über 10'000 davon waren ins Krematorium verschwunden.

Das Lager wuchs auf eine andere Weise: Es wurde ausgebaut.

Zusätzlich zu den acht neuen Blocks auf dem Appellplatz (derentwegen das Nummerierungssystem der Blocks insgesamt geändert wurde) und der Ausdehnung des Lagers in Richtung Industriebhof I entstanden auch Nebenlager zum sogenannten Stammlager. Eines hiess «Buna» (= Auschwitz-Monowitz) und lag etwa acht Kilometer östlich des Lagers. Dort wurde in Zwangsarbeit synthetischer Kautschuk hergestellt. Ein weiteres Nebenlager war das neu errichtete Lager Birkenau (Brzezinka), das nach einem kleinen Birkenhain benannt war. Es wurde auch «Rajsko» genannt. Das hatte nichts mit dem Dorf gleichen Namens zu tun (Birkenau lag einige Kilometer westlich, das Dorf Rajsko dagegen im Süden), sondern war ironisch gemeint.⁴¹

Auf den Baustellen beider Lager starben die Häftlinge wie die Fliegen.

Jeden Tag marschierten vor dem Morgenappell Hunderte Insassen nach Buna hinaus. Sie mussten viel früher als wir aufstehen und kamen erst Stunden nach dem Ende unseres Arbeitstages zurück.

In Birkenau wurden Baracken errichtet – hölzerne, noch ganz neue und unbenutzte.

Erst später fanden in Birkenau-Rajsko grauenhafte Dinge statt.

Man brauchte Zimmerleute und Schreiner, um die Baracken zu errichten. Weil es nicht genug Zimmerleute gab, mussten Schreiner die Lücke füllen.

Das bedeutete Arbeit im Freien, im Regen, später auch im Schnee, ständig unter den Schlagstöcken der Kapos, denn die Hölle in Rajsko sollte so schnell wie möglich bezugsfertig werden.

41 Wortspiel mit dem polnischen Wort *raj* «Paradies». Der Autor bezeichnet Birkenau im Folgenden oft als Rajsko. (Anm. d. Übers.)

Aus unserer Werkstatt wurden Schreiner dorthin geschickt – in den Tod.

Balke musste sie abstellen. Er tat es ungerne. Er liess sich Zeit bei der Auswahl.

Es war eine schwierige Zeit für die Schreiner, und für ihn offenbar auch.

Die meisten Schreiner, die zur Arbeit an den Baracken geschickt wurden (etwa ein Drittel der Häftlinge in der Schreinerei), starben dort: Sie wurden krank oder brachen erschöpft zusammen.

Deshalb schickte Balke nur die handwerklich Unbegabtesten.

Er sah mich nachdenklich an, als überlege er: «Soll ich ihn abstellen oder nicht?»

Aber es kam irgendwie so, dass er weiterging, die Reihe der angetretenen Häftlinge entlang, die ihr Schicksal erwarteten, und mich in der Werkstatt behielt.

Ein winziger Teil der Häftlinge in Auschwitz wurde auch wieder entlassen.

Gewöhnlich waren das Männer aus Warschau, die in Strassenrazzien geraten waren und sich nichts zuschulden kommen lassen hatten. Ihre Familien kauften sie durch bestimmte Vermittler, die daraus einen Beruf machten, wieder frei. Man musste allerdings aufpassen, nicht auf Erpresser oder Betrüger hereinzufallen. Manche Familien hatten auch selbst Verbindungen zu fremden Konsulaten oder sogar in die Aleja Szucha.

Im Herbst '40 wurden etwa 70 bis 80 Häftlinge aus den Warschauer Transporten entlassen.

Im Laufe des Jahres '41 kam es nur noch selten zu Entlassungen; bis zum Herbst war es höchstens eine Handvoll (einige Dutzend vielleicht). Dann wurden plötzlich 200 Insassen in den «Entlassungs»-Block verlegt (der eigens zu diesem Zweck diente), um dort vor der Freilassung in «Quarantäne» zu gehen.

Das hiess, sie bekamen besseres Essen, um sie vorzeigbarer zu machen, und wurden nicht mehr geschlagen. Wer Spuren von Knüppelschlägen oder sonstige Verletzungen hatte, kam zur Erholung ins Lazarett; niemand sollte Auschwitz in einem Zustand verlassen, der die Behandlung der Häftlinge dort bezeugte.

Was aber hiess schon die Entlassung von über 300 Häftlingen, wenn die ausgegebenen Häftlingsnummern im November 1941 die 25'000er-Marke überschritten?

Jeder entlassene Häftling bekam zunächst seine Zivilkleidung aus der Effektenkammer zurück, wo sie in einem Sack aufbewahrt worden war, und wurde dann entweder alleine oder mit anderen Entlassenen in das Holzhäuschen mit

der Postzensurstelle befohlen. Dort wurde er von einem SS-Mann verabschiedet, der keinen Zweifel daran liess, dass der Entlassene über Auschwitz zu schweigen habe.

Sollte ihn jemand fragen, wie es in Auschwitz gewesen sei, dann könne der Entlassene antworten: «Geh selbst hin und sieh nach!» (ein eher naiver Vorschlag).

Sollten die deutschen Behörden aber herausfinden, dass der Entlassene geplaudert habe, so die Warnung weiter, würde er sich rasch wieder in Auschwitz finden (das war sehr viel überzeugender, und ehemalige Auschwitz-Häftlinge schwiegen tatsächlich immer wie ein Grab).

Das Spiel, das ich jetzt in Auschwitz spielte, war gefährlich.

Dieser Satz gibt die Wirklichkeit eigentlich nicht wieder: Ich war weit über das hinausgegangen, was Menschen in der wirklichen Welt für gefährlich halten würden. Schon der Gang durch den Stacheldraht in das Lager war weit mehr als nur gefährlich.

Die Aufgabe, die ich auszuführen begonnen hatte, nahm mich inzwischen aber so völlig in Anspruch, dass ich mir, seit mein Plan in Gang gekommen war, wirklich Sorgen machte, dass meine Familie mich womöglich freikaufen und so mein Spiel durchkreuzen würde, denn auch ich sass ja ohne Anklage hier und war bloss bei einer Razzia aufgegriffen worden.

Ich durfte meine Aufgabe hier natürlich nicht erwähnen und schrieb deshalb an meine Familie, es gehe mir gut, sie sollten meinen Fall nicht wieder aufbringen, und ich wolle bleiben und abwarten, was das Schicksal für mich bereithalte.

In der Antwort hiess es, dass Janek W. [Jan Wlodarkiewicz], der ein schlechtes Gewissen hatte, als er erfuhr, wo ich war, ständig frage: «Warum ist er dorthin gegangen?» Er hielt allerdings dicht und sagte der Familie, als sie ihn um Hilfe bat, mich freizukaufen, dass er das Geld nicht habe.

Ich fand einen Weg, um meiner Familie auf Polnisch zu schreiben.

47, ein junger Freund von mir [Name nicht feststellbar], arbeitete in der Stadt. Es war ihm gelungen, Kontakt mit Ortsansässigen aufzunehmen, über die ich meiner Familie zwei Briefe zukommen lassen konnte.

Meine Briefe wurden dann an das Oberkommando [der Heimatarmee] weitergeleitet.

Ausser den bereits erwähnten Kollegen aus Warschau traf ich Anfang des Jah-

res '41 in Auschwitz auch Stach 48 [Stanislaw Ozimek], der in den Steinbruch verlegt wurde, und im Sommer '41 Janek 49 [Jan Dangel], der krank war. Wir schafften es, ihn mit einem Transport nach Dachau zu schicken, wo die Zustände viel besser als in Auschwitz waren.

Eine Reihe von Ausbruchsversuchen veranlasste die Lagerleitung zur Verhängung von Kollektivstrafen, und seit dem Frühjahr '41 wurden für jeden erfolgreichen Ausbrecher zehn Häftlinge erschossen.⁴²

Die Selektion der zehn Männer, die für den Ausbrecher sterben sollten, war ein schlimmer Moment für das Lager und besonders für den Block, aus dem sie bestimmt wurden.

Damals haben wir als Organisation uns klar gegen Ausbruchsversuche ausgesprochen.

Wir haben keine Ausbrüche organisiert und wandten uns gegen sie, weil wir sie für extremen Egoismus hielten, bis es in diesem Bereich grundlegende Änderungen geben würde.

Vorher waren alle Ausbruchsversuche Einzelunternehmen, die nichts mit unserer Organisation zu tun hatten.

Direkt nach dem Appell wurde eine «Todesselektion» durchgeführt, wenn sich herausgestellt hatte, dass ein Häftling fehlte.

Der Lagerkommandant und sein Gefolge traten vor den Block des Ausbrechers. Die Häftlinge waren in zehn Gliedern angetreten, und die Leitung schritt nacheinander die zehn Reihen Männer ab; der Kommandant zeigte auf Häftlinge, die ihm gefielen – oder auch nicht.

Dieses Glied trat dann «fünf Schritte vor», und das Ganze wiederholte sich beim nächsten.

Aus manchen Gliedern wurden mehrere selektiert, aus anderen keine.

Wer dem Tod mutig entgegenblickte, wurde gewöhnlich nicht ausgewählt.

Nicht jeder hielt die Anspannung aus; manchmal lief ein Häftling hinter dem inspizierenden Pulk in das zuvor durchgegangene Glied vor. Das wurde gewöhnlich bemerkt, der Betreffende wurde sofort zur Exekution geführt.

Einmal geschah es, als ein junger Häftling selektiert wurde, dass ein alter Mann, ein Pfarrer, vortrat und den Lagerkommandanten darum bat, ihn an seiner Stelle zu nehmen.

42 Die Häftlinge, die für einen Ausbrecher sterben sollten, wurden oft nicht erschossen, sondern man liess sie im Bunker verhungern. Eine wirklich grauenhafte Strafe. (Anm. d. Übers.)

Es war ein sehr wirkungsvoller Moment; der ganze Block stand starr vor Stauen.
nen.

Der Kommandant stimmte zu.

Der heldenhafte Pfarrer ging in den Tod; der andere Häftling trat ins Glied zurück.⁴³

Die Politische Abteilung war ebenfalls fleissig bei der Arbeit – sie erschoss die Häftlinge wegen Vorwürfen, die sich auf die «Aussenwelt» bezogen.

Die Lagerleitung freute sich immer besonders, wenn sie möglichst viele Polen zusammenbekam, die an ehemaligen polnischen Feiertagen erschossen werden konnten.

Schon fast selbstverständlich war ein grosses «Aussortieren» am 3. Mai⁴⁴ und 11. November;⁴⁵ als Bonus wurde einmal eine zusätzliche Gruppe Polen am 19. März⁴⁶ erschossen.

Als ich noch «draussen» gewesen war, hatte ich oft Lust gehabt, ein bisschen mit dem Meissel oder dem Schnitzmesser kreativ zu werden, mir aber immer gedacht: Dazu habe ich sowieso keine Zeit – höchstens im Gefängnis.

Fortuna, die mir immer gewogen gewesen ist, muss diesen Gedanken mitbekommen haben.

Jetzt war ich also wirklich eingesperrt, und ich sollte auf einmal zum Kunstschneider werden, wovon ich nicht die geringste Ahnung hatte.

Zur Schreinerei gehörte nämlich auch eine Kunstschnitzerei.

Mit Ausnahme einiger gelernter Malet wie 44 [Wincenty Gawron] und 45 [Stanislaw Gutkiewicz] arbeiteten dort nur gelernte Schnitzer, die meisten aus dem polnischen Bergland.

Mithilfe von 44 [Wincenty Gawron] und 45 [Stanislaw Gutkiewicz] gelangte ich in diese Schnitzerei.

Diese Versetzung war relativ einfach, weil die Schnitzerei ja eine Unterabteilung der Schreinerei war, wo ich schon seit Monaten arbeitete.

43 Das ist der berühmte Fall des Pfarrers Maximilian Kolbe [so im Dt.; der Autor verwendet die poln. Schreibweise «Maksymilian»), der den Platz Franciszek Gajowniczeks einnahm, weil dieser Familienvater war. Die Lagerleitung liess Gajowniczek danach tatsächlich in Ruhe, und er überlebte das KZ. (Anm. d. Übers.)

44 Tag der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791. (Anm. d. Übers.)

45 Polnischer Unabhängigkeitstag seit 1918. (Anm. d. Übers.)

46 Namenstag Marschall Jozef Pilsudskis. (Anm. d. Übers.)

Die Werkstatt wurde von 52 [Tadeusz Myszkowski] geleitet, einem netten Kerl.

Als ich dort antrat (1. November '41), fertigte ich zuerst Zeichnungen von Brieföffnern an.

«Das ist ganz in Ordnung», hiess es, «auf dem Papier. Jetzt führe sie bitte in Holz aus.»

So wurde ich in der Schnitzerei fest angestellt.

In meiner ersten Arbeitswoche schnitzte ich drei Brieföffner.

Der erste diente mir eher dazu, mit den Werkzeugen und ihrem Gebrauch vertraut zu werden, der zweite gelang schon besser, und was den dritten anging – den zeigte 52 [Tadeusz Myszkowski] den anderen Schnitzern und meinte: «So schnitzt man einen Brieföffner!»

Die Arbeit lief also gut.

Neben mir sass auf einer Seite 42 [Tadeusz Lech] – ein netter Kerl und immer fröhlich – und auf der anderen mein Freund 45 [Stanislaw Gutkiewicz].

Am Morgen des 11. November '41 kam Genosse 42 [Tadeusz Lech] zu mir und sagte: «Ich hatte heute Nacht einen seltsamen Traum. Ich spüre es, dass sie mich heute ‚kriegen‘. Vielleicht irre ich mich, aber so hätte ich wenigstens den Trost, am 11. November zu sterben.»

Eine halbe Stunde später war beim Morgenappell sein Name unter den Aufgerufenen.

Er sagte mir ein herzliches Lebewohl und bat mich, seiner Mutter auszurichten, er sei guten Mutes gestorben.

Einige Stunden später war er tot.

Die Arbeitsteilung war so geregelt, dass Nachrichten, die wir regelmässig durch ein eingespieltes Verfahren aus der Aussenwelt empfangen, durch eine Zelle, die aus drei unserer Mitglieder bestand, im Lager verbreitet wurden.

Einer davon, unser unvergesslicher «Wernyhora»⁴⁷ 50 [Jan Mielcarek], machte an jeder Kreuzung unweigerlich, inmitten eines Auflaufs von Häftlingen, seine optimistischen Voraussagen.

Die waren sehr begehrt und er dementsprechend auch.

Die Organisation wuchs.

47 Ein legendärer kosakischer Barde und Mystiker aus dem Drama *Wesele* von Stanislaw Wyspianski. (Anm. d. Übers.)

Während ich in der Schnitzerei arbeitete, warb ich einige Freunde für uns an: 53 [Jozef Chramiec] und 55 [Stefan Gaik], gefolgt von 55 [Mieczyslaw Wagner], 56 [Zbigniew Różak], 57 [Edward Ciesielski] und 58 [Andrzej Mardula].

Nach der Anwerbung durch mich breiteten sich die einzelnen «Fünfergruppen» unter den Häftlingen in verschiedene Kommandos aus und gründeten selbstständig neue Untergruppen, die auf den Profilen der neuen Kandidaten beruhten.

Alles gründete sich ausschliesslich auf gegenseitiges Vertrauen.

Was die Frage der Leitung jeder mit mir verbundenen Gruppe anging, so entschied ich mich, auf spezifische Anführer, jüngere und ältere, zu setzen, die sich im Einzelfall durch persönliche Eigenschaften empfahlen.

Anders konnte man es nicht durchführen.

Alle Vorschläge von «draussen» mussten völlig ignoriert werden.

Es war irrelevant, wer in der Vergangenheit welche Position innegehabt hatte. Es kam vielmehr darauf an, in jeder Führungsposition einen «echten Mann» zu haben, der, wenn nötig, die Menschen nicht durch einen Titel beeindrucken würde, den niemand kannte. Es musste jemand sein, der bis jetzt nicht viele Worte gemacht hatte und, wenn die Zeit reif war, anderen ein Beispiel geben konnte, also jemand von offensichtlichem Mut, dem die Männer bereitwillig folgen würden.

Er musste nicht nur mutig sein, sondern sich auch durch innere Stärke und Taktgefühl hervortun.

Dieses kleine Detail bei der Auswahl und Formung der Mitglieder betraf oft die Funktionshäftlinge im Lager.

Ein Stubenältester, den wir rekrutierten, begann dann uns zu helfen, indem er den Mitgliedern der Organisation einen «Nachschlag» der Essensration zukommen liess und so die Entkräfteten, die wir ihm schickten, am Leben hielt und sie manchmal sogar in seine Stube aufnahm.

Wenn jemand, der das mitbekam und auch etwas davon haben wollte, sich nicht benahm und weder den Takt noch die Charakterstärke hatte, sein Essgeschirr nicht für einen «Nachschlag» hinzuhalten, war unsere Arbeit verloren.

Etwas anderes war es, wenn der Kandidat nach einigen Gesprächen mit dem Stubenältesten immer noch genug Charakterstärke hatte, das Essen nicht zu erwähnen, auch wenn sein Magen danach schrie. Der Stubenälteste kam dann selbst darauf zu sprechen und wusste, dass die Frage des zusätzlichen Essens kein Hindernis beim Aufbau des Netzwerks sein würde.

Leider gab es einige Mitglieder, die, wenn sie etwas rein Organisatorisches mit einem Stubenältesten zu besprechen hatten, anschliessend doch ihr Essgeschirr hinhielten, um für sich selbst einen «Nachschlag» zu bekommen.

So konnte unsere Arbeit nicht gedeihen.

Der Stubenälteste «sortierte» solche Besucher mit einer Schale Suppe «aus», und das war es dann für sie.

Der Ausbruch des deutsch-bolschewistischen Krieges [im Juni 1941] erfüllte uns zwar mit Freude – wir hatten schon lange auf diese Nachricht gewartet –, brachte aber zunächst nur wenige Veränderungen im Lager mit sich.

Einige SS-Männer gingen an die Front und wurden durch ältere ersetzt.

Erst im August 1941 bekamen auch wir die furchtbaren Rückwirkungen zu spüren.

Die ersten bolschewistischen Gefangenen, zunächst ausschliesslich Offiziere, wurden eingeliefert. In Block 13 (Block 11 nach der neuen Nummerierung) wurden 700 von ihnen in einem einzigen Raum zusammengepfercht; sie passten nur stehend hinein. Der Raum wurde anschliessend versiegelt (wir hatten noch keine Gaskammern).

Am Abend traf eine Gruppe deutscher Soldaten unter Führung eines Offiziers ein.

Die Gruppe betrat den Raum, legte Gasmasken an, warf einige Behälter mit Gas hinein und beobachtete die Auswirkungen.

Kameraden von uns, die als Pfleger arbeiteten und am folgenden Tag die Leichen bergen mussten, erzählten, wie schrecklich es war.

Die Männer waren so dicht zusammengequetscht, dass sie sogar als Tote nicht Umfallen konnten und hingen gegeneinander, die Arme derartig verschlungen, dass man die Leichen kaum auseinanderbekam.

Den Uniformen nach, die sie beim Vergasen noch getragen hatten, musste es sich um höhere Offiziere aus verschiedenen Einheiten gehandelt haben.

Das war dort der erste Versuch einer Vergasung mit Blausäure.

Der Erste, der mir das erzählte, war 19 [Tadeusz Slowiaczek].

Er war sehr verstört und kam schnell zu der Vermutung, dass diesem Versuch weitere folgen würden, womöglich mit Häftlingen.

Das erschien damals noch unwahrscheinlich.

Inzwischen wurde das Lager abermals entlaust (Sommer '41), und danach wurden alle Schreiner im selben Block zusammengelegt: Block 3, Erdgeschoss.

Wir bekamen jetzt Pritschen, wie sie, die in einem Block nach dem anderen allmählich im ganzen Lager eingebaut wurden.

Das war für die Aufseher und SS-Männer eine weitere Gelegenheit, ihren Spass mit uns zu haben.

Die Betten mussten nämlich ordentlicher gemacht werden als selbst in der Militärakademie, und das bot endlose Möglichkeiten für Schikanen und Schläge.

Im September wurden dann einige Schreiner (darunter auch ich) in Block 12 (neue Nummerierung) und im Oktober weiter in Block 25 (neue Nummerierung, früher Block 17) verlegt.

Dort war es auch, als ich eines Morgens im November beim Heraustreten vor dem Appell – ich fröstelte ein wenig vor dem beissenden Wind, der Schneeregen mit sich brachte – etwas Erstaunliches sah.

Ungefähr 200 Schritte entfernt, auf der anderen Seite des doppelten Stacheldrahtzauns, sah ich eine Marschkolonne aus «Hundertergruppen» vollständig nackter Männer, wie üblich im Lager aufgereiht zu je 20 Fünferreihen, die von deutschen Soldaten mit Gewehrkolben vorwärtsgetrieben wurden.

Ich zählte acht solcher «Hundertergruppen», aber das vordere Ende der Marschkolonne war bereits im Tor des Gebäudes verschwunden, und womöglich waren mir so mehrere Hundert entgangen.

Das Gebäude war das Krematorium.

Es waren bolschewistische Kriegsgefangene.

Wie ich später erfuhr, waren es über 1'000 Mann.

Offenbar kann man sich seine Naivität bewahren, bis man selbst stirbt.

Ich nahm damals an, dass diese Kriegsgefangenen Unterwäsche und Oberbekleidung ausgegeben bekämen, fragte mich aber, warum man dafür das Krematorium blockierte, das sowieso schon überlastet war – unsere Kameraden arbeiteten dort in drei Schichten rund um die Uhr und kamen trotzdem mit der Verbrennung der Leichen unserer Mithäftlinge nicht nach.

Wie sich herausstellte, sollte durch dieses Verfahren aber gerade Arbeitszeit gespart werden.

Die Türen wurden geschlossen.

Von oben wurden ein oder zwei Gasbehälter hineingeworfen, und die zuckenden Körper anschliessend auf die Verbrennungsroste geworfen.

Diese Menschen wurden verbrannt, weil es in Auschwitz damals ganz einfach

noch keine Unterkünfte für Kriegsgefangene gab. Deshalb war der Befehl ergangen, sie so schnell wie möglich umzubringen.

Innerhalb des bereits überfüllten Lagers wurde hastig ein Zaun errichtet, der neun Blocks für die bolschewistischen Kriegsgefangenen abtrennte.

Ausserdem wurde die Verwaltungsstruktur eines Vernichtungslagers eingerichtet.

Es wurde bekannt gegeben, dass jeder Häftling, der Russisch sprach, sich für einen Posten als Stubenältester oder sogar Kapo bei den Kriegsgefangenen bewerben könne.

Unsere Organisation stand dieser Vorstellung und jenen, die bereit waren, sich an der Ermordung von Kriegsgefangenen zu beteiligen, mit Abscheu gegenüber. Natürlich war es der Lagerleitung nur recht, wenn Polen sich fanden, die für sie die Drecksarbeit erledigten.

Der Zaun wurde rasch vollendet, und das Lager für die Bolschewiken war bereit.

Über dem Tor zwischen den beiden Teilen des Lagers wurde ein Schild mit der grossen Aufschrift «Kriegsgefangenenlager» angebracht.

Später stellte sich heraus, dass die deutschen Kapos und SS-Männer die bolschewistischen Kriegsgefangenen genauso schnell und effizient ermordeten wie seinerzeit uns, weil die 11'400 Gefangenen, die Ende 1941 eingeliefert worden waren (diese Zahl bekam ich aus der Hauptschreibstube), innerhalb weniger Wintermonate erledigt wurden.

Mit Ausnahme einiger Dutzend, die sich zu der schrecklichen Aufgabe bereitfanden, erst ihre eigenen Kameraden und dann im Lager Birkenau Menschen aus Polen und anderen Ländern umzubringen, sowie einiger Hundert, die sich von den Deutschen als Partisanen ausbilden liessen, um hinter den bolschewistischen Linien eingesetzt zu werden.

Sie lebten in Baracken nahe der Kleinstadt Oswięcim [Auschwitz].

Der Rest wurde mit aussergewöhnlicher Anstrengung durch Schläge, Hunger und Kälte und mit Zwangsarbeit umgebracht.

Manchmal mussten sie abends oder morgens stundenlang nackt oder in Unterwäsche vor den Blocks antreten.

Die Deutschen standen dabei und lachten, Sibirer hätten ja wohl keine Angst vor Kälte.

Wir hörten die Schreie erfrierender Menschen.

In unserem Lager entspannte die Situation sich dagegen ein wenig. Es

herrschte nicht mehr derselbe Eifer, uns umbringen zu wollen, denn alle Wut und Energie, die in Schläge und Morde investiert worden war, wurde jetzt in das Bolshewistenlager umgelenkt.

Die Eisenstange, die in der Anfangszeit des Lagers als Signalgong gedient hatte (für Appelle und zum Antreten), wurde jetzt durch eine Glocke ersetzt, die vor der Küche in einem Holzgestell hing.

Die Glocke stammte aus einer Kirche.

Sie trug die Inschrift «Jesus, Maria, Joseph».

Nach einer Weile bekam sie einen Sprung.

Die Häftlinge meinten, die Glocke hielte den Anblick dessen, was sich im Lager abspielte, nicht aus.

Die nächste Glocke wurde aufgehängt. Auch sie sprang bald.

Daraufhin wurde eine dritte gebracht (die Kirchen hatten damals noch ihre Glocken) und nur vorsichtig eingesetzt. Sie hielt bis zum Ende.

Eine Kirchenglocke kann viele Gefühle wecken.

Manchmal, wenn wir abends zum Appell antreten mussten, hätte man die Abendstimmung sogar geniessen können, wenn nicht ständig das Gespenst des Todes über uns gehangen hätte.

Die untergehende Sonne liess den Himmel erstrahlen und verlieh den Wolken wunderbare Farben. Dann heulte plötzlich die Lagersirene auf, versetzte uns in Angst und Schrecken und sagte den Wachtposten, dass sie die Wachtürme der äusseren Postenkette noch nicht verlassen konnten, weil ein oder mehrere Häftlinge fehlten.

Das war immer ein böses Omen für uns: Es würden wahrscheinlich wieder zehn Häftlinge zur Ermordung «selektiert» werden; zumindest stand aber ein «Strafappell» bevor, der uns stundenlang dem gnadenlosen Frost ausliefern würde.

Ein anderes Mal standen wir wie eine Ehrenwache stramm für ein Opfer, das mit gefesselten Händen zum Galgen gebracht wurde und schon in wenigen Minuten in der Schlinge baumeln würde ... als auf einmal in das allgemeine Schweigen hinein das ruhige, unbeirrte Läuten einer Glocke erklang, die irgendwo in der Nähe in einer Kirche hing.

Wie nahe war sie unserem Herzen ... und wie fern und unerreichbar... denn dort... in der Aussenwelt... gab es Menschen, die sie läuteten.

Diese Menschen lebten, beteten und sündigten; aber was waren das schon für Sünden im Vergleich zu dem, was sich hier abspielte?

Ab dem Sommer '41 gab es eine neue Vorschrift zur Regelung der Aufnahme in den Krankenbau, das Lazarett. Häftlinge, die sich morgens zu schwach für die Arbeit fühlten, mussten sich, während die anderen beim Glockenschlag, der «Arbeitskommandos formieren» bedeutete, zu ihren Arbeitsstellen liefen, im Hof vor der Küche versammeln. Dort standen die entkräfteten, kranken Muselmänner dann und wurden von einigen Pflegern und dem Lagerkapo, manchmal auch dem Lagerältesten, inspiziert. Ihre verbliebene Kraft wurde eingeschätzt, indem man sie zu Boden stiess.

Einige kamen dann ins Lazarett, andere in den Schonungsblock, und die Restlichen mussten trotz ihrer Erschöpfung in «Fünfergruppen» antreten und wurden im Laufschrift zur Feldarbeit getrieben – in den sicheren Tod.

Wer es ins Lazarett oder in den Schonungsblock schaffte, lebte allerdings meist nicht viel länger.

Bei der Verlegung in Block 25 (November '41)⁴⁸ traf ich meinen zukünftigen Freund 59 [Henryk Bartosiewicz] und lernte ihn besser kennen.

Er war ein mutiger und unverzagter Mann.

Ich gründete jetzt eine neue, vierte «Fünfergruppe», der nicht nur 59 [Henryk Bartosiewicz], sondern auch 60 [Stanislaw Kazuba] und 61 [Konstanty Piekarski] angehörten.

Zu dieser Zeit wurden auch zwei höhere Offiziere, Oberst 62 [Jan Karcz] und Oberstleutnant 63 [Jerzy Zalewski], mit einigen anderen ins Lager eingeliefert.

Ich schlug Oberst 62 [Jan Karcz] vor, unserer Organisation beizutreten. Er war einverstanden und arbeitete künftig für uns.

Das war die erste Ausnahme von meiner bisherigen Regel, keine höheren Offiziere aufzunehmen, die unter ihrem echten Namen inhaftiert waren.

Die Organisation wuchs allerdings beständig, und einige Mitglieder meinten inzwischen, dass mein Grund, keine höheren Offiziere aufzunehmen, vielleicht persönlicher Ehrgeiz sei. Eine Gelegenheit, diesen Verdacht auszuräumen, ergab sich, als 59 [Henryk Bartosiewicz] entdeckte, dass Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] sich unter falschem Namen im Lager befand und als Zivilist ausgab. Ich schlug Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] als Mitglied unserer Organisation vor und erklärte mich bereit, mich ihm zu unterstellen.

48 Weiter oben im vorliegenden Bericht gibt Pilecki das Datum dieses Umzugs mit Oktober 1941 an. (Anm. d. Übers.)

Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] war mit meinem bisherigen Vorgehen einverstanden, und wir arbeiteten gemeinsam weiter.

Zu dieser Zeit führte ich auch 65 [Name nicht feststellbar] und 66 [Name nicht feststellbar] in die Organisation ein, und mit der Hilfe von 59 [Henryk Bartosiewicz] auch 67 [Czeslaw Darkowski] und 68 [Mieczyslaw Januszewski], der uns kurz darauf, nach seiner Beförderung zum Arbeitsdienst, bereits wertvolle Unterstützung gewähren konnte.

Es gelang mir sogar tatsächlich das, was zuvor nur ein hoffnungsloser Traum gewesen war, nämlich eine Zelle aufzubauen, die aus Politikern verschiedener Richtungen bestand, die einander in der Aussenwelt, als sie noch im Parlament sassen, gnadenlos an die Gurgel gegangen waren.

Nr. 69 [Roman Rybarski] – rechtsgerichtet; 70 [Stanislaw Dubois] – linksgerichtet; 71 [Jan Mosdorf] – rechtsgerichtet; 72 [Konstanty Jagiello] – linksgerichtet; 73 [Piotr Kownacki] – rechtsgerichtet; 74 [Kilianski] – linksgerichtet; 75 [Stefan Niebudek] – rechtsgerichtet, und so weiter – eine lange Liste ehemaliger Parteiaktivisten.

Man musste also den Polen täglich einen Berg polnischer Leichen zeigen, damit sie sich versöhnten und erkannten dass es ungeachtet ihrer Differenzen und Streitigkeiten in der Aussenwelt, die sie sich angewöhnt hatten, noch eine umfassendere Wirklichkeit gab: die gemeinsame Abwehr gemeinsamer Feinde, und an denen hatte es uns ja nie gemangelt.

Die Gelegenheit für eine Zusammenarbeit und eine gemeinsame Abwehrfront war immer da gewesen, ungeachtet dessen, was wir Polen in der wirklichen Welt getan hatten, nämlich endlose Streitereien und Scharmützel im Parlament.

Unter einigen Freunden von Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] wählte ich 76 [Bernard Swierczyna] und 77 [Zbigniew Ruszczyrski] für die Mitgliedschaft aus und schwor ausserdem noch 78 [Name nicht feststellbar] und 79 [Name nicht feststellbar] ein.

Im November 1941 verliess Oberkapo Balke die Schnitzerwerkstatt und wurde durch Oberkapo Konrad ersetzt, der die polnischen Schreiner mochte und sehr höflich zu ihnen war.

Er mochte das Kunsthandwerk der Schnitzer aus dem polnischen Bergland.

Er überzeugte die Lagerleitung davon, alle Holzschnitzer, verstärkt durch die acht besten Schreiner unter mehreren Hundert, die Spezialisten für Schmuckkästchen, Einlegearbeiten und andere Wunderwerke der Schnitzkunst waren, zusammenzufassen und diese Spitzenkunsthändler aus der Werkstatt im

Industriehof I weg und in eine ehemalige Grossgerberei mit Fabrikschornstein nahe der Stadt zu verlegen, die von einem Holzzaun mit vier Wachtürmen umschlossen war.

Hier arbeitete bereits eine grosse Zahl Handwerkerkommandos: die Schneider, die Schlosser, die Maler, die Grobschmiede; auch Ställe mit einigen Pferden befanden sich hier, und darüber hinaus der «Adele» der Handwerkerzünfte: die Gerber, die hier genau richtig waren.

Unter diesen Kunsthandwerkerzünften war unsere Schnitzerwerkstatt gut aufgehoben, weil unser Kommando nicht nur zum grossen Teil aus gelernten Kunstschnitzern bestand, sondern auch echte Künstler umfasste.

So arbeitete zum Beispiel Professor Dunikowski in dieser kleinen Gruppe, gemeinsam mit Janek Machnowski und seinem Freund Fusek, die beide ein wenig auf den Professor aufpassten; Wicék Gawron war ebenfalls kurze Zeit dort eingeteilt.

Jedes Kommando hatte seinen Kapo.

Das Ganze wurde von Oberkapo Erik [Erik Grönke], einem bösartigen Kerl, und seinem Assistenten, dem verrückten Kapo Walter, mit eiserner Hand geleitet.

Wir – die Kunstschnitzer-, Schreiner- und Bildhauerabteilung, die Schreinerei-Oberkapo Konrad sich zusammengestellt hatte – schlossen uns dieser Ansammlung verschiedener Handwerke an.

Konrad hatte allerdings nicht bedacht, dass die sogenannte Lederfabrik (Gerberei) auch ihre dunklen Seiten hatte.

Hier herrschte Oberkapo Erik, der keinen Gleichrangigen neben sich duldete.

Zwei Persönlichkeiten stiessen aufeinander: Konrad – ein aufrichtiger Kunstliebhaber, aber naiv und offen polenfreundlich – und Erik – verschlagen, listig und bösartig. Vor Erik hatte sogar die SS Angst, denn er hatte seine Absprachen mit dem Lagerkommandanten und führte sich in der Gerberei auf, als ob sie ihm gehörte. Er gab die Anweisungen; manchmal hatte er den Lagerkommandanten zu Gast, mit dem er Geschäfte in Lederwaren machte.

Es war klar, dass Konrad den Kampf verlor.

Unsere Werkstätten befanden sich in zwei Räumen der alten Fabrik.

Hinter einigen Wänden, in der eigentlichen Gerberei, befand sich ein grosser Warmwassertank.

Dieser Tank war so gross, dass man sogar einige Züge darin schwimmen konnte.

Einmal nutzte ich meine Beziehungen in der Gerberei aus und nahm tatsächlich ein Bad. Ich fühlte mich auf einmal wieder wie ein freier Mann.

Es war lange her, dass meine Haut warmes Badewasser gespürt hatte.

Das alles geschah natürlich heimlich.

Wer hätte gedacht, dass man als Häftling in Auschwitz ein warmes Bad bekommen kann?

Vielleicht konnte ich sogar behaupten, ich sei schwimmen gegangen? Geradezu unvorstellbar.

Eines Tages nahm auch Konrad ein Bad im Wassertank und liess sich nicht davon stören, dass er es zusammen mit einem Häftling tat – einem Polen.

Deshalb fürchtete ihn niemand – er war nie böseartig.

Aber irgendein Schuft sah Konrad dabei und meldete ihn zum ersten Mal.

Im Dezember (1941) wurden wir kommandiert [länger am Arbeitsplatz zu bleiben], mussten nicht zum Abendappell antreten und arbeiteten bis 22 Uhr.

Wir hatten viel damit zu tun, für die Kinder einiger höherer Offiziere in der Lagerleitung Spielzeug anzufertigen.

Eines Abends kam ein Kapo – ein Vertrauter Eriks – mit einem SS-Mann in die Werkstatt und überredete Konrad, mit in die Stadt zu kommen.

Konrad – der schliesslich selbst Häftling war und sich nach der Gesellschaft freier Menschen sehnte – war einverstanden, und gemeinsam mit einem SS-Mann als Bewachung brachen sie in die Stadt auf.

Eine Stunde darauf, kurz vor Feierabend in der Gerberei, kam Konrad zurück. Er war betrunken.

Ein anderer Kapo und ein weiterer SS-Mann kamen direkt hinter ihm – nicht diejenigen, die mit ihm zusammen in der Stadt gewesen waren.

Sie schauten zu, wie Konrad einigen seiner Lieblingshandwerker den Kopf tätschelte, ihnen wegen ihrer ausgezeichneten Arbeit die Ernennung zum Kapo versprach und schliesslich sogar einige zu Anführern von «Zwanzigergruppen» und Kapos «ernannte».

Das reichte als Beweis: Er verschwand auf lange Zeit im Bunker.

So entledigte Erik sich eines rivalisierenden Oberkapos in seinem kleinen Reich.

Weil die Lagerleitung allmählich die Häftlinge je nach Zugehörigkeit zu den Kommandos auf die Blocks verteilte, wurde ich aus Block 12 zusammen mit anderen Häftlingen, die ebenfalls in der Lederfabrik [Gerberei], die offiziell immer

noch als Bekleidungswerkstätte bezeichnet wurde, arbeiteten, in Block 25 verlegt (wie ich bereits erwähnt habe).

Die Pritschen, mit denen die Blocks jetzt nach und nach ausgestattet wurden, waren aus Holz und in drei Etagen übereinander angeordnet.

In Block 25 gab es noch keine Pritschen.

Wir schliefen zu je ungefähr 240 Mann in einem Raum, dicht zusammengedrängt auf der Seite liegend und die Füsse «untergeschlagen», wie es in der Lager-sprache hiess.

Nachts (genau wie im Jahr zuvor) traten einem andere Häftlinge, die auf die Toilette mussten, auf den Kopf, in den Bauch und auf die schmerzenden Füsse – und fanden bei der Rückkehr keinen Platz mehr vor, um sich hinzulegen.

Das ist wirklich keine angenehme Erinnerung, aber weil ich alles aufschreibe, wie es war, lasse ich auch das nicht aus.

Durch irgendeinen Organisationsfehler wurden bereits ab Dezember (‘41) während des Winters Rüben in Güterwaggons angeliefert und in grossen Haufen gelagert, nachdem sie von einem Nebengleis ungefähr drei Kilometer weit ins Lager gebracht worden waren.

Die Feldarbeitskommandos stellten zu wenige Arbeiter, während andere Kommandos aus Zugängen, die durch die Arbeit in den Tod getrieben wurden, zu schwach waren. Man brauchte kräftigere Häftlinge aus den Werkstätten, die dafür am Sonntag antreten mussten.

Gewöhnlich umging ich diese Arbeit, indem ich mir von Dr. 2 [Wladyslaw Dering] einen angeblichen Lazaretttermin geben liess, angeblich für eine Röntgenaufnahme oder eine sonstige Untersuchung.

Eines Sonntags aber schien die Sonne und das Wetter war schön.

Ich zog mit den anderen zum Arbeitseinsatz.

Zusammen mit einem Freund, Zygmunt Kostecki, schleppte ich die Rüben in Körben oder Schubkarren.

Die Kapos und SS-Wachen achteten darauf, dass die Schubkarren ganz befüllt waren, und wir füllten sie auch ganz.

Als die Rüben fast ganz abtransportiert waren, liess die Schubkarre sich nur noch halb füllen, und weil es bereits Zeit war, in die Baracken zurückzukehren und die «Hundertergruppen» sich schon formierten, entschied der Unterkapo, der unsere Schubkarren belud, dass es jetzt zu spät sei, sie noch woanders aufzufüllen. Wir sollten mit dem losziehen, was wir hatten.

Auf dem Appellplatz, den wir mit den Rüben überqueren mussten, stand ein SS-Mann. Als er sah, dass unsere Schubkarren nicht ganz gefüllt waren, lief er zu uns und schlug mich auf die Arme.

Wir hielten an, und er griff mich mit seinem Schlagstock an, wobei er aus irgendeinem Grund «Du polnischer Offizier!» brüllte. Er schlug mir mit dem Schlagstock auf den Kopf und ins Gesicht.

Vielleicht habe ich einen nervösen Tic; jedenfalls ziehe ich in solchen Momenten (es gab da einige) immer eine Grimasse, die wie ein Lächeln aussieht. Das machte ihn wütend, und er schlug noch härter zu.

Das kann nicht lange gedauert haben, aber in solchen Augenblicken laufen einem die Gedanken immer ungeheuer schnell durch das Gehirn.

Auf einmal fiel mir der Spruch «Schlag nur zu, so viel du willst, aber du wirst mich nicht...» ein, der aus irgendeinem Aufstand stammte... und jetzt lächelte ich wirklich.

Ich war wohl irgendwie betäubt; Schmerzen hatte ich jedenfalls kaum.

Der SS-Mann starrte mich an und knurrte: «Du lachender Teufel!»

Ich weiss nicht, wie die Sache ausgegangen wäre, wenn ihn nicht im selben Moment die Lagersirene abgelenkt hätte: Ein Häftling war ausgebrochen.

Meine Freunde sagten mir später, ich hätte grosses Glück gehabt.

Ich hatte 14 Tage lang Beulen auf dem Kopf und ein geschwollenes Gesicht.

Viel später wurde ich in der Gerberei abermals verprügelt.

Manche Kameraden rauchten dort auf der Toilette, denn bei der Arbeit herrschte Rauchverbot. Kapo Walter stürmte wie ein Tiger herein.

Ich hatte nicht geraucht, machte aber gerade Feierabend.

Er lief zu mir herüber: «Wer hat da geraucht?»

Ich sagte nichts und lächelte unwillkürlich, jedenfalls sah es wohl so aus.

«Was? Gefällt es dir nicht?»

(Ich weiss bis heute nicht, was er meinte.)

Walter war ein Ungeheuer und konnte einen mit einem einzigen Schlag zu Boden strecken.

Er schlug mich wiederholt auf den Kopf, und ich stürzte mehrmals. Wie mir 59 [Henryk Bartosiewicz] und 61 [Konstanty Piekarski] erzählt haben, stand ich aber immer wieder auf und stellte mich mit dieser lächelnden Grimasse vor ihn.

Walter liess mich dann in Ruhe, denn der Lagerkommandant traf ein, und Erik war nicht da.

Inzwischen wurde ich, weit weg in der Aussenwelt, befördert.

Dafür, dass ich die TAP [*Tajna Armia Polska* – Polnische Geheimarmee] mitbegründet hatte, dass ich sie in die KZN [*Konfederacja Zbrojna Narodu* – Bewaffnete Nationalallianz]⁴⁹ integriert hatte, dass ich meinen Ehrgeiz hintangestellt hatte und, sowie ich General Sikorskis Vollmacht gesehen hatte, auf eine Integration aller Einheiten in die ZWZ [*Zwiqzek Walki Zbrojnej* – Vereinigung für Bewaffneten Kampf] hingearbeitet hatte, was wiederum die eigentliche Ursache meines Zerwürfnisses mit 82 [Jan Wlodarkiewicz] und, wer weiss, vielleicht auch der Grund gewesen war, warum ich Warschau verlassen musste.

Trotzdem hatte Janek W. [Wlodarkiewicz] mich für eine Beförderung empfohlen. «Bohdan» 85 [Zygmunt Bohdanowski] sagte, Janek habe nicht nachgelassen und ihm gesagt, meine Beförderung bedeute ihm mehr als seine eigene.

Oberst «Grot» [Stefan Rowecki]⁵⁰ beförderte ausser mir noch eine Reihe anderer KZN-Angehöriger.

Nr. 82 [Jan Wlodarkiewicz] und 85 [Zygmunt Bohdanowski] wurden Oberstleutnant, und ich wurde auf diese Weise unter meinem richtigen Namen Oberleutnant (mit anderen Worten, ich war wieder so weit wie 1935).

Wenn all diese Probleme der Aussenwelt in dieser Hölle nicht so trivial gewesen wären, wäre ich vielleicht sogar verbittert gewesen.

Was die guten Posten in Auschwitz anging, so kam gleich nach den Pflegern – ich meine hier die Tierpfleger, nicht die für Menschen – und den Musikern, die ausser ihrer Arbeit im Orchester meist auch Stubenälteste waren, der eines Barbiers.

Gewöhnlich versuchte man den Posten eines Barbiers mit dem eines Stubenältesten zu kombinieren.

Aber auch, wenn man nur Barbier war, ging es einem dabei ziemlich gut.

Es gab Barbieri, die nur die SS-Männer rasierten, aber in jedem Block gab es auch eine Reihe Barbieri, die jede Woche alle Häftlinge im Block rasierten.

49 Pilecki vermischt hier irrtümlich die Konfederacja Zbrojna (Bewaffnete Allianz – KZ) mit der Konfederacja Narodu (Nationalallianz – KN). (Anm. d. Übers.)

50 Generalleutnant Stefan «Grot» Rowecki kommandierte die polnische Heimatarmee (die Armia Krajowa oder AK) bis zu seiner Verhaftung durch die Gestapo im Juni 1943. Im August 1944 wurde er im KZ Sachsenhausen von den Deutschen hingerichtet. (Anm. d. Übers.)

Der einzelne Häftling war zwar für Haarschnitt und Rasur verantwortlich, ausgeführt wurde dies aber von den Barbieren.

Die Blockältesten und Stubenältesten waren dafür verantwortlich, dass die Häftlinge glattrasiert und kurzgeschoren waren.

Die Barbieri bekamen vom Blockältesten, den Kapos und den Stubenältesten ihres Blocks mehr als genug zu essen.

Eines Abends im Dezember '41 stand ich gerade im Gespräch mit Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki] und Dr. 2 [Wladyslaw Dering] vor Block 21 (neue Nummerierung), als wir eine Gruppe nackter Männer aus Block 26 (neue Nummerierung) kommen sahen, die buchstäblich dampften.

Es waren ungefähr hundert Mann.

Es handelte sich um einen Transport von Polen, die nach Auschwitz geschickt worden waren, um dort sofort umgebracht zu werden.

Nach einer langen heissen Dusche (etwa eine halbe Stunde), über die sie nichtsahnend froh gewesen waren, trieb man sie nackt hinaus in Schnee und Frost liess sie dort antreten.

Wir mussten in unsere Blocks zurück, während sie erfroren.

Man hörte ein ersticktes Stöhnen, eher ein Heulen wie von Tieren.

Sie mussten mehrere Stunden dort stehen.

Wenn Menschen auf solche oder ähnliche Weise umgebracht oder in grosser Zahl erschossen wurden, bekam der Krankenbau eine Liste mit ihren Nummern und musste diese dann, jeweils 50 pro Tag, mit natürlichen Todesursachen wie Herzversagen, Tuberkulose oder Typhus versehen, seinen eigenen Toten hinzufügen.

So endete allmählich das Jahr 1941.

Ich erlebte mein zweites Weihnachtsfest in Auschwitz und bekam wieder ein Päckchen von zu Hause – ausschliesslich Kleidung (damals gab es noch keine Lebensmittelpakete).

In Block 25, dessen Blockältester 80 [Alfred Wiodarczyk], wie sich herausgestellt hatte, unsere Arbeit unterstützte, stellten wir in Stube 7, deren Stubenältester 59 [Henryk Bartosiewicz] war, einen Weihnachtsbaum mit einem versteckt daran angebrachten polnischen Adler auf.

44 [Wincenty Gawron] und 45 [Stanislaw Gutkiewicz] dekorierten den Raum sehr geschmackvoll. Ich half auch ein bisschen dabei.

An Heiligabend hielten einige Repräsentanten unserer politischen Zelle kleine Reden.

Kann man sich vorstellen, dass ein Dubois in der Aussenwelt einem Rybarski

aufmerksam zugehört und ihm anschliessend herzlich die Hand geschüttelt hätte und umgekehrt?

Wie bewegend wäre ein solches Einverständnis in Polen gewesen und wie unmöglich!

Aber in unserer Stube hier in Auschwitz war es für beide kein Problem.

Was für eine Verwandlung!

Von 81 [Alojz Pohl], einem Volksdeutschen – er war Schlesier –, der für uns arbeitete, erhielt ich die Information, dass die Politische Abteilung [des Lagers] eine neue Operation plante, die für mich persönlich eine Gefahr bedeuten könnte.

Inzwischen gab es nur noch wenige «alte Nummern».

Das war besonders bei den Auszahlungsterminen offensichtlich.

Von dem Geld, das uns unsere Familien schicken durften, wurden uns einmal monatlich 30 Mark oder zweimal monatlich 15 Mark ausbezahlt.

Der Rest verblieb auf unserem Häftlingskonto.

Die monatliche Auszahlung wurde später auf 40 Mark erhöht.

Dieses Geld durften wir in der Lagerkantine ausgeben, wo man alles bekam, was einem als Häftling am meisten schadete: Zigaretten, Süsstoff, Senf, manchmal auch einen (marinierten) Essigsalat.

Alle Häftlinge mussten sich in der Reihenfolge ihrer Nummern anstellen, um ihre Auszahlung zu erhalten.

Manchmal musste man auch antreten, wenn man kein Geld bekommen hatte, um seinen Kontostand zu quittieren.

Dann konnte man an den Nummern, die in absteigender Reihenfolge aufgelistet waren, immer leicht erkennen, wie viele von uns in jeder «Hundertergruppe» noch am Leben waren ...

Die Lücken in den «Hundertergruppen» waren enorm, besonders in den Transporten aus Warschau.

Vielleicht lag es daran, dass die Häftlinge sich aus den Transporten vor uns bereits die Arbeitsplätze unter Dach gesichert hatten, während wir im Freien starben.

Vielleicht lag es auch daran, dass, so behaupteten zumindest die Schlesier, die Warschauer einfach zu weich waren.

Vielleicht hatten andere Häftlinge sich mit der Lagerleitung bessergestellt.

Jedenfalls umfassten einige «Hundertergruppen» aus den Warschauer Transporten inzwischen nur noch zwei Häftlinge.

Aus unserer waren noch sechs am Leben.

Es gab «Hundertergruppen», in denen vergleichsweise viele überlebt hatten – nämlich acht Häftlinge –, während andere keine Seele mehr zählten.

Da kam der Politischen Abteilung die Idee, die persönlichen Angaben aller noch Lebenden zu überprüfen, und zwar in aufsteigender Reihenfolge der Häftlingsnummer, was, weil es nicht mehr viele waren, nicht viel Mühe machen würde.

Vielleicht verbarg sich ja jemand unter einem falschen Namen (so wie ich).

Um solche «Vögel» aufzuscheuchen, schrieb die Politische Abteilung an die jeweiligen Gemeinden und fragte die Meldedaten der einzelnen Häftlinge ab.

Um meine Situation zu erklären, muss ich ausholen und ins Warschau des Jahres 1940 zurückkehren.

Die Warschauer Bevölkerung hatte uns Untergrundkämpfer bereitwillig unterstützt, besonders anfänglich, als die Menschen noch keine schrecklichen Schilderungen aus den Konzentrationslagern oder dem Gestapo-Hauptquartier in der Aleja Szucha gehört hatten.

Später wurde es schwieriger, konspirative Wohnungen zu finden, aber zu Anfang arbeiteten aufrechte polnische Familien bereitwillig für uns und stellten ihre eigenen Häuser für die Untergrundbewegung zur Verfügung.

Anfänglich hatte ich so mehrere Wohnungen und Ausweise mit allen möglichen Namen und den entsprechenden Adressen.

Damals war es noch möglich, ohne seine Papiere das Haus zu verlassen.

Ich trug daher keinen Ausweis bei mir. Wenn ich kontrolliert wurde, gab ich jeweils den Namen an, der zu unserer im Moment «sichersten» konspirativen Wohnung gehörte und wo der entsprechende Ausweis bereitlag.

Eine der Wohnungen, aus der ich operierte, gehörte Frau 83 [Helena Pawlowska].

Eines Tages erzählte sie mir, sie habe Papiere, die auf den wirklichen Namen eines unserer Offiziere – es war 84 [Tomasz Serafinski] – ausgestellt seien, der wegen einer anderen Widerstandsoperation in einen anderen Sektor gemusst habe, bevor sie fertiggestellt gewesen seien.

Weil es sich nicht nur um einen Personalausweis, sondern auch um eine dazu passende Arbeitskarte handelte, ging ich auf den Vorschlag von Frau 83 [Helena Pawlowska] ein, die Passfotos auszutauschen und künftig diese Papiere zu benutzen.

Als ich mich zu meiner geplanten Verhaftung während der Strassenrazzia auf-

machte, nahm ich diese Papiere mit, weil ich zu Recht annahm, der Name sei noch nicht «verbrannt».

Ich führte also die Papiere von jemandem mit (84 [Tomasz SerafiriskiJ], der irgendwo dort draussen noch lebte.

In den Papieren wurde der Mädchenname seiner Mutter allerdings nicht aufgeführt.

Als wir während der ersten Nacht in Auschwitz, direkt nach der Einlieferung, dazu befragt wurden, erfand ich den Mädchennamen meiner Mutter, weil ich einen angeben musste.

Die Situation war jetzt also alles andere als klar.

Wenn meine Nummer irgendwann in den nächsten Monaten an der Reihe war und die Politische Abteilung eine Anfrage an die Gemeindeverwaltung von Z [Bochnia] schickte, meine Meldedaten – vielmehr die von Herrn 84 [Tomasz SerafiriskiJ – zu übermitteln, würde der Mädchenname seiner Mutter nicht mit dem von mir angegebenen übereinstimmen.

Sie würden mich vorladen und mich fragen, wer ich eigentlich sei – und das wäre es dann.

Durch einen glücklichen Zufall befanden sich damals gerade (wie ich bereits erwähnt habe) mehrere Hundert Männer aus Warschau, die ebenfalls bei Strassenrazzien aufgegriffen worden waren, in «Quarantäne» und sollten demnächst entlassen werden.

Durch den entlassenen Häftling 14 [Antoni Wozniak] schickte ich meiner Schwägerin, Frau E.O. [Eleonora Ostrowska], eine Nachricht mit der Schilderung meiner Lage und gab den Mädchennamen an, den ich mir ausgedacht hatte.

Eine Anzahl Männer verlässt das Lager, darunter auch Mitglieder unserer Organisation, ausser 14 [Antoni Wozniak] ist auch 9 [Czeslaw W[^]sowski] darunter.

Auch Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki] kommt in den «Entlassungsblock», weil er durch die Bemühungen eines ehemaligen Berliner Kommilitonen, der jetzt hoher Wehrmachtsoffizier ist, freikommt.

Ich schicke durch Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki] einen Bericht über die Arbeit unserer Organisation hier nach Warschau.

Auch durch 86 [Aleksander Paliriski], der nur deswegen verhaftet worden ist, weil er mit einem Oberst gleichen Namens verwechselt worden ist.

Um ein vollständiges Bild des Lebens im Lager zur damaligen Zeit zu zeichnen (natürlich nur, was ich selbst gesehen habe, denn ich kann hier nicht alles

schildern, was ich von Kameraden aus anderen Kommandos gehört habe), darf ich die «Seidlerwoche» nicht auslassen.

Eine Woche lang im Dezember ('41) erduldeten wir die Schikanen Seidlers [Fritz Seidler], eines echten Sadisten, der den Lagerführer vertrat.

In dieser Woche war das Wetter besonders schlecht. Wind und Regen, mit Schnee vermischt, bissen sich nicht nur durch unsere Kleidung, sondern durch den ganzen Körper. Wir waren völlig durchgefroren. Nachts herrschte Frost.

Seidler beschloss das Wetter auszunutzen, um so viele Häftlinge wie möglich um ihre Widerstandskraft und, wenn möglich, ums Leben zu bringen.

Täglich standen wir vom Gong zum Abendappell um 17 Uhr 45 bis um 21 Uhr in unseren dünnen Häftlingsuniformen auf dem Appellplatz; dann erst, kurz vor dem Gong zur Schlafenszeit, durften wir abtreten.

Hastig schlangen wir dann das kalte Abendessen hinunter, das wir damals ausgegeben bekamen, und versuchten in den verbleibenden 15 Minuten alles zu erledigen, was zu tun war, bevor wir ins Bett mussten.

Diese Strafappelle dauerten eine Woche an. Angeblich fehlte jeden Abend in dieser Woche jemand beim Appell, was eine reine Erfindung Seidlers war.

Als er nämlich den Abendappell wieder an Palitzsch übergab, fehlte plötzlich niemand mehr.

Diese Woche hatte uns viel Kraft und Gesundheit gekostet, manch einem Schwächeren auch das Leben.

Todesbenachrichtigungen an die Familie eines Häftlings schickte die Hauptschreibstube nur nach Genehmigung durch die Politische Abteilung, denn es passte der deutschen Polizei nicht unbedingt, wenn die Nachricht vom Tod eines Häftlings an die Aussenwelt drang, auch weil vielleicht noch Untersuchungen andauerten und man anderen Häftlingen, irgendwo in einem Gefängnis, damit drohen konnte, man habe immer noch X in Haft, der «alles gestehen werde».

So endete 1941.

Jetzt begann also das Jahr 1942, das, was Auschwitz anging, das *schlimmste* war; was jedoch unsere Organisation im Lager anging, aber das *interessanteste* und erfolgreichste.

Wegen meiner neuen Entscheidung⁵¹ muss ich aus Zeitmangel ab jetzt fast stenografisch schreiben.

Die Behandlung der Juden änderte sich auf einmal verblüffend.

Zu aller Erstaunen wurden die überlebenden Juden aus der Strafkompagnie herausgenommen und gemeinsam mit neuen jüdischen Zugängen unter guten Bedingungen auf Arbeitsstellen unter Dach und im Warmen verteilt: im Sockenmagazin, dem Kartoffelschuppen und dem Gemüsemagazin.

Sie wurden noch wichtiger als wir.

Sie durchschauten nicht, dass dies Teil eines schrecklichen, hinterlistigen Plans war.

Es ging um die Briefe, die sie nach Hause schrieben. Mehrere Monate lang hiess es darin, dass sie in Werkstätten arbeiten dürften und unter guten Bedingungen lebten.

Dass diese Werkstätten sich in Auschwitz befanden – dieser Name einer harmlosen Kleinstadt sagte den Juden in Frankreich, der Tschechoslowakei, Holland, Griechenland und den anderen Bestimmungsländern der Briefe nichts.

Sogar die Polen selbst wussten damals wenig über Auschwitz und waren noch ziemlich naiv, was ihre Ansichten über die Haftbedingungen anging.

Unsere polnischen Juden wurden grösstenteils in Treblinka und Majdanek ermordet.

Die Juden aus dem Rest fast ganz Europas wurden dagegen hierher, nach Auschwitz gebracht.

Nachdem sie einige Monate lang nach Hause geschrieben hatten, wie gut es ihnen hier ging, wurden die Juden auf einmal zusammengetrieben und rasch «erledigt».

Inzwischen kamen täglich Tausende Juden aus ganz Europa an und wurden direkt nach Birkenau geschickt, dessen Baracken (die denen aus der Anfangsphase glichen) inzwischen fertiggestellt waren.

Auch die Behandlung der Geistlichen hatte sich seit einiger Zeit geändert, aber aus einem anderen Grund.

Über die mit Deutschland verbündete italienische Regierung übte der Vatikan seinen Einfluss aus und bewirkte, dass Geistliche gewöhnlich in Dachau in-

51 Pilecki bezieht sich auf seine Entscheidung von 1945 zur Rückkehr nach Polen. (Anm. d. Übers.)

haftiert wurden. Der erste Pfarrertransport aus Auschwitz nach Dachau fand Anfang 1941 statt, der zweite im Juli 1942.

In Dachau wurden die Geistlichen im Vergleich zu den Bedingungen in Auschwitz anscheinend besser behandelt. Im Zeitraum zwischen diesen beiden Transporten lernte ich in Auschwitz einige tapfere Priester kennen, darunter Pater 87 [Zygmunt Ruszczak], den Kaplan unserer Organisation.

Wir hörten, geschützt vor neugierigen Augen, die Messe und legten die Beichte ab. Geweihte Hostien erhielten wir von Geistlichen ausserhalb des Lagers über örtliche Zivilisten.

Anfang 1942 wurden die noch überlebenden bolschewistischen Kriegsgefangenen umgebracht.

Das Morden beschleunigte sich.

Man brauchte die Blocks für andere Zwecke.

Ein neuer Albtraum bahnte sich an.

Die Leichen der Bolschewisten, die bei der Arbeit auf den Baustellen und in den Strassengräben von Birkenau gestorben waren, wurden auf Karren zum Appell gebracht.

Bei jedem Appell standen mehrere mit Leichen beladene Karren da.

Einige dieser Gefangenen waren ganz einfach erfroren, weil sie keine Kraft mehr hatten, sich durch die Bewegung bei der Arbeit ein wenig aufzuwärmen.

Eines Tages kam es zu einem Aufstand unter den Zwangsarbeitern. Die Bolschewisten griffen die Kapos und die SS an.

Der Aufstand wurde blutig niedergeschlagen und die ganze Einheit erschossen.

Die Leichen wurden zur Zählung beim Appell in mehreren Durchgängen herangekarrt.

Nachdem sie alle umgebracht waren (Februar '42), ausser einigen Hundert, die ich bereits erwähnt habe, wurde der innere Zaun, der das Lager vom Kriegsgefangenenlager trennte, rasch wieder abgebaut.

Inzwischen wurde an anderer Stelle und aus anderem Grund ein neuer Zaun errichtet.

Zehn Blocks wurden mit einer Betonmauer abgeteilt, um weibliche Häftlinge aufzunehmen.

Das war etwas Neues.

In der Anfangsphase war im Lager auch sonntags gearbeitet worden, danach wurden die Sonntage für arbeitsfrei erklärt; allerdings bestand bis zum Mittag-

essen die sogenannte Blocksperre, das heisst, man durfte seinen Block nicht verlassen.

Um uns noch weniger Gelegenheiten zu konspirativen Zusammenkünften zu geben, wurden jetzt zwei weitere Stunden unseres freien Sonntags gestrichen.

Nach dem Mittagessen, zwischen 13 und 15 Uhr, mussten die Häftlinge sich entkleiden und zum Mittagsschlaf hinlegen.

Die Blockältesten überprüften die Stuben.

Diese Blockmittagsruhe wurde vom Lagerältesten oder dem für Disziplin zuständigen Lagerkapo überprüft, denn ein Häftling, der nicht schlief, verschwendete (oh, welche Ironie) ja seine Kraft, die er dem Dritten Reich schuldete, und war daher ein «Saboteur».

Am 18. Januar ('42) wurden 45 Häftlinge über Nacht ins «Schwarze Loch» eingesperrt, weil die Bunker überfüllt waren.

Später am Abend wurde im Keller von Block 11 (neue Nummerierung) Hämmer an der Tür und Rufe nach dem SS-Mann vom Dienst laut.

Das waren die 45 Eingesperreten, die am Ersticken waren und mit Zähnen, Fäusten und Messern um einen Platz an der Tür kämpften, wo ein wenig Luft durch die Spalten drang.

Am Morgen wurden von den 45, die am Abend zuvor lebendig eingesperrt worden waren, 21 als Leichen geborgen; sie waren erstickt oder beim Kampf um Luft umgebracht worden. Die verbleibenden 24 konnten sich kaum auf den Beinen halten; 9 wurden mehr tot als lebendig ins Lazarett geschafft, und die übrigen 15 kamen in die Strafkompagnie, weil sie sich geweigert hatten, im «Schwarzen Loch» zu sterben.

Darunter war auch Konrad, der ehemalige Oberkapo der Schreinerei.

Zeuge dieses schrecklichen Vorfalles war Kapo «Jonny» [Jonny (*sic*) Lechenich], der wegen «Schwarzhandel mit Polen», wie die Lagerleitung es nannte, zu Stehbunker verurteilt worden war.

Im Februar ('42) wurde die Politische Abteilung von der Parteileitung in Berlin angewiesen, die Kollektivstrafe des Erschiessens von 10 Häftlingen pro Ausbrecher nicht mehr anzuwenden.

Angeblich hatte das zu entsprechenden Vergeltungsmassnahmen [durch die Alliierten] an deutschen Kriegsgefangenen geführt.⁵²

52 Dem Übersetzer ist kein Fall eines solchen Vorgehens durch westliche Alliierte bekannt. Anders könnte es bei den Sowjets sein. (Anm. d. Übers.)

Um dieselbe Zeit wurde ein Befehl verlesen, der das Schlagen von Häftlingen offiziell verbot (es wäre interessant zu erfahren, ob es ein Ergebnis unserer Berichte war).

Danach gab es keine besonderen Vergeltungsmassnahmen gegen die Häftlinge mehr, wenn einer von ihnen ausbrach.

Ausbruchsversuche wurden also wieder eine Möglichkeit, und unsere Organisation stellte sich darauf ein, Berichte nach Warschau durch organisierte Fluchtunternehmungen zu senden.

Die Bolschewisten hatten Läuse und eine schreckliche Form des sibirischen Typhus zurückgelassen, an dem eine grosse Zahl Häftlinge erkrankte.

Der Typhus breitete sich im Lager aus und streckte die Menschen nieder.

Die Lagerleitung rieb sich die Hände und sah diesem Verbündeten vergnügt zu, wie er ihre Arbeit beschleunigte.

Im Labor des Krankenbaus züchteten wir typhusinfizierte Läuse und setzten sie bei jedem Appell und bei Blockinspektionen den SS-Männern auf die Mäntel.

Vor Block 15 wurde ein Briefkasten angebracht, und in jedem Block bekannt gegeben, dass dort Briefe – mit Absendernamen oder anonym – mit Informationen zu verfänglichen Gesprächen, die ein Häftling mit angehört hatte, eingeworfen werden konnten.

Für Informationen, die der Lagerleitung nützlich waren, würde der betreffende Häftling belobigt werden.

Sie wollte unserer Organisation auf die Spur kommen und ihr das Handwerk legen.

Anonyme Hinweise und Denunziationen häuften sich im Briefkasten.

Mithilfe von Hauptmann 88 [Tadeusz Dziedzic] öffneten wir ihn jeden Abend und gingen die eingeworfenen Berichte durch, bevor Palitzsch ihn immer um 22 Uhr leerte.

Die für uns schädlichen oder gefährlichen Hinweise vernichteten wir und liessen die Denunziationen kameradenschädigender Häftlinge übrig.

Ein Papierkrieg setzte ein.

Wir bekamen den Befehl, in den Blocks und auf dem Marsch zur Arbeit deutsche Lieder zu singen.

Mehrere Male musste das ganze Lager beim Appell singen.

In Rajsco-Birkenau wurden in grosser Eile Gaskammern errichtet; einige waren bereits fertiggestellt.

Dass ich anfangs davor zurückgeschreckt war, Offiziere, die unter ihrem wirk-

lichen Namen in Auschwitz sassen, in die Organisation aufzunehmen, hatte seinen Grund. Kam der Verdacht auf, dass es eine solche Untergrundorganisation gab, hätte die Lagerleitung als Erstes diese Offiziere verhört.

Eines Tages holten sie sich Oberst 62 [Jan Karcz], sperrten ihn in den Bunker und brachten ihn täglich zum Verhör. Wenn er zurückkam, war er blass und konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

Ich befürchtete Probleme.

An einem Abend, etwa 14 Tage darauf, kam Oberst 62 [Jan Karcz] dann zu mir und Kamerad 59 [Henryk Bartosiewicz] und sagte: «Ihr könnt mir gratulieren, sie haben mich rausgelassen. Sie wollten wissen, ob es eine Organisation im Lager gibt.» Als er sich von mir verabschiedete, weil der Gong ertönte, fügte er hinzu: «Keine Sorge, ich habe kein Wort gesagt. Den Rest erzähle ich morgen.»

Aber am nächsten Morgen holten sie sich Oberst 62 [Jan Karcz] erneut und brachten ihn nach Rajsko, wahrscheinlich, damit er uns nichts erzählen konnte.

Oberst 62 [Jan Karcz] war ein tapferer Mann.

Über 100 Tschechen wurden eingeliefert. Alle waren Intellektuelle und gehört zur Organisation «Sokol» [Falke].

Sie kamen auf unsere Stube (Block 25, Stube 7).

Schon nach kurzer Zeit begann ihre Ermordung.

Ich trat im Namen unserer Organisation mit ihrem Repräsentanten 89 [Karel Stránský] in Kontakt (er hat überlebt und wohnt heute in Prag).

Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] erklärte sich einverstanden, dass ich meinen Freund Oberleutnant 29 [Włodzimierz Makaliriski], dem ich völlig vertraute, mit allen Zellen unserer Organisation im Lager bekannt mache.

Das tue ich für den Fall, dass mir etwas zustossen sollte.

Oberleutnant 29 [Włodzimierz Makaliriski] meldet Oberst 64 [Kazimierz Rawicz], dass wir 42 Zellen besucht haben.

Eines Morgens wird eine Gruppe Schlesier (ungefähr 70 oder 80 Mann) aus unserem Stammlager Auschwitz nach Birkenau verlegt (es gab das Gerücht, dass sie dort umgebracht werden sollten), darunter auch mein Freund 45 [Stanisław Gutkiewicz].

Er hatte bereits am Abend befürchtet, dass so etwas geschehen könne, und die ganze Nacht hindurch vor Angst am ganzen Körper gezittert.

Er bat mich, seiner Frau und seinem kleinen Sohn Dyzma Nachricht von ihm zu geben.

Er kam nie aus Rajsko zurück.

Die Schlesier wurden sämtlich ermordet.

Einige von ihnen waren bereits seit den Anfängen des Lagers dort gewesen und hatten geglaubt, sie würden gewiss überleben.

Die im Lager noch verbleibenden Schlesier zeigten jetzt deutliches Interesse, gegen die Deutschen zu arbeiten.

Eines Morgens, ich hatte gerade einige Arbeitskollegen in Block 5 (neue Nummerierung) besucht und lief rasch durch die leeren Gänge, weil der Appell bereits begann, stand ich plötzlich dem Blutigen Alois gegenüber. Er erkannte mich, obwohl über ein Jahr vergangen war, blieb stehen und rief mir nicht nur überrascht, sondern sogar mit einer Art Freude entgegen: «Was? Du lebst noch?!» Dann ergriff er meine Hand und schüttelte sie.

Was sollte ich tun? Ich zog meine Hand nicht zurück. Er war schon ein seltsamer Mensch.

Von den blutdürstigen Funktionshäftlingen der Anfangszeit, zu denen er gehörte, lebte inzwischen eine ganze Reihe nicht mehr.

Die Lagerleitung wollte jetzt das Lager den Delegationen, die es inspizierten und zu denen auch Herren in Zivilanzügen gehörten, in etwas besserem Licht darstellen.

Man zeigte den Delegationen ausschliesslich neu errichtete Blocks mit Pritschen.

An Inspektionstagen brachte die Häftlingsküche ein gutes Mittagessen hervor.

Nur die Arbeitskommandos mit gesunden und kräftigen Häftlingen, wie sie in den Werkstätten arbeiteten, marschierten von der Arbeit ins Lager zurück.

Der Rest der Kommandos, die Zugänge und anderen Elendsgestalten, warteten draussen auf die Abreise der Delegation, die so einen vollkommen unzutreffenden Eindruck des Lagers gewinnen musste. Als im Zuge dieser Massnahmen, das Lager vorzeigbarer zu machen, die Tyrannen aus der Anfangszeit nicht mehr opportun waren, entschied die Lagerleitung, einige Kapos in ein anderes Lager zu verlegen, darunter auch Krankenmann und Sigrod.

Nachdem man sie am Bahnhof in Güterwaggons gesteckt hatte, liess die SS-Wache die Häftlinge wissen, dass nichts dagegen einzuwenden sei, jetzt eventuelle Rechnungen mit Krankenmann zu begleichen.

Mehr musste man den Häftlingen nicht sagen; sie stürmten die Güterwaggons und erhängten Krankenmann und Sigrod an ihren eigenen Gürteln.

Die SS-Männer schauten weg und griffen nicht ein.

So endeten diese Mörder. Alle Zeugen der von ihr selbst genehmigten Morde mussten der Lagerleitung ja sehr unangenehm sein, selbst wenn es Kapos und Deutsche waren.

Jetzt gab es zwei Zeugen weniger.

Unsere Organisation wuchs weiter.

Gemeinsam mit meinem Freund 59 [Henryk Bartosiewicz] rekrutierten wir Oberst 23 [Aleksander Stawarz] und Oberstleutnant 24 [Karol Kumuniecki] wie auch einige Neue: 90 [Name nicht feststellbar], 91 [Stanislaw Polkowski], 92 [Waclaw Weszke], 93 [Name nicht feststellbar], 94 [Name nicht feststellbar] und 95 [Name nicht feststellbar].

44 [Wincenty Gawron], grossartig, wie er war, half einer Vielzahl von Kameraden und verteilte seine Rationen an sie, weil er gerade das Gemälde eines Angehörigen der Lagerleitung malte und dafür mit Lebensmitteln bezahlt wurde.

Ein neuer Transport aus Warschau (März '42) brachte uns abermals viele Freunde und Informationen über die Vorgänge dort.

Major 85 [Zygmunt Bohdanowski] wurde ebenso eingeliefert wie jener wunderbare Mensch 96 [Tadeusz Stulgiriski], der in der Aleja Szucha und im Pawiak-Gefängnis eine Rekordzahl an Schlägen erduldet hatte.

Von ihnen erfuhr ich, dass Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki] erneut verhaftet worden war und im Pawiak-Gefängnis sass.

Oberst 1 [Wladyslaw Surmacki] hatte 96 [Tadeusz Stulgiriski] angewiesen, sich mit mir in Verbindung zu setzen.

Ich brachte 97 [Jan Machnowski], der sich unserer Organisation bereits angeschlossen hatte, dazu, ihm einen Platz in seinem Arbeitskommando zu verschaffen.

Wir erweiterten uns ausserdem in zwei anderen Richtungen, indem wir 98 [Name nicht feststellbar] und 99 [Name nicht feststellbar] vom Baubüro sowie 100 [Name nicht feststellbar] und 101 [Witold Kosztowny] aus dem Lazarett anwarben.

Inzwischen starb Professor 69 [Roman Rybarski].

Wie auf zwei Pfeilern ruhte unsere Organisation auf zwei Abteilungen: dem Krankenbau einerseits und dem Arbeitsdienst andererseits.

Wenn einer unserer Kameraden aus einem Zugangstransport gerettet und mit einer Arbeitsstelle unter Dach und im Warmen versorgt werden musste, oder wenn wir jemanden aus einem Arbeitskommando herausholen mussten, in dem er sich zu sehr erschöpfte oder die unerwünschte Aufmerksamkeit eines Auf-

sehers auf sich zog, oder wenn wir unser Netzwerk auf ein bestimmtes Arbeitskommando ausdehnen wollten, wandten wir uns immer an Dr. 2 [Wladyslaw Dering]: «Dziunko, morgen kommt dieser und jener zu dir, nimm ihn für eine Weile ins Lazarett auf.» (Oder wir arrangierten das mit Dr. 102 [Rudolf Diem].)

Und wenn das geschehen war (für den Kapo war der Häftling bereits ein toter Mann, denn nur wenige kehrten aus dem Lazarett lebend zurück), dann wandten wir uns an 68 [Mieczyslaw Januszewski] und baten ihn um eine Karte für den Betreffenden zur Versetzung in ein bestimmtes Kommando. Manchmal lief es auch, mit ebenso gutem Ergebnis, über 103 [Name nicht feststellbar], und damit war die Sache abgemacht.

Auf diese Weise bereiteten wir auch den Ausbruch von 25 [Stefan Bielecki] und 44 [Wincenty Gawron] vor.

Beide waren erstklassige Männer und waren wegen illegalen Waffenbesitzes eingeliefert worden. Ihre Fälle waren eindeutig; beide würden zweifellos erschossen werden. Es war nur noch die Frage, wie schnell ihr Fall auf Grabners Schreibtisch in der Politischen Abteilung landen würde.

Durch eine Art Wunder waren beide noch am Leben.

Nr. 44 [Wincenty Gawron] fertigte Porträts von SS-Männern; möglicherweise wurde sein Fall deshalb verschleppt, aber das konnte nicht ewig gutgehen.

Mit der geschilderten Methode liessen wir 25 [Stefan Bielcki] im Februar '42 in das Harmense-Arbeitskommando verlegen, das die Fischteiche versorgte und mehrere Kilometer vom Lager entfernt arbeitete und lebte.

Später, im Mai, ging auch Kamerad 44 [Wincenty Gawron] dorthin. Er übermittelte 25 [Stefan Bielecki] meine Anweisung, nicht auf mich zu warten, sondern «auszuziehen». Noch am selben Tag machten beide «einen Abgang», indem sie durch das Fenster einer Hütte kletterten, und brachten meinen Bericht nach Warschau.

In Erik Grönkes Reich, der Gerberei, gab es eine Krise im Arbeitskommando der Kunstschnitzer und Spitzenschreiner, nachdem Konrad in den Bunker geworfen worden war.

In dieser schwierigen Zeit vertrat Tadek Myszkowski den Kapo.

Statt der sanften Blicke des Kunstliebhabers Konrad hatten wir jetzt Eriks durchdringenden Raubkatzenblick.

Er wollte sofort alles zerstören, was Konrad aufgebaut hatte, nannte die Kunstsznitzerei überflüssigen Luxus und verdonnerte uns dazu, Löffel zu schnitzen.

Er setzte uns «Hulajnoga» [«Tretroller»], einen widerlichen Idioten, als Kapo vor die Nase.

Er wies die Schreiner an, statt künstlerisch verzierter Schmuckkästchen jetzt Schränke und einfache Gebrauchsgegenstände herzustellen.

In der Löffelschnitzerei begannen wir mit 5 Löffeln täglich, steigerten uns auf 7 und schafften bald 12.

Damals arbeitete auch der ehemalige Parlamentsabgeordnete 104 [Jozef Putek] dort.

Ich führte damals 105 [Edward Berlin], 106 [Name nicht feststellbar], 107 [Name nicht feststellbar], 108, einen ehemaligen Soldaten meiner Widerstandsgruppe (von '39) [Stanislaw Dobrowolski], Leutnant 109 [Name nicht feststellbar], 110 [Andrzej Makowski Gqsienica] und 111 [Name nicht feststellbar] in unsere Organisation ein.

Von den Häftlingen, die das von uns hergestellte Spielzeug lackierten (auch Oberst 62 [Jan Karcz] hatte dort kurzzeitig gearbeitet, bevor er in den Bunker kam), schloss sich uns Kadett 112 [Stanislaw Jaster] an, der mir vom inzwischen entlassenen Hauptmann 8 [Ferdynand Trojnicki] empfohlen worden war.

Wir hatten inzwischen alle Arbeitskommandos übernommen, bis auf eines, in das wir einfach nicht hineinkamen.

Im Februar ('42) dann endlich, als ich eines Abends von einer Kommandierung spät in den Block zurückkam, hörte ich von 61 [Konstanty Piekarski], dass 68 [Mieczyslaw Januszewski] vorbeigeschaut habe. Die Funkstelle der SS brauche zwei Kartenzeichner, so erzählte 61 [Konstanty Piekarski], und er habe seine eigene Nummer und die unseres ehemaligen vorgesetzten Offiziers 113 [Sokolowski] angegeben.

Es stellte sich allerdings schnell heraus, dass 113 [Sokolowski] nicht die erforderliche ruhige Hand zum Kartenzeichnen hatte. Wir besorgten ihm eine Arbeit im SS-Kartoffelkommando, wo er auf jeden Fall genug zu essen hatte, und ich nahm seinen Platz in der Funkstelle ein (nachdem ich das in der Schnitzerei mit 52 [Tadeusz Myszkowski] abgesprochen hatte).

Ich arbeitete einige Wochen lang mit 61 [Konstanty Piekarski] in der Funkstelle und zeichnete Karten. Weil dort zusätzlich zum laufenden Betrieb der SS-Funkstation auch Ausbildungskurse gehalten wurden, konnte ich, nachdem ich die Lage ausgekundschaftet hatte, mithilfe von 77 [Zbigniew Ruszczyrski] einige Radoröhren und andere elektronische Teile besorgen, nach denen wir seit Monaten vergeblich gesucht hatten.

Mit Ersatzteilen, zu denen unsere Häftlinge Zugang hatten.

Im Ergebnis konnten wir dann nach sieben Monaten Montage unseren eigenen Sender in Betrieb nehmen. Leutnant 4 [Alfred Stössel] arbeitete in einem Bereich daran, den die SS-Männer nur sehr ungerne betraten.

Bis wir dann im Herbst (42), weil einer der Kameraden den Mund zu weit aufgemacht hatte, unseren Sender wieder abbauen mussten.

Wir funkten Einzelheiten, die von anderen Sendern weitergegeben wurden, über die Anzahl der Zugänge und Todesfälle im Lager sowie die Zustände und die Lage der Häftlinge dort.

Die Lagerleitung war natürlich wütend darüber. Es gab Durchsuchungen; sogar die Fussböden der Werkstätten im Industriebereich I und der Magazinräume wurden aufgerissen.

Wir sendeten so wenig wie möglich, nie zweimal zur gleichen Uhrzeit, und so war es schwierig, uns zu erwischen.

Die Lagerleitung gab die Sache im Stammlager schliesslich auf und konzentrierte sich auf Bereiche ausserhalb des Lagers nahe der Stadt Oswięcim [Auschwitz]. Sie vermutete, dass wir unsere detaillierten Informationen über die Zustände im Lager durch eine Organisation ausserhalb des Lagers und über Zivilarbeiter Weitergaben, und liess das sogenannte Gemeinschaftslager durchsuchen, in dem zivile Zwangsarbeiter eingesperrt waren.

Kontakte mit der Zivilbevölkerung hatten wir tatsächlich.

Unser Weg nach draussen führte durch die Zivilbevölkerung (in der es eine Reihe Angehöriger unserer Organisation gab) von Brzeszcze.

Der Weg führte ausserdem durch das Gemeinschaftslager, und zwar über jene, die angeblich unsere Vorgesetzten waren, und dann nach Buna, ebenfalls über zivile Arbeiter.

Auf diese Weise schickte ich einen ganzen Stapel deutscher Zahlencodes, die sogenannten Verkehrsabkürzungen, die ich aus der Funkstelle geschmuggelt hatte, in die «Freiheit».

Aus der Freiheit erhielten wir Medikamente, Typhusimpfstoff; einerseits hatten wir Dr. 2 [Wladyslaw Dering], der daran arbeitete, und dann auch noch meinen Freund 59 [Henryk Bartosiewicz].

Mein Freund 59 [Henryk Bartosiewicz] war ein interessanter Mensch.

Er erledigte alles «mit einem Lächeln» und hatte immer Glück dabei.

Er kümmerte sich beständig um schwache Mitgefangene, die er auf seiner

Stube und in der Gerberei vor dem Tod rettete und aufpäppelte, bis sie sich wieder auf den Beinen halten konnten und eine Überlebenschance hatten.

Ständig rettete er anderen Häftlingen das Leben, indem er sie in die Gerberei aufnahm.

Er machte keine halbe Sachen, war immer mutig und manchmal sogar tollkühn.

Gross, breitschultrig, immer lächelnd und mit einem grossen Herzen.

Als einmal Heinrich Himmler mit einer Kommission das Lager inspizierte, war 59 [Henryk Bartosiewicz] Blockältester in Block 6 (alte Nummerierung) und wurde genau angewiesen, wie er Himmler, vor dem alle zitterten, Meldung zu machen habe. Als dann der grosse Tag kam und Himmler die Stube betrat, stellte sich 59 [Henryk Bartosiewicz] vor ihn und... schwieg. Dann lachte er – und Himmler lachte mit.

Was ihn damals rettete, war vielleicht, dass Himmler sich in Begleitung zweier Zivilisten befand und sein Ansehen heben wollte, indem er sich einem Häftling gegenüber menschlich zeigte.

Ein anderes Mal erspähte 59 [Henryk Bartosiewicz] durch das Fenster der Gerberei eine Inspektionskommission im Hof, die sich gerade die Lagerräume ansah und auf die Tür der grossen Halle zukam, in der die Gerber arbeiteten. Er griff sich einen Wasserschlauch, tat eifrig so, als wolle er für die Inspektion noch schnell sauber machen, spritzte die Wände und den Fussboden ab und durchweichte dabei in voller Absicht auch die deutschen Offiziere, aus denen die Kommission bestand. Dann liess er, scheinbar entsetzt, den Schlauch fallen – und kam wieder einmal davon.

Wenn die Marschkolonnen der Häftlinge ins Lager zurückkamen, die Köpfe voller düsterer Gedanken, konnte man unvermittelt die klangvolle Stimme von 59 [Henryk Bartosiewicz] hören, der auf Polnisch Befehle erteilte und laut den Marsch takt vorgab: «Eins, zwei...»

Er hatte natürlich auch seine Fehler, aber wer hat die nicht?

Auf jeden Fall war er immer von Unterstützern umgeben; er hätte viele Menschen beeindrucken und führen können.

Die letzten Entlassungen des Jahres 1942 fanden im März statt. Einige Mitglieder des Orchesters wurden entlassen, weil der Lagerkommandant, der, wie erwähnt, ein grosser Musikliebhaber war, seinen Vorgesetzten in Berlin die Er-

laubnis abgerungen hatte, jedes Jahr einige der Orchestermusiker freilassen zu dürfen.

Den Musikern war gesagt worden, dass jeder, der wirklich gut spiele, auf seine Entlassung aus dem Lager hoffen dürfe; folglich spielte das Orchester ausgezeichnet. Der Kommandant war geradezu verrückt nach Musik.

Jedes Jahr wurden diejenigen, die im Orchester am wenigsten gebraucht wurden, freigelassen.

Nach März gab es aber im ganzen Rest des Jahres keine Entlassungen mehr, weil das bedeutet hätte, dass es in der Aussenwelt unerwünschte Zeugen für die Zustände in Auschwitz gegeben hätte, besonders dessen, was sich dort seit 1942 abspielte.

Endlich wurden die ersten Frauen – Prostituierte und Verbrecherinnen – aus deutschen Gefängnissen nach Auschwitz verlegt und in einem Teil des Lagers untergebracht, der von unserem durch eine hohe Mauer abgetrennt war. Sie sollten die Ausbilderinnen für die künftig erwarteten weiblichen Häftlinge sein – anständige Frauen, «politische Verbrecherinnen».

In Rajsko begannen die täglichen Vergasungen in den jetzt fertiggestellten Gaskammern.

Am 16. März⁵³ (42) wurden 120 Polinnen eingeliefert.

Sie lächelten den Häftlingen zu, als sie in Kolonnen ins Lager marschierten.

Nach Verhören und vielleicht auch besonderer Folter – wofür es allerdings keine Zeugen gibt –, wurden am selben Abend zahlreiche blutüberströmte Leichen auf Karren ins Krematorium gefahren, manche mit abgetrennten Köpfen, Händen und Brüsten.

Das alte Krematorium war mit den Leichen aus dem Stammlager und den zusätzlichen Toten aus Rajsko überlastet. (Der 1940 errichtete Schornstein hatte der ständigen Erhitzung nicht standgehalten und war zusammengebrochen. Ein neuer musste gebaut werden.)

Folglich wurden die Leichen von Arbeitskommandos aus lauter Juden in Massengräbern verscharrt.

In Rajsko-Birkenau wurden hastig zwei neue Krematorien mit elektrisch betriebenen Öfen errichtet.

53 Im Original-Typoskript schrieb Pilecki zunächst «19. März» und verbesserte dann handschriftlich «16. März». Andere bearbeitete Fassungen geben den 19. März an. (Anm. d. Übers.)

Die Baupläne wurden im Baubüro gezeichnet.

Die Kameraden aus dem Baubüro erzählten, jedes Krematorium solle über acht Öfen für je zwei Leichen gleichzeitig verfügen.

Die elektrische Kremierung würde nur drei Minuten dauern.

Die Pläne gingen zur Genehmigung nach Berlin.

Sie kamen mit der Anweisung zurück, den Bau bis zum 1. Februar abzuschliessen. Die Frist wurde dann bis zum 1. März verlängert, und im März waren die Krematorien betriebsbereit.

Jetzt begann die Fabrik mit voller Leistung zu arbeiten.

Von oben wurde befohlen, alle Spuren der bisherigen Morde zu beseitigen. Alle Massengräber mussten also wieder aufgegraben und die Toten herausgeholt werden. Es waren mehrere Zehntausend.

Die Leichen verwesteten bereits. Ein grauenhafter Gestank umgab die riesigen geöffneten Massengräber.

Bei der Arbeit an einigen der älteren mussten Gasmasken getragen werden.

Diese Höllenarbeit hatte ein ungeheures Ausmass.

Aus den eintreffenden Transporten wurden über 1'000 Menschen täglich vergast. Die Leichen wurden in den neuen Krematorien verbrannt.

Die Leichen aus den Massengräbern wurden mit Baggern geborgen, die ihre metallenen Zähne in die zerfallenden Körper gruben.

Manchmal spritzten kleine Fontänen stinkenden Eiters hoch.

Die Leichenteile, die von den Baggern herausgehoben oder von Hand ausgegraben worden waren, wurden anschliessend abwechselnd mit Holzlagen auf grosse Scheiterhaufen gestapelt.

Die Scheiterhaufen wurden daraufhin angezündet, manchmal mithilfe von viel Petroleum ...

Diese Scheiterhaufen brannten zweieinhalb Monate lang Tag und Nacht und verbreiteten um Auschwitz den Gestank von verbranntem Fleisch und verkohlten Menschenknochen.

Die Kommandos für diese Arbeit bestanden ausschliesslich aus Juden, die jeweils nach zwei Wochen ebenfalls vergast wurden. Ihre Leichen wurden dann von anderen, neu eingeteilten Juden verbrannt, die hofften, sich mit dieser Arbeit ein längeres Leben zu erkaufen, aber ebenfalls nach zwei Wochen umgebracht wurden.

Inzwischen blühten die Rosskastanien und Apfelbäume wunderschön ...

Schliesslich war es auch noch Frühling – die Jahreszeit, in der man seine Gefangenschaft am drückendsten spürte.

Beim Marsch auf der grauen Strasse zur Gerberei, eingehüllt in eine aufgewirbelte Staubwolke, sah man das wunderbare Morgenrot auf die weissen Blüten in den Obstgärten und an den Alleebäumen scheinen. Beim Rückmarsch abends begegneten wir jungen Liebespaaren, die spazieren gingen, um die Schönheit des Frühlings zu geniessen, und Frauen, die friedvoll ihre Kinderwagen schoben. Dann drängte sich immer der unangenehme Gedanke auf, den man sonst unterdrückte, die Frage, für die es keine Lösung gab:

Waren wir denn alle ... Menschen?

Diejenigen, die zwischen den Blumen spazieren gingen, genauso wie die anderen, die in die Gaskammern geschickt wurden?

Diejenigen, die uns auf dem Marsch ständig mit ihren Bajonetten umringten ... und wir – die wir jetzt seit Jahren als Verdammte lebten?

Die ersten grossen Transporte weiblicher Häftlinge trafen ein und wurden in abgetrennten Blocks untergebracht (Block 1 bis 10 nach der neuen Nummerierung).

Kurz darauf kamen die Transporte weiblicher Häftlinge einer nach dem anderen.

Deutsche Frauen, Jüdinnen und Polinnen kamen an.

Sie kamen in die Obhut krimineller Elemente, in die von Prostituierten und Verbrecherinnen.

Mit Ausnahme der Deutschen bekamen alle Frauen Kopf- und Körperhaare rasiert.

Das erledigten unsere männlichen Barbieri.

Die Schaulust der Barbieri, die lange Zeit keine Frau mehr gesehen hatten, verwandelte sich angesichts des täglichen Elends, das da an ihnen vorbeizog, schnell in Überdross.

Die Bedingungen für die weiblichen Häftlinge waren dieselben wie für die männlichen.

Sie waren nicht demselben wilden Morden unterworfen wie wir im ersten Jahr, denn auch im Männerlager gab es das nicht mehr. Aber die harte, ungewohnte Arbeit im Freien, Regen und Kälte ausgesetzt, der Mangel an Ruhepausen und die ewigen Appelle brachten sie langsam um, genau wie uns.

Wir begegneten täglich denselben Marschkolonnen von Frauen, wenn wir in verschiedene Richtungen auf dem Weg zur Arbeit waren.

Mit der Zeit erkannte man einige Profile, Köpfe und ansehnliche Gesichter wieder.

Zu Anfang hielten die Mädchen sich gut, aber schnell verlor sich das Funkeln in den Augen, das Lächeln und der Schwung ihrer Schritte.

Manche lächelten weiterhin, aber jetzt eher traurig.

Ihre Gesichter wurden grau, animalischer Hunger begann aus ihren Augen zu starren. Sie verwandelten sich in die bekannte Lagererscheinung des Muselmanns.

Immer öfter fehlten vertraute Gesichter in ihren «Fünfergruppen».

Auch die Marschkolonnen der weiblichen Häftlinge auf dem Weg zur langsamen Ermordung durch Zwangsarbeit wurden wie wir von «menschenähnlichen Wesen» in den Uniformen heldenhafter deutscher Soldaten eskortiert; ein Rudel Wachhunde hatten sie auch dabei.

Auf den Feldern bewachten dann zwei – manchmal auch nur einer – dieser «Helden» mit ein paar Hunden hunderte Frauen.

Sie waren entkräftet und konnten von Flucht nur träumen.

Im Frühling (42) überraschte uns die Neuerung, dass die Muselmänner, die sich sonst morgens vor der Küche zur Begutachtung versammelt hatten, jetzt ohne Umstände in den Krankenbau aufgenommen wurden.

Sie mussten sich nicht mehr erst vor der Häftlingsküche einfinden, sondern konnten sich direkt im Lazarett in Block 28 (neue Nummerierung) melden und sich darauf verlassen, angenommen zu werden.

So schlimm ist es gar nicht mehr, sagten die Häftlinge hoffnungsvoll zueinander. Wir werden nicht mehr geschlagen. Man kommt jetzt auch ins Lazarett, und so weiter.

Es stimmte auch. Wer immer sich im Lazarett meldete, wurde aufgenommen. Teilweise lagen schon mehrere Patienten in einem Bett, aber es gab keinen Aufnahmestopp.

Allerdings machte täglich ein SS-Mann namens Klehr seine Runde und notierte die Nummern der schwächsten Häftlinge.

Man vermutete, sie würden für einen Nachschlag aus der Küche vorgemerkt, um sie wieder auf die Beine zu bringen.

Die notierten Häftlingsnummern wurden später aufgerufen und die betreffenden Insassen in Block 20 (neue Nummerierung) geschickt.

Kurz darauf konnte man dieselben Nummern dann auf den Leichen lesen, die in Haufen vor dem Lazarett lagen (jeder Patient bekam seine Häftlingsnum-

mer mit einem Markierstift auf die Brust geschrieben, damit er nach dem Tod leichter identifiziert werden konnte, wenn die tägliche Liste der Sterbefälle aktualisiert wurde).

Man tötete diese Menschen mit einer neuen Methode – Phenolinjektionen.

Das Bild von Auschwitz veränderte sich grundlegend.

Zumindest im Stammlager sah man jetzt nicht mehr, wie den Menschen mit einem Spaten der Schädel eingeschlagen, ein Brett in die Eingeweide getrieben oder den hilflos am Boden Liegenden der Brustkorb von den schweren Stiefeln der verkommenen Schlächter eingetreten wurde, die mit ihrem ganzen Gewicht darauf sprangen.

Jetzt mussten die Häftlinge sich, deren Nummer ein deutscher (SS-)Arzt im Krankenzimmer notiert hatte, ausziehen, völlig nackt im Korridor von Block 20 (neue Nummerierung) aufstellen und abwarten, bis sie an der Reihe waren.

Sie betraten den Waschraum einzeln durch einen Vorhang, wurden auf einen Stuhl gesetzt; zwei Henkersknechte rissen ihnen die Arme zurück und drückten so die Brust nach vorne, und der SS-Mann Klehr gab ihnen mit einer langen Kanüle eine Phenolinjektion direkt ins Herz.

Zuerst wurde das Phenol intravenös injiziert, aber dann lebte das Opfer noch zu lange – mehrere Minuten um Zeit zu sparen, wurde das System verändert und die Injektion direkt ins Herz gegeben, was den Häftling bereits nach wenigen Sekunden umbrachte.

Der noch zuckende Körper wurde dann in den Toilettenraum hinter einer Zwischenwand geschoben, und der Nächste war an der Reihe.

Das war eine sehr viel intelligentere Mordmethode, aber in ihrer Heimlichkeiterei besonders grausam.

Alle, die im Korridor warteten, wussten, was auf sie zukam.

Im Vorbeigehen an der Schlange entdeckte man einen Freund und sagte: «Grüss dich, Jas oder Stas, heute bist du an der Reihe, morgen kann ich dran sein!»

Sie waren nicht unbedingt krank oder auch nur entkräftet.

Manche von ihnen landeten in der Schlange, weil Klehr sie nicht mochte, und wer einmal auf der «Spritzenliste» stand, blieb darauf- es gab kein Entkommen.

Die Schlächter unterschieden sich jetzt von denen in den Anfangstagen des Lagers, aber man konnte sie wohl mit Recht immer noch verkommen nennen.

Klehr widmete sich seinen Todesspritzen mit grosser Konzentration, einen

irren Ausdruck und ein sadistisches Lächeln im Gesicht, und zeichnete für jeden Mord ein Häkchen an die Wand.

Während meiner Zeit im Lager kam er auf 14'000 Tote und prahlte täglich sehr zufrieden mit seiner Leistung, wie ein Jäger, der mit seiner Strecke angibt.

Ein Häftling namens Pariszczyk [Mieczyslaw Pariszczyk] meldete sich zu seiner ewigen Schande als Freiwilliger und gab seinen Mithäftlingen ebenfalls Phenolinjektionen ins Herz. Er tötete allerdings viel weniger, nur etwa 4'000.

Einmal geschah Klehr ein Missgeschick.

Eines Tages, nachdem er die tägliche Warteschlange abgearbeitet hatte, sah er wie gewöhnlich in der Toilette nach, wo die sterbenden Häftlinge aufgestapelt lagen, um sein Werk zu bewundern, als eine der «Leichen» sich plötzlich bewegte (der Mann musste versehentlich eine zu geringe Dosis bekommen haben), aufstand, wie ein Betrunkener über den Leichenberg auf Klehr zuwankte und dabei sagte: «Du hast mir zu wenig gegeben, gib mir noch etwas!»

Klehr wurde blass, behielt aber die Nerven, stürzte sich auf den Häftling – die kultivierte Maske des professionellen Henkers verschwand –, zog seine Pistole und tötete sein Opfer, weil er keinen Lärm machen wollte, indem er es mit dem Griffstück erschlug.

Die Pfleger des Lazaretts erstellten täglich eine Sterbeliste für ihre Stationen.

Einmal gab es einen Vorfall (meiner Kenntnis nach, es kann auch öfter geschehen sein), bei dem ein Pfleger irrtümlich eine falsche Häftlingsnummer eintrug, die eines lebenden Patienten statt der des Toten.

Der Bericht ging an die Schreibstube.

Aus Angst um seinen Posten und um seinen Seelenfrieden befahl dieser Verbrecher daraufhin dem Kranken, einem Zugang, der nicht einmal verstand, worum es eigentlich ging, aufzustehen und sich in der Schlange für Klehrs Injektionen anzustellen.

Eine zusätzliche Person in der Schlange war für Klehr kein Problem.

So berichtigte der Pfleger seinen Fehler, denn der Tote von seiner Station und der, den er zu Klehr geschickt hatte, waren jetzt beide wirklich und wahrhaftig tot, und der Bericht stimmte damit wieder, denn jetzt konnte er einfach die Nummer des schon früher Gestorbenen eintragen.

Es gab unter den Lazarettplegern allerdings eine grosse Zahl anständiger Polen.

Zweimal mussten wir Häftlingsnummern ändern lassen, und das wurde leicht und ohne jemandem zu schaden bewerkstelligt.

Während der Hochzeit der Typhusepidemie, als täglich grosse Mengen Toter aus den Blocks geworfen wurden, kamen zwei unserer Leute als Schwerkranke ins Lazarett; wir retteten sie, indem wir ihre Häftlingsnummern auf Leichen mit ähnlichen Nummern schrieben und dabei sogar darauf achteten, dass die Toten nicht noch offene Akten für schwere Beschuldigungen bei der Politischen Abteilung hatten.

Auf diese Weise und mit veränderten persönlichen Daten (dafür sorgten die Kameraden in der Schreibstube) schafften wir es, sie direkt aus dem Lazarett nach Birkenau zu bringen.

Dort waren sie jetzt völlig Unbekannte, neue Nummern, Zugänge. Ihre Spur verlor sich, und der Plan hatte funktioniert.

Unsere Organisation dehnte sich weiter aus.

Ich schlug Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] vor, er solle meinen Freund Bohdan, Major 85 [Zygmunt Bohdanowski], als militärischen Oberbefehlshaber für den Fall nominieren, dass wir in Aktion träten, weil ich ihn 1940 in Warschau für eine ähnliche Position vorgesehen hatte.

Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] stimmte bereitwillig zu.

Bohdan kannte die Gegend, denn er hatte einige Jahre zuvor eine Batterie des 5. Regiments der Bespannten Artillerie kommandiert, die dort in Garnison gelegen hatte.

Ich entschied dann mit Zustimmung von Oberst 64 [Kazimierz Rawicz], einen Plan für eine eventuelle offene Aktion zu entwickeln, der auf vier vereinbarten Hauptzielen beruhte.

Dies deshalb, weil wir, um das Lager übernehmen zu können, wie es unser Endziel war, Abteilungen vorbereiten mussten, die parallel vorgehen sollten, und zwar in verschiedenen Systemen. Ein System galt während des Arbeitstags, ein anderes für Nacht'und Feiertagsaktionen. Das war nötig, weil wir noch nicht als komplette Arbeitskommandos in je einem Block zusammenlagen. Man brauchte also bestimmte Kontakte, Verbindungen und Kommandeure während der Arbeitszeit, und andere während der Zeit in den Blocks.

Der Plan musste auf einem Grundriss der Hauptziele beruhen, die durch individuelle Vorbereitungen zu erreichen waren.

Als Nächstes mussten die Posten der Kommandierenden besetzt werden.

Ich schlug Hauptmann⁵⁴ 60 [Stanislaw Kazuba] als einen davon und Hauptmann 114 [Tadeusz Paolone] als zweiten vor; Leutnant 61 [Konstanty Piekarski] empfahl Oberleutnant 115 [Name nicht feststellbar] als den dritten und Hauptmann 116 [Zygmunt Pawlowicz - im Lager unter dem Namen Julian Trzçsimiech] als den vierten. Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] und Major 85 [Zygmunt Bohdanowski] waren damit einverstanden.

Schliesslich stossen mit der Hilfe von Kamerad 59 [Henryk Bartosiewicz] und nach langer Diskussion über das erforderliche Einverständnis und die Fähigkeit, auch dann schweigen zu können, wenn man im Bunker landete und von den Schlächtern der Politischen Abteilung verhört wurde, auch Oberst 23 [Aleksander Stawarz] und Oberstleutnant 24 [Karol Kumuniecki] zu uns.

76 [Bernard Swierczyna], ein erstklassiger schlesischer Pole und Freund von mir, leistet in seinem Bereich sehr effektive Arbeit und versorgt uns mit Bekleidung, Uniformen, Laken und Decken aus seinen Magazinräumen.

Er verschafft einer Reihe unserer Leute Arbeit, darunter einem Freund aus unserer gemeinsamen Zeit in Warschau, Oberleutnant 117 [Eugeniusz Zaturski], sowie 39 [Pileckis Neffe Kazimierz Radwariski].

Nr. 118 [Name nicht feststellbar] und Kavalleriesergeant 119 [Jan Miksa] treten unserer Organisation bei.

Einer unserer Kameraden aus Warschau, Dr. 120 [Zygmunt Zakrzewski] kommt in einem Transport aus Krakau ins Lager.

Damals flog eine Bombenwerkstatt bei Krakau auf.

Die Verhafteten wurden eingeliefert und rasch umgebracht.

Dr. 120 [Zygmunt Zakrzewski] gelang es zu überleben, und er wurde schliesslich in ein anderes Lager verlegt.

Von Zeit zu Zeit versuchte die Lagerleitung, Spitzel bei uns einzuschleusen. Ein Volksdeutscher, der sich als Pole ausgab und im Auftrag Grabners herausfinden sollte, ob wir etwas planten, wurde von Kameraden, die Kontakte zur SS hatten, enttarnt, kaum, dass er angekommen war, möglicherweise sogar schon vorher. Ein solcher feiner Herr erhielt von uns einige Tropfen kunstvoll angewandten Crotonöls aus dem Lazarett, was ihm binnen Kurzem so starke Magenschmerzen verursachte, dass er ins Lazarett lief, um sich behandeln zu lassen.

54 In einigen Quellen wird Kazuba als Oberst bezeichnet. In Pileckis Original-Typoskript wird er mit Hauptmann angegeben. (Anm. d. Übers.)

Dort war man auf die Ankunft dieses Herrn bereits vorbereitet (wir hatten seine Nummer notiert), und er bekam abermals Crotonöl verabreicht, als harmloses Medikament getarnt.

Nach einigen Tagen war er dann so schwach, dass er wieder in den Krankenhau zurückmusste, wo er eine angeblich wichtige Injektion erhielt, die ihm nicht geschadet hätte, wäre sie nicht mit einer rostigen Nadel verabreicht worden.

In zwei Fällen hatte die Sache noch ein wenig mehr Reiz.

Der Erste war ein Spitzel, der sich bereits im Krankenhau befand. Sein Röntgenbild zeigte angeblich eine fortgeschrittene Tuberkulose (es war das eines anderen Patienten).

Am nächsten Tag wurde er Klehr auf seiner Runde als TB-Fall gezeigt.

Das reichte; Klehr notierte seine Nummer.

Der Spitzel wusste nichts davon; erst, als er zur Phenolinjektion antreten sollte, wehrte er sich heftig und berief sich auf Grabner.

Klehr wurde blass, verlor die Fassung, schlug ihn ins Gesicht und brachte ihn so schnell wie möglich um, damit nicht andere Ver zweifelte auf denselben Trick verfielen.

Der zweite Fall war fast identisch, betraf aber einen Neuzugang ins Lager, der nicht wusste, was es hiess, in der Schlange bei Klehr anzustehen, und sich auch nicht auf Grabner berief. Er war sehr überrascht, als er die Spritze bekam.

Kurz darauf gab es aber einen ziemlichen Aufruhr, als Grabner, der eine Weile nichts von seinen Spitzeln gehört hatte, herausfand, dass sie bereits als Rauchwolke durch den Schornstein gegangen waren, und dass dazu noch sein eigener Henker, nämlich Klehr, sie umgebracht hatte.

Es gab eine Untersuchung im Lazarett, wieso diese beiden so schnell erledigt worden waren.

Klehr musste danach, bevor er die Häftlinge totspritzen konnte, immer erst die Liste an Grabner schicken, der sorgfältig überprüfte, dass keiner seiner Leute darauf stand.

So wurde es Ostern.

Ich lag immer nach auf Stube 7 in Block 25.

Ich verglich die Häftlingsnummern auf der Stube mit denen zu Weihnachten (wie man es in Auschwitz ständig tat), um zu sehen, wie viele der Kameraden nicht mehr am Leben waren.

Der Typhus wütete schrecklich unter uns. Alle wurden krank, und nur wenige der Älteren hielten durch.

Wer wegen Typhus ins Lazarett ging, kam kaum je zurück.

Aber «unsere» speziell gezüchteten Läuse taten ebenfalls ihre Arbeit; der Typhus brach auch in den SS-Baracken aus, die Epidemie griff um sich.

Die Ärzte hatten Schwierigkeiten mit dem sibirischen Typhus, die Körper der SS-Männer ebenfalls. Die SS erlitt ernsthafte Verluste. Ihre Kranken wurden gewöhnlich nach Katowice (Kattowitz) ins Krankenhaus gebracht, wo die meisten starben.

Im Juni ging ein Transport aus Auschwitz nach Mauthausen ab.

Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] war dabei (obwohl er seine Verlegung hätte vermeiden können), weil er, wie er uns sagte, unterwegs ausbrechen wollte (was nicht funktionierte).

Kadett 15 [Witold Szymkowiak], Kavalleriesergeant 119 [Jan Miksa] und Leutnant 67 [Czeslaw Darkowski] waren ebenfalls dabei.

Vor der Abfahrt schlug Oberst 64 [Kazimierz Rawicz] mir vor, dass ich Oberst 121 [Juliusz Gilewicz] für seinen Posten vorschlagen solle, was ich auch tat.

Oberst 121 [Juliusz Gilewicz] war einverstanden und stiess zu uns. Die Arbeit ging weiter gut voran.

Auch Oberst⁵⁵ 122 [Teofil Dziama] stiess zu uns.

Um diese Zeit wurden Oberst 23 [Aleksander Stawarz] und der ehemalige Parlamentsabgeordnete 70 [Stanislaw Dubois] erschossen.

Nach Fertigstellung der ersten beiden elektrischen Krematorien in Birkenau begann der Bau zweier weiterer.

Die ersten beiden waren jetzt voll in Betrieb.

Und es kamen unaufhörlich neue Transporte.

Einige landeten bei uns im Stammlager und wurden registriert. Jeder Häftling erhielt eine Nummer, die inzwischen über 40'000 lag. Die grosse Mehrzahl der Transporte ging allerdings direkt nach Birkenau in Rajsko, wo die Menschen, ohne erst registriert zu werden, sofort in Rauch und Asche verwandelt wurden.

Damals wurden täglich etwa 1'000 Leichen verbrannt.

Wer waren sie, die da in den Tod geschickt wurden, und warum?

Es waren Juden aus Frankreich, der Tschechoslowakei, den Niederlanden und anderen europäischen Ländern. Sie waren alleine, das heisst, ohne Bewachung,

55 Genauer war er Oberstleutnant. (Anm. d. Übers.)

bis etwa zwölf Kilometer vor Auschwitz gefahren, wo ihre Eisenbahnwaggons umzingelt und auf ein Nebengleis umgeleitet wurden, das nach Birkenau führte.

Warum hatten sie diese Zugfahrt überhaupt angetreten?

Ich konnte mehrmals mit französischen Juden sprechen, einmal auch mit welchen aus einem der seltenen polnischen Transporte. Das waren Juden aus Bialystok und Grodno.

Sie erzählten, es habe in den Dörfern und Städten der deutsch besetzten Länder offizielle Bekanntmachungen gegeben, dass nur Juden, die für das Dritte Reich arbeiteten, am Leben gelassen würden, also wollten sie für das Dritte Reich arbeiten. In ihrem Entschluss bestärkt worden waren sie durch Briefe anderer Juden aus Auschwitz und sicher auch anderer Lager, in denen es hiess, dass sie hier unter guten Bedingungen leben und arbeiten durften.

Man hatte ihnen gestattet, so viel Gepäck mitzunehmen, wie sie selbst tragen konnten.

Also kamen sie mit einem oder zwei Koffern, in denen sie so viel von ihrem materiellen Besitz wie nur möglich mitbrachten, indem sie Immobilien und anderes nicht Transportable verkauften und dafür kleine, wertvolle Dinge wie Diamanten, Gold, Goldmünzen und so weiter erwarben.

Die Güterzüge, die täglich etwa 1'000 Menschen heranbrachten, endeten auf einem Nebengleis in Rajsko.

Die Züge rollten an eine Laderampe und wurden ausgeladen.

Man fragt sich, was die SS-Männer eigentlich dachten.

In den Waggons befanden sich zahlreiche Frauen und Kinder. Die Kinder lagen manchmal noch im Kinderwagen. Sie alle sollten ihr Leben hier gemeinsam beenden.

Man transportierte sie an wie eine Herde Vieh – eine Herde Schlachtvieh!

Zunächst ahnten sie es aber nicht, sondern folgten den Befehlen und stiegen auf die Rampe hinaus.

Um keine unangenehmen Vorfälle zu provozieren, wurden sie zunächst relativ zivil behandelt.

Sie wurden angewiesen, ihre Lebensmittelvorräte auf einen Haufen abzulegen und ihr Gepäck auf einen anderen. Es hiess, das Gepäck würden sie wiederbekommen. Erste Ängste kamen auf: Würde das Gepäck nicht verschwinden? Würden sie es wiederfinden? Würden die Koffer nicht verwechselt werden? Und so weiter.

Man teilte sie in zwei Gruppen. Männer und männliche Jugendliche über

dreizehn bildeten die eine, Frauen und alle Kinder unter dreizehn die anderen. Das geschah unter dem Vorwand, dass sie jetzt duschen würden und man sie, weil sie sich dazu ausziehen mussten, des Schamgefühls wegen trennte.

Auch die Kleidung mussten die Angehörigen beider Gruppen auf grossen Haufen deponieren, die angeblich zur Desinfektion gingen. Jetzt bekamen die Menschen wirklich Angst, dass ihre Kleidung und Unterwäsche durcheinandergeraten würde.

Dann gingen sie zu Hunderten, Frauen und Kinder von den Männern getrennt, in die Gebäude, wo sich angeblich die Duschen befanden. In Wirklichkeit waren es die Gaskammern; die Fenster in den Aussenwänden waren blind, dahinter verbargen sich geschlossene Wände.

Die luftdichten Türen wurden geschlossen, der Massenmord begann.

Von einer Empore aus warf ein SS-Mann mit einer Gasmaske das Giftgas auf die Menschenmenge unter ihm.

Das Gas wurde in zwei Formen eingesetzt: einmal in Flaschen, die zerschlagen wurden, oder in einer Art Presskuchen, die von einem SS-Mann mit Gummihandschuhen aus versiegelten Dosen geholt wurden und sich in Gas auflösten, das die Kammer erfüllte und die Menschen darin rasch umbrachte.

Das Sterben dauerte mehrere Minuten. Sie warteten immer etwa zehn Minuten, bevor sie lüfteten. Auf der der Rampe abgewandten Seite wurden Türen geöffnet, jüdische Arbeitskommandos bargen die noch warmen Leichen auf Schubkarren und Wägelchen und fuhren sie in die nahen Krematorien, wo sie sofort verbrannt wurden.

Inzwischen strömten schon die nächsten mehreren Hundert Menschen in die Gaskammern.

Später wurden diese Schlachthöfe für Menschen noch technisch verbessert, um den Vorgang schneller und effizienter zu machen.

Alles, was diese Menschen zurückgelassen hatten, die Berge von Lebensmitteln, Kleidung, Unterwäsche und Koffern, sollte eigentlich auch verbrannt werden, aber nur eigentlich.

In Wirklichkeit kamen Kleidung und Unterwäsche nach einer Desinfektion in die Bekleidungskammer und die Schuhe in die Gerberei, wo sie zu Paaren sortiert werden mussten.

Die Koffer kamen ebenfalls in die Gerberei, um dort verbrannt zu werden.

Aber die SS-Männer und Kapos suchten sich aus den Haufen in Birkenau

und auf dem Weg in die Gerberei das Beste heraus und meinten, Auschwitz sei ein regelrechtes «Kanada» geworden.⁵⁶ Der Begriff etablierte sich, und bald wurde alles, was die Vergasten zurückliessen, als «Kanada» bezeichnet.

Es gab also ein essbares «Kanada», aus dem verschiedene bis dahin unerhörte Delikatessen ihren Weg ins Lager fanden: Feigen, Datteln, Zitronen, Orangen, Schokolade, holländischer Käse, Butter, Zucker, Kuchen und so weiter.

Theoretisch war der Besitz von Gegenständen aus «Kanada» und erst recht ihre Einfuhr ins Lager verboten.

Am Eingangstor wurden ständig Kontrollen durchgeführt.

Wer mit Gütern aus «Kanada» erwischt wurde, ging in den Bunker und kehrte nur selten zurück.

Allerdings lebte man in Auschwitz, anders als in der Aussenwelt, ja in ständiger Lebensgefahr, und deshalb schien es kein allzu grosses Risiko, sein Leben für eine kleine Freude aufs Spiel zu setzen.

Ein neuer Geisteszustand, in den man hier geriet, verlangte fast nach einem kleinen Vergnügen – mit grossem Risiko verbunden.

Wir versuchten also, alles Essbare, dessen wir habhaft werden konnten, aus dem nahen «Kanada» herauszuschmuggeln.

Auf dem Rückweg von der Arbeit ins Lager durchliefen wir die Kontrollen am Lagertor mit grosser Anspannung.

Es gab noch ein weiteres «Kanada» für Unterwäsche, Bekleidung und Schuhe.

Es dauerte nicht lange, bis man Kapos und SS-Männer sah, die feinstes Tuch trugen, oft aus der französischen Hauptstadt – seidene Hemden, Hosen aus dem gleichen Stoff, oft auch teure Schuhe.

Ausserdem hatten sie auf einmal Seife, gutes Parfüm, Rasierklingen, Rasierpinsel und Damenkosmetik.

Man kann kaum alles aufzählen, was wohlhabende Männer und Frauen mitbrachten, die nach Auschwitz kamen.

Das «Organisieren» aus «Kanada» wurde mit wenigen Ausnahmen zum allgemeinen Ziel aller Häftlinge und für einige regelrecht zur Hauptbeschäftigung.

Die SS-Männer wühlten sich auf der Suche nach Gold, Geld und Diamanten durch Koffer und Brieftaschen.

56 Kanada galt damals als sprichwörtlich reiches Land. (Anm. d. Übers.)

Auschwitz wurde bald zur Quelle eines stetigen Rinnsals von Diamanten und Gold.

Bald begannen die Feldjäger der Wehrmacht, Strassenkontrollen einzurichten. Auch Militärfahrzeuge wurden kontrolliert.

Was das Durchsuchen der persönlichen Habe der Vergasteten anging, hatten die SS-Männer und Kapos allerdings längst nicht so viel Geschick wie die Häftlinge, die gelegentlich Diamanten in Schuhabsätzen, Kofferfuttern oder Handtaschen fanden, sogar in Zahnpasta- und Cremetuben, Schuhcremedosen und an anderen ungewöhnlichen Orten.

Das taten sie natürlich heimlich und nur, wenn die Umstände es ermöglichten.

Auch die SS-Männer machten untereinander ein grosses Geheimnis daraus, denn selbst der Lagerkommandant fuhr zur Erik in die Gerberei hinaus, wo LKW-weise Koffer mit bereits vorsortierten Wertgegenständen angeliefert wurden: Armbanduhren, Parfüm, Geld und so weiter. Deshalb muss er das Verhalten seiner Untergebenen in der SS absichtlich übersehen haben, weil er Angst hatte, selbst angeklagt zu werden.

Häftlinge mit Zugang zu einem der «Kanada»-Magazine wurden schnell zu einer privilegierten Klasse im Lager.

Sie betrieben Tauschhandel mit allen nur denkbaren Wertgegenständen, aber man darf jetzt nicht denken, im Lager sei eine Art Chaos ausgebrochen und der Zustrom an Gold habe zu einer Lockerung der Zustände geführt.

Trotz der engeren Beziehungen zwischen uns und den Wachmannschaften war die gebräuchlichste Strafe immer noch der Tod, und aller Tauschhandel spielte sich im Geheimen und sehr unauffällig ab.

Der Jasmin stand in voller Blüte und duftete wunderbar, als ein guter Kamerad, Oberulan 123 [Stefan Stępieni], erschossen wurde (das heisst, er wurde durch einen Schuss in den Hinterkopf ermordet).

Ich sehe immer noch einen tapferen Mann mit fröhlichem Gesichtsausdruck vor mir.

Kurz darauf wurde einer meiner besten Freunde, ein tapferer Offizier der 13. Ulanen, Oberleutnant 29 [Włodzimierz Makaliński], auf dieselbe Weise getötet.

Er hinterliess mir die Information, wo sich die seit 1939 versteckten Fahnen des 4. und 13. Ulanen-Regiments befanden.

Ich schicke über Kadett 112 [Stanislaw Jaster], dem gemeinsam mit drei Freunden eine spektakuläre Flucht aus dem Lager gelungen ist, einen weiteren Bericht nach Warschau.

Vor einigen Jahren habe ich im Kino den Film *10 z Pawiaka [Zehn aus dem Pawiak-Gefangnis]* gesehen.

Ich könnte mir vorstellen, dass dieser tollkühne Ausbruch aus Auschwitz in der Limousine des Lagerkommandanten, mit SS-Uniformen verkleidet, zumal vor dem Hintergrund dieser Hölle, ebenfalls ein guter Filmstoff wäre.

Die Hauptwache stand stramm und präsentierte das Gewehr.

Lagerführer Aumeier [Hans Aumeier], der gerade zu Pferd aus Buna zum Abendappell zurückeilte, begegnete dem Fluchtwagen unterwegs. Er salutierte pflichtgemäss und bemerkte überrascht, dass der Fahrer auf einen gesperrten Bahnübergang zusteuerte.

Dann setzte der Wagen zurück und fuhr zum nächsten Bahnübergang.

Aumeier führte das Versehen auf zu viel Wodka und die Dummheit des Fahrers zurück.

Die Ausbrecher behielten die Nerven und kamen davon.

Der Lagerführer kam rechtzeitig zum Abendappell nach Auschwitz zurück; alle Häftlinge waren bereits blockweise in Reih und Glied angetreten.

Jetzt wurde es lustig!

Der Lagerführer wurde informiert, dass vier Häftlinge fehlten – und der Wagen des Kommandanten.

Die Szene spielte sich in der Blockführerstube ab, dem Wachlokal der SS.

Aumeier tobte und riss sich an den Haaren. Er brüllte, er sei ihnen doch sogar noch begegnet.

Verzweifelt schleuderte er seine Mütze zu Boden und... begann plötzlich zu lachen.

Es gab weder Vergeltungsmassnahmen noch Erschiessungen oder lange Strafappelle wegen dieses Ausbruchs, wie es seit Februar '42 angeordnet war.

Fussballspiele, wie sie '41 auf dem Appellplatz stattgefunden hatten, waren '42 wegen der Neubauten nicht mehr möglich.

Der einzige Sport, in dem deutsche Kapos gegen polnische Häftlinge antraten, war das Boxen.

Genau wie beim Fussball gelang es auch beim Boxen den Polen regelmässig,

und zwar trotz der unterschiedlichen Ernährung und Arbeitsbelastung, die Deutschen zu schlagen.

Ein Boxkampf war eine einmalige Gelegenheit, einem Kapo ungestraft ins Gesicht zu schlagen. Die polnischen Häftlinge taten es mit grösster Befriedigung und unter Jubelrufen der Zuschauer.

Wir hatten einige ziemlich gute Boxer unter uns. Von meiner Arbeit für die Organisation her wusste ich nur von 21 [Tadeusz Pietrzykowski], der seine Kämpfe immer gewann und dabei vielen Schlägertypen eine Abreibung verpasste.

Häftlinge, die bei einem Ausbruchversuch gefasst wurden, liess die Lagerleitung öffentlich und demonstrativ aufhängen.

Dabei war das schon eine Verbesserung – wenigstens wurden sie jetzt nicht mehr mit Knüppeln erschlagen oder bekamen eine Holzlatte in die Eingeweide gerammt.

Das Opfer kam zunächst in den Bunker und wurde dann beim Abendappell an einem fahrbaren Galgengestell, das vor der Küche stand, aufgehängt; die auf dem Appellplatz angetretenen Häftlinge mussten zuschauen.

Aufhängen mussten ihn Häftlinge, die als Nächstes selbst an die Reihe kamen, wiederum von den nachfolgenden zum Tode Verurteilten gehängt zu werden.

Das geschah, um die Grausamkeit der Bestrafung zu steigern.

Einmal wurde während des Hängens ein Befehl verlesen, in dem der Lagerkommandant die Insassen feierlich informierte, dass man wegen guter Führung und hoher Arbeitsleistung sogar aus dem Lager entlassen werden könne. Die Häftlinge sollten daher von törichten Fluchtversuchen absehen, die, wie wir selbst sahen, nur zu einem elenden Tod am Galgen führten.

Irgendwie wirkte diese Bekanntmachung nicht sehr glaubwürdig. Niemand glaubte an eine Entlassung. Unsere Augen hatten zu viele Morde gesehen, als dass man ihre Besitzer noch hätte frei herumlaufen lassen können.

Und es war natürlich ungeheuer deutsch, die Bekanntmachung in einem solchen Moment zu verlesen.

Die Einführung neuer humaner Mordmethoden – ein Zeugnis für die hohe Kulturstufe unserer Peiniger – führte schliesslich dazu, dass Patienten aus dem Lazarett ganz offen in die Gaskammern geschickt wurden.

Als einige Tage in Folge so viele Patienten aufgenommen worden waren, dass einfach kein Platz im Lazarett mehr war und die Häftlinge schon zu dritt in ei-

nem Bett lagen, sogar Klehr seiner Injektionen müde wurde und das Lazarett immer noch überfüllt war, wurden die Kranken auf LKWs zu den Gaskammern nach Birkenau hinübergefahren.

Anfangs geschah es noch heimlich und sozusagen verschämt. Man transportierte die Häftlinge nachts, spätabends oder frühmorgens ab, damit es möglichst niemand mitbekam.

Allmählich wusste aber sowieso das ganze Lager davon, und die Lagerleitung versteckte die «reisenden Kranken» nicht mehr, sondern fuhr sie am helllichten Tag zu den Gaskammern.

Manchmal geschah es während des Appells, wenn verstärkte Wachmannschaften auf den Türmen mit angelegten Gewehren kalt auf uns hinunterstarrten.

Mehr als ein Häftling, der ins Gas gefahren wurde und einen Freund unter den Angetretenen erkannte, rief ihm zu:

«Mach's gut, Jas! Pass auf dich auf!» Er schwenkte die Mütze oder winkte und fuhr «guten Mutes» weiter.

Alle im Lager wussten, wohin diese Menschen unterwegs waren. Warum war dieser Häftling so unbekümmert?

Wahrscheinlich, weil er schon so viel gesehen und erlitten hatte, dass er sich ausrechnete, nach dem Tod könne es nicht mehr schlimmer werden.

Eines Tages kam 41 [Stanislaw Stawiszyriski] aufgeregt auf mich zugelaufen und sagte, er habe Oberst 62 [Jan Karcz] unter denjenigen erkannt, die aus Birkenau herübergefahren wurden, um hier erschossen zu werden.

Diese Information bestätigte sich später. Oberst 62 [Jan Karcz], ein tapferer Offizier, verlor sein Leben.

Ich habe diese mehrere Dutzend Seiten mit meinen Schilderungen aus Auschwitz einigen Freunden zu lesen gegeben.

Sie meinten, ich wiederhole mich an mehreren Stellen. Das ist durchaus möglich – teilweise, weil ich keine Zeit hatte, den Text noch einmal durchzugehen, aber auch, weil diese grosse «Mühle», in der Menschen zu Staub zermahlen wurden – man könnte auch von einer «Dampfwalze» sprechen, die menschliche Wesen zerquetschte –, sich immer um dieselbe Achse drehte, um Vernichtung.

Aber Bruchstücke von Einzelszenen aus dem Lager, täglich wiederholt – über 300 Mal im Jahr –, immer ein wenig anders, sporadisch oder regelmässig, zeigten immer dieselbe Seite der Dampfwalze in all ihren Einzelheiten ... und wenn man

dem nahezu 1'000 Tage lang zusah ... nun, kann man dann nicht verlangen, dass Menschen, die bequem in der Aussenwelt gelebt haben, die geringe Anstrengung machen, sich durch diese Seiten hindurchzuarbeiten und sich einige Male dasselbe Bild anzuschauen? Besonders, wenn es doch von der anderen Seite her beleuchtet wird!

Vielleicht ist es angebracht zu erwarten, dass die Leser sich, wenigstens in Gedanken, uns kurz zugesellen. Das ist zum wirklichen Erleben ein Unterschied wie der zwischen 2 und 1'000, denn wir mussten tausendmal zusehen und konnten uns nicht langweilen.

Es war keine Zeit für englischen «Spleen».

Und ich möchte mich noch einmal wiederholen, wenn ich schildere, wie schwer man den Anblick der Frauen ertrug, die sich, von der Arbeit ausgezehrt, in ihren Marschkolonnen durch den Schlamm schleppten.

Ihre Gesichter waren grau geworden ... die Kleidung verschmutzt... Sie bewegten sich mühsam vorwärts und trugen die schwachen «Muselmänner» zwischen sich.

Einige haben immer noch genug innere Kraft, um ihren eigenen Körper und den ihrer Mitgefangenen aufrechtzuhalten.

Es gibt immer noch Augen, die mutig umherschauen und den Marschtritt einzuhalten versuchen.

Ich weiss nicht, ob der Anblick jener Frauen schwerer zu ertragen war, wenn sie am Abend erschöpft ins Lager zurückkehrten, oder wenn sie am Morgen, den ganzen Arbeitstag noch vor sich, auf die Felder getrieben wurden. Angeblich waren sie dann ja ausgeruht, aber schon morgens mussten die Schwächeren von den anderen gestützt werden.

Man sah Gesichter und Figuren, die auf die harte Feldarbeit nicht eingestellt und dafür auch ganz ungeeignet waren.

Aber selbst unsere Mädels vom Lande, die doch harte Arbeit gewohnt sein sollten, waren genauso entkräftet wie die «Damen».

Sie alle mussten mehrere Kilometer zu Fuss zur Arbeit marschieren, und das bei jedem Wetter.

Während die Frauen sich durch den Schlamm kämpften, trieben die «Helden» der Wachmannschaft, die neben ihnen her ritten, sie mit Hunden an wie Cowboys eine Viehherde. Sie brüllten herum und rauchten dabei.

Inzwischen herrschte im Lager babylonische Sprachverwirrung. Ausser den Polen, Deutschen, Bolschewisten und Tschechen kamen jetzt noch einige Bel-

gier, Jugoslawen, Bulgaren und auch Franzosen und Niederländer dazu, auch Norweger und schliesslich sogar Griechen.

Ich weiss noch, dass die Häftlingsnummern der Franzosen über 45'000 lagen.

Die Franzosen starben am schnellsten. Sie konnten weder arbeiten noch Freundschaft schliessen. Verweichlicht, kränklich und gefährlich stur.

Die SS-Männer holten sich aus den frisch eingetroffenen Judentransporten, die zu Hunderten auf ihre «Dusche» in der Gaskammer warteten, junge Mädchen heraus und retteten sie vor dem Tod.

Sie bewunderten offenbar die Schönheit der nackten Körper und suchten sich jeden Tag einige der Schönsten aus.

Wenn so ein Mädchen nach einigen Tagen immer noch am Leben war, indem es mit seiner Schönheit oder einer anderen Fähigkeit dafür bezahlte, schaffte sie es manchmal auf einen Posten in der Schreibstube, im Lazarett oder in einem anderen Büro der Lagerverwaltung.

Diese Posten waren allerdings selten, und schöne Mädchen gab es viele.

Auch einige junge Männer holten die SS-Leute sich aus den Hundertergruppen der Juden heraus, die ins Gas gingen.

Diese Männer wurden normal als Häftlinge registriert. Sie wurden in unsere Blocks und auf verschiedene Arbeitskommandos verteilt.

Es war eine weitere Methode zur «Endlösung der Judenfrage».

Wie ich bereits erwähnt habe, hatten die Juden, die eine Zeit lang auf gute Arbeitsplätze unter Dach und im Warmen versetzt worden waren, Briefe nach Hause geschrieben, dass es ihnen hier gutgehe. Diese Briefe hatten sie gemeinsam mit uns zweimal monatlich an Sonntagen geschrieben.

Jetzt tauchten in den Blocks, in denen Juden untergebracht waren, von Zeit zu Zeit SS-Männer auf, gewöhnlich an Wochentagen. (Wir anderen schrieben unsere Briefe weiter sonntags.) Sie kamen immer am Abend, trieben alle Juden des betreffenden Blocks zusammen und setzten sie an einen Tisch.

Dann gaben sie Standardbriefvordrucke des Lagers aus und befahlen den Juden, an Familienangehörige und Verwandte zu schreiben. Wer keine hatte, musste an Bekannte schreiben.

Die SS-Männer schauten ihnen über die Schulter, bis sie fertig waren.

Dann sammelten sie die Briefe ein und verschickten sie nach ganz Europa.

Wer von diesen unglücklichen Juden hätte auch nur daran zu denken gewagt zu schreiben, wie es ihm hier wirklich erging? Alle schrieben, es gehe ihnen gut...

Als die Juden im Lager so ihre Aufgabe erfüllt hatten, den anderen unglückli-

chen Juden in Europa etwas vorzuspiegeln, wurden sie zu einer «nutzlosen Bürde für das Lager» und wurden so schnell wie möglich umgebracht, indem man sie zu harter Zwangsarbeit nach Birkenau und manchmal auch direkt in die Strafkompagnie versetzte.

In der Strafkompagnie lief alles wie immer – man überlebte dort nicht lange.

Es gab dort einen Juden, der allgemein als der «Würger» bekannt war.⁵⁷ Er hatte die Vorgabe, täglich mindestens ein Dutzend Juden umzubringen. Die genaue Zahl hing von der jeweiligen Mannschaftsstärke der Strafkompagnie ab.

Jeden Tag wartete ein grauenhafter Tod auf die Juden, die ihr Mitjude, ein kräftig gebauter Mann, umzubringen beschlossen hatte.

Ungefähr alle halbe Stunde, je nachdem, wie viele er noch auf seiner Liste hatte, befahl der «Würger» einem Häftling, sich auf den Rücken zu legen (wenn jemand sich weigerte, warf er ihn schnell und effizient zu Boden); dann legte er ihm den Stiel eines Spatens quer über den Hals und sprang mit seinem ganzen Gewicht darauf. Der Spatenstiel drückte dem Opfer dabei den Kehlkopf ein. Der «Würger» wippte dann noch auf dem Stiel hin und her, bis das Opfer erstickt war.

Der arme Jude unter dem Spaten würgte, strampelte und starb. Manchmal versicherte der Mörder ihm vorher noch, er solle keine Angst haben, es sei ein schneller Tod.

Der «Würger» und seine ihm zugewiesenen Opfer galten innerhalb der Strafkompagnie als eine Art autonomes Unterkommando des Todes.

Die ganze Strafkompagnie, die mehrheitlich aus Polen bestand, lebte und starb getrennt von uns – derselbe Tod auf eine andere Weise.

In jenem Sommer wurde plötzlich eine grosse Zahl Häftlinge auf einmal in die Strafkompagnie gesteckt.

Die Anweisung dazu stammte von der Politischen Abteilung, die nach Durchsicht ihrer Akten zu der Ansicht gekommen war, dass die Anschuldigungen gegen diese Häftlinge wegen Straftaten «in der Aussenwelt» als bewiesen gelten konnten.

Von meinen Freunden und Mitgliedern der Organisation im Lager wurden folgende zur Strafkompagnie nach Rajsko verlegt: Zugführer Sergeant (OA) (Offiziersanwärter) 26 [Stanislaw Maringe], Oberleutnant 27 [Jerzy Poraziriski],

⁵⁷ Sein Name war Izak Gaska. (Anm. d. Übers.)

Hauptmann 124 Senior [Tadeusz Chroscicki] und 125 Junior [Tadeusz Lucjan Chroscicki].

Einige Zeit danach erhielt ich eine Karte, die zu senden ziemlich wagemutig war, von Oberleutnant 27 [Jerzy Poraziriski]. Sie kam tatsächlich bis zu mir durch. Er schrieb darin: «Ich teile dir mit, dass wir, weil wir sonst bald nur noch Rauchwolken sind, morgen während der Arbeit unser Glück versuchen wollen... Wir haben kaum eine Chance... Bitte sag meiner Familie Lebewohl von mir, und wenn es möglich ist und du dann noch lebst, erzähle ihnen, dass ich, wenn ich sterbe, bis zuletzt gekämpft habe ...»

Am nächsten Abend hörten wir, dass die Häftlinge der Strafkompagnie in Rajsko kurz zuvor, beim Feierabendsignal, einen gemeinsamen Ausbruchversuch unternommen hatten.

Vielleicht war er schlecht geplant gewesen oder verraten worden, ohne dass man noch rechtzeitig alle hätte warnen können; vielleicht waren die Umstände auch einfach zu widrig gewesen. Jedenfalls tötete die SS fast alle Häftlinge, etwa 70 insgesamt. Die deutschen Kapos waren eine grosse Hilfe beim Einfangen und Umbringen der Ausbrecher.

Ein paar sollen sie immerhin verschont haben.

Ausserdem hiess es, dass insgesamt einem Dutzend die Flucht gelungen sei. Einige sollen die Weichsel durchschwommen haben. Allerdings waren die Nachrichten sehr widersprüchlich. Drei Jahre später erfuhr ich immerhin von Romek G., dass 125 [Tadeusz Lucjan Chroscicki] (der Sohn meines Warschauer Kameraden), der zu dieser Gruppe gehört hatte, damals tatsächlich lebend entkommen war.

So, wie es in unseren Blocks eine Läuseplage gegeben hatte, waren die Frauen in ihren Blocks von massenhaft auftretenden Flöhen überrannt worden.

Wir konnten uns nicht erklären, woher sie gekommen waren und warum diese Insekten so genau auf das Geschlecht ihrer Opfer achteten. Später stellte sich heraus, dass einige Arbeitskommandos aus dem Frauenlager in flohbefallenen Gebäuden gearbeitet und die Parasiten von dort eingeschleppt hatten.

Die Flöhe fanden gute Lebensbedingungen vor, richteten sich ein und vertrieben die weissen Vorbewohner.

Kurz darauf wurden die Frauen aus unserem Lager, dem Stammlager, nach Rajsko-Birkenau verlegt, wo sie unter schrecklichen Lebensbedingungen in hölzernen Hütten vegetierten und bald starben.

In diesen Blocks gab es weder fließendes Wasser noch Toiletten.

Einige Frauen mussten auf dem nackten Boden schlafen, denn die Hütten waren ohne Fussboden direkt auf der Erde errichtet worden.

Sie wateten bis zu den Knöcheln im Schlamm, denn es gab weder Abwasserleitungen noch befestigte Wege.

Am Morgen standen sie, in Hundertschaften angetreten, einfach auf dem Appellplatz herum, denn zur Arbeit hatten sie keine Kraft mehr. Diese ausgezehnten Leidensgestalten hatten keine Ähnlichkeit mehr mit Frauen.

Bald profitierten auch sie von der «Gnade» der Lagerleitung und wurden zu Hunderten ins Gas geschickt.

Über 2'000 Elende, die einmal Frauen gewesen waren, wurden vergast. In den Blocks, die sie bewohnt hatten, blieb eine riesige Menge Flöhe übrig.

Die Schreiner, die in diese Blocks geschickt wurden, um die Türen und Fenster zu reparieren, bevor sie mit männlichen Arbeitskommandos belegt wurden, erzählten, wie schlimm die Arbeit in diesem Königreich der «Braunen» sei, die in ganzen Schwärmen durch die leeren Blocks sprangen.

Sie waren ausgehungert und stürzten sich auf die Schreiner – winzige Punkte, die einer nach dem anderen zubissen.

Nichts half dagegen, auch nicht, dass man sich die Hosenbeine und Ärmel um die Knöchel zuband. Schliesslich zogen die Schreiner sich vor dem Betreten der Blocks aus, deponierten die Kleidung an einem flohfreien Ort und arbeiteten nackt, wobei sie versuchten, die Parasiten abzuwehren wie Tiere auf der Weide.

Die Flöhe sprangen immer vom Boden hoch. Wenn man sie im Sonnenlicht betrachtete, glichen ihre Schwärme kleinen Springbrunnen.

In unserem Lager hatten wir inzwischen Toiletten und schöne Badezimmer. Abwasserleitungen und fließendes Frischwasser waren jetzt die Norm. In drei Blocks waren im Keller Wasserpumpen aufgestellt worden, die das ganze Lager versorgten.

Den Einbau dieser Verbesserungen hatten viele Häftlinge mit ihrem Leben bezahlt.

Die Zugänge, die jetzt ankamen, fanden also ganz andere Zustände vor als die, mit denen wir konfrontiert worden waren. Uns hatte schon der Mangel an Waschgelegenheiten und selbst der Gelegenheit, in Ruhe auf die Toilette zu gehen, umgebracht.

Jetzt war jemand für die Sauberkeit der Waschräume verantwortlich – ein

allgemein beneideter Posten. Dieser Funktionshäftling sass im Waschraum, verzehrte dort seine Suppe, bekam immer Nachschlag und machte sich nicht das Geringste aus seinem ungewöhnlichen Esszimmer. Er ass in aller Ruhe weiter, während er die Häftlinge anschrie, ihr Geschäft in diesem schönen Waschraum gefälligst schneller zu erledigen.

Die Frauen, die aus solchen vergleichsweise komfortablen Blocks, wie wir sie '42 hatten, in die primitiven Hütten von Rajsko verlegt wurden, litten umso mehr darunter.

Nachdem die Frauen weggebracht worden waren, blieb der hohe Zaun, der im Frühling errichtet worden war, um die Geschlechter voneinander zu trennen, noch stehen, bis das ganze Lager entlaust worden war.

Es gelang den Flöhen allerdings auf irgendeine Weise, diesen Zaun zu überwinden. Nicht allen, wahrscheinlich nur den Wagemutigsten unter ihnen, und nachdem sie es geschafft hatten, stürzten sie sich auf unser Lager, wo sie mehr als genug Nahrung vorfanden.

In der Löffelschnitzerei wurde es inzwischen langsam Zeit, sich eine andere Arbeit zu suchen, denn wir hatten jetzt mehrere Tausend Löffel produziert, und es war nur zu wahrscheinlich, dass unser Arbeitskommando aufgelöst würde.

Dank des Einflusses meiner Freunde 1J1 [Name nicht feststellbar], 19 [Tadeusz Slowiaczek] und 52 [Tadeusz Myszkowski] fand ich einen Platz in der Schreinerei, und zwar bei der Elite (ehemals unter Konrads Leitung).

Zu Anfang arbeitete ich mit 111 [Name nicht feststellbar] zusammen, der Schreinermeister war, aber als dieser und dann auch 127 [Name nicht feststellbar] an Typhus erkrankte, war ich alleine unter lauter ausgebildeten Schreineren in der Werkstatt, musste mich als gelernten Handwerker ausgeben und war für die Qualität der Arbeit verantwortlich, die ich ablieferte.

Es gab jetzt einen neuen Kapo, der nach dem Tod des Idioten Hulajnoga [«Tretroller»] das Schreinerkommando (in der Gerberei) übernommen hatte.

Ich war in einer schwierigen Lage. Man gab mir die Planzeichnungen für Möbelstücke, die ich anfertigen sollte, und das Holz, und dann war ich auf mich alleine gestellt.

Obwohl ich es nur zwölf Tage lang durchhalten musste, gebe ich zu, dass ich danach geistig ziemlich erschöpft war.

Ich durfte keinen Pfusch abliefern, aber ich war eben kein gelernter Schreiner. Immerhin baute ich einen zusammenlegbaren Schrank, und obwohl ein guter Schreiner, 92 [Waclaw Weszke], in meine Werkstatt kam, um ihn fertigzustellen,

gelang es mir diese zwölfTage lang, erfolgreich einen Schreinermeister zu spielen, denn der Kapo war zwar pingelig, aber eigentlich ziemlich dämlich.

Inzwischen war ich zwar kein Neuling mehr im Schreinerhandwerk (den Rest musste die Improvisation hergeben), aber ich war doch sehr froh, als 92 [Waclaw Weszke] in meine Werkstatt kam, die er sich absichtlich ausgesucht hatte.

Danach hatte ich mehr Zeit, um das «Netzwerk» dort auszubauen, die Arbeit unserer Organisation zu koordinieren und mich mit Kameraden zu besprechen, entweder in der Gerberei selbst oder im Holzlager, wo ich mich unter dem Vorwand aufhielt, Bretter auszusuchen. Ich konferierte mit 50 [Jan Melcarek «Wernyhora»] und 106 [Name nicht feststellbar] auf einem Haufen Strohmattentzen, der bis an die Decke reichte. Durch Spalten im Dach hatten wir einen ausgezeichneten Blick und konnten die Bewegungen Eriks oder des Kommandanten immer im Auge behalten.

Der Typhus hielt weiter seine grauenvolle Ernte, und auch die SS-Baracken mussten jetzt entlaust werden.

In jedem Block gab es Kranke.

Aus unserer Stube (Nr. 7 in Block 25) ging täglich irgendjemand mit Typhus-symptomen ins Lazarett.

Wir hatten inzwischen jeweils zu zweit eine Pritsche.

Der Erste von uns, der sich ansteckte, war Kadett 94 [Name nicht feststellbar], gefolgt von Korporal 91 [Stanislaw Polkowski], 71 [Jan Mosdorf], danach 73 [Piotr Kownacki], 95 [Name nicht feststellbar], dann 111 [Name nicht feststellbar], mit dem ich mir eine Pritsche teilte, 93 [Name nicht feststellbar] – (die weitere Reihenfolge, wer wann ins Lazarett musste, bekomme ich nicht mehr zusammen). So ziemlich alle wurden nacheinander krank.

Viele der Kranken kamen nicht mehr zurück und traten auf Karren voller Leichen ihre letzte Fahrt ins Krematorium an.

Täglich sah man einige bekannte Gesichter unter den Leichen der Häftlinge, die wie Feuerholz auf den Karren gestapelt wurden.

Ich blieb fürs Erste verschont.

Dr. 2 [Wladyslaw Dering] schlug mir vor, mich gegen Typhus impfen zu lassen; er hatte den Impfstoff (heimlich) «von draussen» besorgt. Ich musste mir das aber gut überlegen, denn da ich wahrscheinlich bereits von typhusinfizierten Läusen gebissen worden war (weil ich eine Pritsche mit 111 [Name nicht feststellbar] geteilt hatte, der inzwischen erkrankt war, und die Inkubationszeit von der Infektion bis zum Einsetzen des Fiebers gewöhnlich etwa zwei Wochen betrug),

war ich womöglich bereits infiziert. Dann aber durfte der Impfstoff nicht mehr verabreicht werden, weil er dann tödlich wirken konnte.

Ich entschied mich schliesslich aber doch für die Impfung und vertraute darauf, dass ich noch nicht infiziert war.

Von uns etwa 30 Kameraden, die bei den Appellen zu Anfang unseres Blocks standen, blieben vielleicht 7 oder 8. Der Rest war an Typhus gestorben.

Von den Mitgliedern der Organisation starben folgende: der tapfere Wernyhora 50 [Jan Mielcarek], 53 [Jozef Chramiec], 54 [Stefan Gaik], 58 [Andrzej Mardula], 71 [Jan Mosdorf], 73 [Piotr Kownacki], 91 [Stanislaw Polkowski], 94 [Name nicht feststellbar], 126 [Tadeusz Czechowski] und mein Freund 30 [Eugeniusz Trieb-ling], den ich sehr vermisste.

Eigentlich darf ich gar nicht schreiben, dass ich ihn sehr vermisste. Ich vermisste sie ja alle sehr.

Ich hatte intensiv versucht, Hauptmann 30 [Eugeniusz Trieb-ling] zu retten. Er war immer guter Dinge, hielt die Menschen mit seinem Sinn für Humor und seiner Schüssel mit «Nachschlag» bei Laune; er kümmerte sich beständig um mehrere Mitgefangene, die dadurch überlebten.

Vor dem Typhusausbruch zog er sich plötzlich eine Blutvergiftung zu, die er überlebte: Dr. 2 [Wladyslaw Deting] führte eine Notoperation an seinem Arm durch und beseitigte die Gefahr.

Nur eine Woche später hatte er Typhus, ging in Block 28 und lud gastfreundlich alle seine Freunde ein, ihm dort beim Verspeisen von Delikatessen aus «Kanada» Gesellschaft zu leisten. Er rief laut: «Gott hat's gegeben, gute Menschen habens gebracht, also esst gefälligst auf.»

Er hatte hohes Fieber und redete ununterbrochen. Mit Galgenhumor verkündete er, er müsse unbedingt überleben, er werde aus Auschwitz herauskommen, und sei es mit dem Kopf unter dem Arm, denn er habe in Hamburg Furchtbares durchgemacht und müsse seine Jasia wiedersehen. Dann bekam er eine Hirnhautentzündung.

Er wurde nach Block 20 verlegt, wo man eine Rückenmarkpunktion durchführte. Er wurde gut versorgt, aber es war zu spät.

Er kam tatsächlich aus Auschwitz heraus, aber nur als Rauch aus dem Schornstein.

Er hat mir eine Botschaft hinterlassen: «Isjago». Falls irgendjemand weiss, was es bedeutet, setze er sich bitte mit mir in Verbindung.

In diesem Sommer ('42) erlitten wir also grosse Verluste, aber es gab auch Zugewinne.

Neue Kameraden traten jetzt unserer Organisation bei, obwohl sie teilweise schon lange im Lager sass: 128 [Name nicht feststellbar], 129 [Leon Kukielka], 130 [Name nicht feststellbar], 131 [Name nicht feststellbar], 132 [Name nicht feststellbar], 133 [Name nicht feststellbar], 134 [Name nicht feststellbar], 135 [Name nicht feststellbar], 136 [Name nicht feststellbar], 137 [Name nicht feststellbar], 138 [Name nicht feststellbar], 139 [Name nicht feststellbar], 140 [Name nicht feststellbar], 141 [Name nicht feststellbar], 141 [Name nicht feststellbar], 142 [Name nicht feststellbar], 143 [Name nicht feststellbar] und 144 [Name nicht feststellbar].

Ich hatte bereits seit mehreren Wochen Arbeit in einem Block und kam gar nicht mehr in die Schreinerei. Ich nutzte die Freundlichkeit des Blockältesten 80 [Alfred Wlodarczyk], der mir schon oft geholfen hatte, mir gegenüber so gut wie möglich aus.

Er gab mir «kreative» Arbeit im Block zu tun und rechtfertigte es damit, dass der offizielle Belegungsplan des Blocks korrekt gemalt werden müsse.

Ich malte Szenen aus dem Lagerleben: «Ein Nachschlag Suppe» und «Abendliche Fussinspektion mit Prügelstrafe auf dem ‚Bock‘».

Aus Buntpapier fertigte ich eine Art Scherenschnitt oder Collage.

Das gelang ganz gut; selbst Palitzsch, der einen Monat später, als ich bereits gegangen war, den Block besuchte und die Vernichtung aller Bilder anordnete, wobei er das Glas und selbst die Rahmen zerschlagen liess, verschonte meinen Scherenschnitt und behielt ihn für sich.

Im Lager begann eine neue Entlausungsaktion.

Eines Tages, irgendwann zwischen dem 20. und 25. August '42, war ich, wie in letzter Zeit immer, nicht zur Arbeit gegangen, sondern sass im Block und malte. Plötzlich sah ich LKWs voller SS-Männer ins Lager fahren und vor dem Typhusblock halten (Block 20 nach der neuen Nummerierung).

Die SS-Männer umstellten den Block.

Ich muss zugeben, dass bei diesem Anblick mein Blut zuerst gefror und dann ins Kochen geriet. Ich stellte mir einen anderen Grund für die SS-Aktion vor. Aber was ich gleich darauf zu sehen bekam, war schlimm genug.

Die Kranken wurden herausgeholt und auf die Lastwagen verladen.

Die Bewusstlosen und die bereits wieder Genesenen, die vor einem Monat

krank gewesen waren, aber noch in Quarantäne bleiben mussten – alle wurden verladen und in mehreren Fuhren in die Gaskammern gebracht.

Alle Insassen von Block 20 wurden weggebracht, selbst die bereits wieder Gesunden, die nur noch einige Tage ruhen sollten; einzige Ausnahme waren die Pfleger, die inzwischen an ihrer Uniform erkennbar waren, denn seit einigen Monaten trug das Sanitätspersonal weisses Leinenzeug mit einem roten Streifen auf dem Rücken und am Hosenbein, das es deutlich von den Häftlingen unterschied.

Dr. 2 [Wladyslaw Dering] rettete eine ganze Anzahl Polen, indem er sie, immer einige wenige auf einmal, in diese Pflegertracht steckte und sie bei der Inspektion der SS als Personal des Lazarett vorstellte.

Schliesslich wies man ihn darauf hin, dass es doch verdächtig viele Pfleger gebe. Aber weil zum Schluss die echten Pfleger gingen, die die SS-Leute kannten, kamen die gefälschten irgendwie mit durch.

Ich sah einen SS-Mann, der die kleinsten Patienten auf die LKWs warf. Ein Kind von höchstens acht Jahren bat den SS-Mann um Schonung und kniete vor ihm nieder. Der SS-Mann trat es in den Magen und warf es wie einen Welpen auf den Wagen.

Sie wurden alle noch am selben Tag in den Gaskammern von Rajsko umgebracht.

Dann arbeiteten die Krematorien zwei Tage lang auf Hochtouren, weil ständig neue Fuhren von Häftlingen aus dem Lager gebracht wurden.

Mit Block 20 war die Aktion nicht vorbei. Als Nächstes kam Block 28 an die Reihe, ausserdem eine wegen der Epidemie errichtete Behelfshütte zwischen Block 27 und 28. Dann wurden einzelne Häftlinge aus den Kommandos herausgeholt.

Eine Inspektionskommission der SS ging herum, hielt nach Häftlingen in den Quartieren der einzelnen Kommandos Ausschau, die geschwollene Füsse oder ein sonstiges Symptom hatten, das auf körperliche Schwäche deutete, und liess sie in die Gaskammern schaffen.

Danach nahmen sie sich den Schonungsblock und sämtliche Muselmänner des Lagers vor. Von denen gab es jetzt weniger, weil wir ja «Kanada» hatten.

Die Muselmänner, die noch angetroffen wurden, kamen zur «Entlausung» in die Gaskammern, von dort ins Krematorium und dann als Rauchwolke aus dem Schornstein.

Dafür bürgerte sich im Lager der Ausdruck «Entlebung» ein.

Die Haufen von Kleidung und Unterwäsche, die von den Transporten aus der Aussenwelt übrig geblieben waren, wurden ebenfalls in Gaskammern gebracht und dort zur Desinfektion aufgehängt, also mit anderen Worten für eine echte Entlausung. So kam es, dass jeder Gaseinsatz, ob an Gegenständen oder Häftlingen, schliesslich «Entlausung» hiess.

Einige Tage später, am 30. August, hatte ich plötzlich Fieber, Gelenkschmerzen und druckempfindliche Waden – mit anderen Worten, fast alle Typhussymptome. Mir fehlten nur noch die Kopfschmerzen. Nun habe ich in meinem Leben noch nie Kopfschmerzen gehabt und weiss gar nicht, was es für ein Gefühl ist. Wahrscheinlich habe ich es von meinem Vater geerbt, der immer erstaunt bemerkte, ein Kopf, der wehtue, müsse aber ziemlich dumm sein.

Weil meine Freunde und die Ärzte aber darauf bestanden, dass ohne Kopfschmerz nun mal kein Typhus zu haben sei, wartete ich noch einige Tage ab.

Ich war froh, dass mir Blockältester 80 [Alfred Wlodarczyk] weiter die Gelegenheit gab, in seinem Block zu bleiben, sodass ich nicht zur Arbeit musste.

Ich hatte über 39 Grad Fieber und konnte mich bei den Appellen kaum aufrecht halten.

In den Krankenbau wollte ich allerdings nicht, denn man konnte ja nicht wissen, ob die SS wieder mit ihren Lastwagen kommen und alle Patienten in die Gaskammern abtransportieren würde. Das Risiko war umso grösser, als der Lazarettaufenthalt wegen der anschliessenden Zwangsquarantäne mindestens zwei Monate dauerte.

Das war meine zweite ernsthafte Erkrankung in Auschwitz.

Ich hatte während meiner Lagerhaft bereits mehrmals Fieber gehabt, verschlimmert durch eine Erkältung; draussen hätte sich daraus vielleicht eine Grippe entwickelt, aber hier schaffte ich es mit Willenskraft oder aus nervöser Anspannung, die Krankheit niederzukämpfen, indem ich zur Arbeit ging.

Jetzt aber spürte ich von Tag zu Tag mehr, besonders abends, dass ich über diese Erkrankung nicht «hinwegkam» und bald nicht einmal mehr aus eigener Kraft laufen können würde.

Ich weiss nicht, wie es geendet hätte, wenn mir nicht wie beim ersten Mal die Entlausung zu Hilfe gekommen wäre, wenn auch auf eine andere Weise.

Ich war erschöpft vom Fieber, das jetzt bereits mehrere Tage anhielt.

Die Entlausung hatte bereits alle Blocks durchlaufen, und wir waren als Nächste dran.

Trotz meines Fiebers, das abends bis auf 40 Grad stieg, bereitete ich mich auf

die Entlassung vor und half dem Stubenältesten, meinem Freund 111 [Name nicht feststellbar] (der den Typhus gut überstanden hatte). Als die Insassen des Blocks zur Entlassung abmarschierten, durften nur diejenigen Zurückbleiben, die den Block noch einmal durchgingen und in einer halben Stunde ebenfalls zur Entlassung sollten. Ich erinnerte mich daran, wie hart die Entlassung für mich beim ersten Mal gewesen war, als ich ebenfalls krank war, und ich freute mich wirklich nicht besonders darauf.

Es gab aber nur einen Weg, sie zu vermeiden: Ich musste mich im Lazarett melden, von wo man jederzeit in die Gaskammer abtransportiert werden konnte.

Ich zögerte immer noch, als Dr. 2 [Wladyslaw Dering] erschien, mein hohes Fieber bemerkte und mich in rasender Geschwindigkeit durch alle Formalitäten der Aufnahme ins Lazarett schleuste. So kam ich im letzten Moment vor dem Appell aus Block 25 in Block 28 (das Lazarett).

Mein Fieber war jetzt auf 41 Grad gestiegen, und ich war sehr schwach – jetzt hatte ich also doch Typhus bekommen.

Dass ich keine Kopfschmerzen bekam, hatte den Vorteil, dass ich nicht das Bewusstsein verlor.

Vielleicht verlief bei mir die Erkrankung leichter, weil ich mich gegen Typhus impfen lassen hatte.

Während meiner ersten Nacht in Block 28 fand der erste «Luftangriff» statt: Einige Flugzeuge leuchteten das Lager Rajska ab und warfen zwei Bomben.⁵⁸

Vielleicht hatten sie eines der Krematorien zu treffen versucht, aber es war jedenfalls keine sehr grosse Operation.

Sie hatte auf uns allerdings einen wunderbaren Effekt. Wir sahen die Verwirrung, die unter den SS-Wachmannschaften ausbrach. Zwei der «Wächter» auf den nächstgelegenen Wach türmen gaben ihren Posten auf und liefen wie kopflös den Stacheldrahtzaun entlang.

SS-Männer rannten aus ihren Baracken zum Lager in chaotischem Durcheinander und suchten einander.

58 Jozef Garlinski vermutet in seinem Buch *Oswięcim Walczący* (London: Odnowa 1974), S. 172, Fn. 120, dass es sich um einen sowjetischen Luftangriff gehandelt habe. (Anm. d. Übers.)

Leider war es nur ein kleiner Angriff und noch dazu der einzige auf Auschwitz, zumindest während meiner Haft dort.⁵⁹

Ich blieb zwei Tage «zur Beobachtung» in Block 28.

Kamerad 100 [Name nicht feststellbar] versorgte mich dort besonders aufmerksam und fürsorglich, verbrachte jeden freien Moment an meiner Seite und brachte mir Zitronen und Zucker.

Durch ihn blieb ich in Kontakt mit den Kameraden und konnte weiterhin die Organisation leiten.

Mein Ausschlag war allerdings so ausgeprägt, dass ich schliesslich in Block 20 mit seiner düsteren Vorgeschichte verlegt werden musste.

Noch in Block 28 hatte Dr. 2 [Wladyslaw Dering] mir eine Injektion gegeben, die innerhalb weniger Stunden mein Fieber von über 40 auf knapp über 37 Grad gesenkt hatte.

Als er am nächsten Morgen wieder mit einer Spritze kam, scherzte ich, wenn meine Körpertemperatur jetzt von 37 auf 34 Grad fiel, würde ich bestimmt sterben, und lehnte weitere Injektionen ab.

Mein Körper hat schon immer sehr stark auf alle Medikamente reagiert.

Block 20, dessen Insassen erst vor Kurzem in die Gaskammern gebracht worden waren, war bereits wieder voll.

Täglich wurden die Leichen der Typhusopfer wie Holzscheite auf Karren gestapelt.

Ich weiss nicht, ob ich bereits erwähnt habe, dass sämtliche Leichen, die ins Krematorium gefahren wurden, nackt waren. Es wurde kein Unterschied gemacht, wie sie zu Tode gekommen waren, ob durch Typhus, eine andere Krankheit, Klehrs Nadel oder einen Genickschuss von Palitzsch.

Hier im Typhusblock war, nachdem am Morgen die Leichen hinausgetragen worden waren, bis zum Mittag und auf jeden Fall bis zum Abend der Korridor schon wieder voller nackter blauer Leichen, die übereinandergestapelt dalagen wie die Überreste eines Massakers unter Skeletten.

Nach einem anfänglichen Zusammenstoss mit einem Kameraden, der dort als Arzt arbeitete, war ich binnen weniger Stunden sehr von ihm eingenommen.

⁵⁹ Am 13. September 1944 bombardierten die Amerikaner das IG-Farben-Werk nahe dem Lager, wobei 15 SS-Männer, 40 Häftlinge und 30 Zivilarbeiter ums Leben kamen. Dieser Angriff richtete sich allerdings gegen das Werk und nicht gegen das Lager und war nicht als Unterstützung eines Fluchtversuchs der Gefangenen gedacht. (Anm. d. Übers.)

Dieser Mann, den ich als Arzt hatte, 145 [Name nicht feststellbar], dachte nur an seine Patienten, kümmerte sich ununterbrochen um alles, lief herum, badete, fütterte und gab Spritzen.

Ebenfalls ein mutiger Arzt war der freundliche und energische Hauptmann Dr. 146 [Henryk Suchnicki].

Ausserdem kümmerten Kamerad 100 [Name nicht feststellbar] und sein Freund 101 [Witold Kosztowny] sich um mich, der als Pfleger Injektionen gab oder Blutproben zur Laboruntersuchung entnahm.

Zum Personal des Blocks gehörte auch ein Mitglied unserer Organisation, das in der Speisekammer arbeitete, mein junger Freund Edek 57 [Edward Ciesielski]. Als ich mich zu erholen begann, brachte er mir Zusatzrationen an Schweineschmalz und Zucker.

Zusätzlich verschaffte mir Kazio 39 [Pileckis Neffe Kazimierz Radwanski] gemeinsam mit 76 [Bernard Swierczyna] aus «Kanada» ein Kissen und eine Decke.

Bevor ich in diesem Leichenhaus der Halbtoten meine Krise überwand – während neben mir jemand seinen letzten Atemzug keuchte, ein anderer ebenfalls starb, ein Dritter sich aus dem Bett mühte und zu Boden stürzte, wieder ein anderer seine Decken von sich warf oder im Fieber von seiner geliebten Mutter redete, schrie, jemanden verfluchte, sich weigerte zu essen oder um Wasser flehte, während jemand im Fieberwahn aus dem Fenster springen wollte oder sich mit dem Arzt stritt und nach irgendetwas verlangte –, lag ich dort und sagte mir, dass ich wohl immer noch genug Kraft hatte, alles zu erfassen, was um mich herum vorging, und es ruhig und gefasst zu verarbeiten.

Ich fand, dass man schon von solchen Erlebnissen alleine krank werden und ausserdem eine Abneigung gegen dieses menschliche Tal der Tränen entwickeln konnte, weil man Mitleid mit der Unvollkommenheit des menschlichen Körpers bekam; man konnte sogar eine Abneigung gegen Krankheit an sich bekommen.

So wuchs in mir ein überwältigender Wunsch, hier wieder herauszukommen, und das Verlangen, so schnell wie möglich wieder zu Kräften zu kommen.

Als ich die Krise überwunden hatte und mir zum ersten Mal wieder zutraute, die Treppe hinunter und auf die richtige Toilette zu gehen (bis jetzt war ich auf eine ziemlich primitive für die Patienten dieser Station angewiesen gewesen), war ich so schwach, dass ich mich an der Wand abstützen musste.

Es kam mir seltsam vor, dass ich nicht nur zu schwach war, Treppen hinaufzusteigen, sondern sogar zu schwach, sie hinabzusteigen.

Meine Kraft kam langsam wieder. Mir kam es sehr langsam vor.

Während dieser Schwächephase waren meine Freunde mehr als einmal kurz davor gewesen, mich auf den Dachboden hinaufzutragen und dort zu verstecken, falls es neue Pläne gab, die Patienten in die Gaskammern zu schaffen.

Klehr kam einige Male durch die Station und suchte mit seinem Basiliskenblick nach Opfern für die «Nadel».

Hier lerne ich 118 [Name nicht feststellbar], 146 [Henryk Suchnicki], 147 [Name nicht feststellbar], 148 [Name nicht feststellbar] und 149 [Name nicht feststellbar] kennen und führe sie in unsere Organisation ein.

Dr. 145 [Name nicht feststellbar] gab auf diesem Posten, auf dem er genau der Richtige war, sein Bestes; es bestand also keine Notwendigkeit, hier etwas zu verändern – ich wusste, dass ich mich auf ihn verlassen konnte.

Von Zeit zu Zeit kam Dr. 2 [Wladyslaw Dering] vorbei und brachte mir Zitronen und Tomaten, die er sich wie immer «unter der Hand» beschafft hatte.

Ich war dann ziemlich schnell wieder auf den Beinen. Während meiner Quarantänezeit ging ich oft in den Hof hinunter und sprach mit meinen Freunden durch das Gitter, das den «Pestblock» abteilte.

Kamerad 76 [Bernard Swierczyna] kam mitunter vorbei, um mit mir über einen neuen «Zweig» der Organisation zu sprechen, den er gerade gegründet hatte, 61 [Konstanty Piekarski] mit dem Plan eines Fluchttunnels aus Block 28, den 4 [Alfred Stössel] vorgeschlagen hatte und der mithilfe von 129 [Leon Kukielka] und 130 [Name nicht feststellbar] begonnen worden war, 59 [Henryk Bartosiewicz] mit einem Vorschlag, alle neuen Kräfte zusammenzufassen und sie dann mit permanent zugeordneten Kommandeuren in einzelnen Gruppen einzusetzen, was auch Oberst 121 [Juliusz Gilewicz] forderte (anlässlich der Veränderungen nach der jüngsten Entlassung).

Daraufhin bereitete ich folgenden Gliederungs- und Einsatzplan vor:

Weil die Lagerleitung nach der allgemeinen Entlassung die Häftlinge nach Arbeitskommandos auf die Blocks verteilt hatte, bestand keine Notwendigkeit mehr für die beiden parallelen Einsatzpläne zur Übernahme des Lagers (das heisst, während der Arbeitszeit und während der Freizeit), und ich legte jetzt die Blocks als Planungseinheit zugrunde.

Jeder Block war ein Zug; das heisst, jedes Organisationsmitglied in diesem Block, ungeachtet seiner ursprünglichen Zugehörigkeit zu einer ihrer Gliederungen, gehörte von jetzt an zu einem «Skelett»-Zug, der beim Eintreten des Ernstfalls jeweils um so viele Männer erweitert würde, wie wir zum Mitmachen gewin-

nen können würden, wobei wir als Erstes die prodeutschen Elemente neutralisieren müssen würden.

Block X – die Häftlinge im Erdgeschoss – und Block Xa – die Häftlinge im ersten Stock – wurden jeweils zu einer Kompanie aus zwei Zügen zusammengefasst, die ein Gebäude umfasste und von einem Kompanieführer vor Ort kommandiert wurde.

Mehrere Blocks/Gebäude bildeten jeweils ein Bataillon.

Ich teilte das ganze Lager in vier Bataillone.

Als militärischen Oberkommandierenden setzte ich wieder Major 85 [Zygmunt Bohdanowski] ein.

Das 1. Bataillon kommandierte Major 150 [Edward Gött-Getyriski] (Blocks 15, 17, 18).

Das 2. Bataillon kommandierte Hauptmann 60 [Stanislaw Kazuba] (Blocks 16, 22, 23, 24).

Das 3. Bataillon kommandierte Hauptmann 114 [Tadeusz Paolone] (Blocks 19, 25 und die Küche sowie das Sanitätspersonal aus den Blocks 20, 21, 28).

Das 4. Bataillon kommandierte Hauptmann 116 [Zygmunt Pawlowicz] (Blocks 4, 5, 6, 7, 8, 9 und 10).

Aus organisatorischen Gründen wurden die übrigen Blocks ausgenommen. Sie waren entweder erst kürzlich belegt worden (Blocks 1 und 2), dienten als Lagerräume (Blocks 3, 26 und 27) oder waren noch im Bau (Blocks 12, 13, 14); ebenfalls ausgenommen war der Sonderblock 11.

Oberst 121 [Juliusz Gilewicz] genehmigte den Plan.

Einige Tage später wurde ich aus dem Lazarett entlassen und kehrte ins Lager zurück. Freundliche Ärzte, die mein Einlieferungsdatum in den Akten vorverlegten, hatten meine Quarantäne verkürzt.

Es war jetzt Anfang Oktober 1942.

Ich marschierte mit fünf «Hundertergruppen» zurück in die Gerberei, wie vor meiner Krankheit, arbeitete aber nicht mehr im Schreiner-Kommando, sondern jetzt bei den Gerbern (also denen, die in der Gerberei wirklich als Gerber arbeiteten), und zwar dank Kamerad 59 [Henryk Bartosiewicz], der mich dem neuen Gerberei-Kapo «Mateczka» als einen Gerber präsentierte, der sich nach einer Krankheit zurückmeldete.

Zuerst arbeitete ich mit Oberst 121 [Juliusz Gilewicz] zusammen mit weissem Material, dann kam ich durch einen Gefallen von 59 [Henryk Bartosiewicz] und 61 [Konstanty Piekarski] in den Trockenraum, wo es warm war, weil ein

grosser eiserner Ofen darin stand. Vier Monate lang mimte ich also einen Gerber und lernte dabei dieses mir neue Handwerk.

In der riesigen Gerberei hatte sich nicht viel verändert.

Täglich kamen mehrere LKW-Ladungen Habseligkeiten Vergaster an und wurden im grossen Ofen der Gerberei verbrannt. Schuhe waren ausgenommen.

Täglich landete eine riesige Anzahl Schuhe aller Art – braune und schwarze, Herren- und Damenschuhe, Kinderschuhe in vielen Grössen – auf riesigen Haufen.

Ein besonderes Arbeitskommando sortierte diese Schuhe zu Paaren zusammen. Andere Häftlinge kümmerten sich um die Verbrennung eines weiteren Haufens, der aus Koffern, Brieftaschen, Handtaschen, Kinderwagen und Spielzeug bestand.

Wollknäuel, die Frauen sich zum Stricken mitgebracht hatten, wurden aufgehoben und nicht verbrannt. Wer stricken konnte, nahm sich von dieser Wolle, um Pullover daraus zu machen.

Der grosse Ofen der Gerberei mit seinem Fabrikschornstein verschlang alles – das Brennmaterial war umsonst und wurde frei Haus geliefert.

Das Verbrennungskommando hatte ein wenig Zeit, die Koffer zu durchsuchen.

Hin und wieder wühlte auch einer der Gerber in den vor dem Ofen angehäuften Koffern herum; im Hof, unter den Augen Eriks oder Walters, wäre es zu riskant gewesen.

Wieder sah ich, wie auf der Suche nach Gold und Edelsteinen Koffer, Handtaschen und Aktentaschen aufgerissen und Schuhe, Cremetiegel und Seifen durchsucht wurden.

An Papiergeld wurden nur Dollars genommen.

Andere Banknoten, hauptsächlich französische Francs, flatterten unbeachtet wie Herbstlaub über den Hof. Niemand wollte sie, besonders angesichts der gefährlichen Durchsuchungen am Tor. Sie waren für uns völlig nutzlos. Wir nahmen sie nur als Toilettenpapier.

Eine Zeitlang benutzten die Häftlinge aus der Gerberei, die «Aristokratie» der Arbeitskommandos, keine kleineren Banknoten als 50'000-Franc-Scheine, wenn sie auf Toilette gingen.

Scherzhaft wurde bemerkt, dass alles andere einen ja wie einen Geizhals aussehen liesse.

Am schwierigsten ist es, über sich selbst zu schreiben.

Sogar mich selbst überraschte die Gleichgültigkeit, mit der ich an Gold und Edelsteinen vorbeigehen konnte.

Heute, zurück in der wirklichen Welt, versuche ich mir bei der Niederschrift über die Gründe klarzuwerden.

Diese Wertgegenstände waren im Prinzip herrenlos; so rechtfertigten jedenfalls die Häftlinge sich vor sich selbst.

Damals war ich nahe daran, ihnen zuzustimmen.

Aber letztlich siegte doch meine Abscheu vor Dingen, an denen Blut klebte. Selbst wenn ich es überwunden hätte – was sollte ich mit solchen Gegenständen anfangen? Es war schon komisch; für mich hatten sie jeden Wert verloren.

Ausserdem durchlief ich damals gerade eine Phase, bedingt vielleicht durch meine Erlebnisse oder auch meinen Glauben – denn ich war schon immer gläubig und werde es auch immer bleiben –, in der ich wusste, dass mir meine Selbstachtung wichtiger als ein paar Edelsteine war.

Hätte ich mich also selbst dazu überredet, mir auch etwas Gold oder ein paar Juwelen einzustecken, dann wäre ich mir nur zu bewusst gewesen, dass ich von einem Abhang hinunterrutschte, denn ich mühsam genug erklommen hatte.

Ausserdem hinderte mich an der Goldjagd das fast greifbare Gefühl, dass ich mir selbst sehr schadete.

So fühlte ich damals – aber wer weiss, wie ich mich verhielte, wenn ich noch einmal in eine solche Situation käme.

Die Menschen reagierten unterschiedlich.

Ich brauchte damals kein Geld, aber als ich später meinen Ausbruch plante und Geld für draussen plötzlich wieder nützlich wurde, wandte ich mich an einen Mithäftling namens Romek, schlug ihm vor, mit mir gemeinsam auszubrechen, und fragte ihn, ob er Geld habe, nur für alle Fälle. Er wollte seine Beute zählen und mir am nächsten Tag sagen, wie viel er hatte. Wie sich dann herausstellte, hatte er mehr als ein Kilo Gold zusammengetragen.

Der Ausbruch mit ihm zusammen fand dann allerdings doch nicht statt. Die beiden Kameraden, mit denen ich ihn schliesslich bewerkstelligte, hatten keinen Pfennig. Aber das war viel später; vorerst wollte ich gar nicht ausbrechen, sondern wartete auf den wichtigsten Moment für das Lager, den Augenblick, auf den unsere ganzen Vorbereitungen sich richteten.

Seit Monaten schon waren wir in der Lage, das Lager praktisch sofort in unsere Hand zu bringen.

Wir warteten nur noch auf den Befehl dazu. Ohne einen solchen konnten wir zwar der Welt und Polen ein schönes und überraschendes «Feuerwerk» vorführen, aber wir durften nicht so einfach nur zu unserem eigenen Nutzen losschlagen. Ein solcher Versuch konnte nur auf Befehl des Oberkommandos [der Heimatarmee] stattfinden.

Wir sassen täglich wie auf Kohlen.

Wir sahen ein, dass ein Alleingang nur ein neues Beispiel für die jahrhundertalte Neigung der Polen zu ehrgeizigen und eifrigen Einzelaktionen ohne Rücksicht auf das Gesamtwohl gewesen wäre; ganz Schlesien wäre wahrscheinlich Vergeltungsaktionen ausgesetzt gewesen.

Besonders, weil es damals noch schwer zu sagen war, wie sich die Dinge entwickeln würden.

Wir hegten immer noch die grosse Hoffnung, dass wir als organisierte Gruppe an einer koordinierten Gesamtoperation beteiligt würden.

Unsere Berichte an den Oberkommandierenden [der Heimatarmee] versuchten diese Einstellung zu verdeutlichen.

Aus Furcht vor gedankenlosen Aktionen in der Aussenwelt mussten wir unsere Berichte direkt und ohne Mittelsmänner überbringen.

Wir wussten nicht, inwieweit die deutschen Geheimdienste unsere Netzwerke schon durchdrungen hatten, selbst was die Spitzenleute der polnischen Untergrundbewegung anging.

Es bestand immer die Gefahr, dass die deutschen Geheimdienste etwas herausfanden und daraufhin die umtriebigen «Elemente» des Lagers entfernten.

Dann erreichten uns im Lager Echos der Befriedungsaktion im Gebiet Lublin.

Eines Tages stiessen wir unter den Habseligkeiten und den allzu abgetretenen Schuhen, die ebenfalls verbrannt werden sollten, plötzlich auf polnische Bauernschuhe, grosse und kleine; dann auch auf polnische Bauernkleidung, polnische Messbücher und einfache, schlichte Rosenkränze.

Ein Beben durchlief unsere «Fünfergruppen». Auf einmal standen wir in Gruppen herum. Unsere Augen wurden hart, unsere Fäuste waren geballt...

Dies waren die Habseligkeiten polnischer Familien, die in den Gaskammern von Birkenau ermordet worden waren.

Nach der Befriedung des Gebiets Lublin (so erzählten uns Kameraden aus Rajsko) war die Bevölkerung mehrerer polnischer Dörfer zum Vergasen dorthin gebracht worden.

Es ist einfach so, und man kann nichts dagegen tun: Die persönlichen Besitz-

tümer von Menschen aus fremden Ländern, die bei uns in der Gerberei verbrannt wurden, waren für uns zwar eine schreckliche Sache und Zeugnis eines fürchterlichen Verbrechens – aber jetzt, als wir diese Kinderschuhe, Frauenblusen und Rosenkränze sahen, wuchs unser Rachedurst erst richtig.

Jungen und männliche Jugendliche von 10 bis etwa 14 oder 15 Jahren waren aus diesen Lubliner Transporten herausgeholt und ins Lager eingeliefert worden.

Wir glaubten, dass diese Kinder überleben würden. Eines Tages erfuhren wir dann, dass eine Kommission das Lager inspizieren würde, und um nicht erklären zu müssen, woher so junge Häftlinge kamen, obwohl es dafür auch andere Gründe hätte geben können, liess die Lagerleitung alle diese Jugendlichen in Block 20 mit Phenolspritzen umbringen.

Wir hatten im Lager bereits ganze Berge von Leichen gesehen, aber dieser hier, der aus etwa 200 Kinderleichen bestand, liess uns, selbst den Veteranen unter den Häftlingen, das Herz rasen ...

In der Gerberei traten mehrere Häftlinge der Organisation bei: 151 [Name nicht feststellbar], 152 [Name nicht feststellbar], 153 [Name nicht feststellbar], 154 [Name nicht feststellbar], [Name nicht feststellbar] und 155 [Name nicht feststellbar].

Zur selben Zeit begründeten wir eine Beraterzelle, der die Obristen 24 [Karol Kumuniecki] und 122 [Teofil Dziama] sowie 156 [Stanislaw Wierzbicki] angehörten.

In Auschwitz erlebten wir oft, dass ein Kamerad einen Brief von zu Hause bekam, in dem er von Mutter, Vater oder Ehefrau angefleht wurde, doch die Volksliste [Liste der Volksdeutschen in einem besetzten Gebiet] zu unterschreiben – zuerst betraf es hauptsächlich Häftlinge, die einen deutschen Nachnamen hatten, deren Mutter einen deutschen Mädchennamen getragen hatte oder die familiäre Verbindungen zu Deutschen hatten.

Dann wurden die Kriterien allmählich ausgeweitet. Schliesslich musste gar kein deutscher Familienname mehr im Spiel sein; es genügte, dass man sein Pöhlentum zu verraten bereit war, wenn nicht etwas gegen einen vorlag.

Wie oft sah man, dort in der «Hölle», einen ehrlichen Bauern, dessen ausländischer Nachname ihn nicht hinderte, sich der Bezeichnung Pole als würdig zu erweisen.

Jemanden, der voller Inbrunst sagte: «Ja, ich liebe meine Mutter, meine Frau, meinen Vater, aber ich unterschreibe diese Liste nicht! Ich weiss, dass ich hier sterben muss ... Meine Frau schreibt: ‚Lieber Jasiu, unterschreibe doch!‘... Nein!

Nur über meine Leiche! Niemand soll später auf meinen Entschluss, ein Pole zu sein, spucken können. Er ist zwar noch jung, aber fest.»

Wie viele solcher Männer starben in Auschwitz...

... ein edler Tod, denn sie kämpften bis zum Ende für ihr Polentum.

Aber werden alle unsere Landsleute dort draussen, frei und mit polnischen Namen, ebenfalls für ihr Polentum kämpfen?

Was wir wirklich brauchten, war ein Mittel, um das Bewusstsein für das Polentum der einzelnen Familien überprüfen zu können, das sich in diesen vergangenen Kriegsjahren sehr unterschiedlich entwickelt hatte.

In der zweiten Oktoberhälfte fiel unseren Kameraden auf (41 [Stanislaw Stawiszynski] kam mit der Nachricht zu mir gelaufen), dass zwei der am übelsten beleumdeten Kapos (ausser, dass sie die Häftlinge selbst umbrachten, denunzierten sie sie auch bei der Politischen Abteilung und ihrem Leiter Grabner) im Lager herumgingen, als ob sie jemanden suchten, und sich Häftlingsnummern notierten.

Eines Nachmittags, ich lief gerade eilig den Hauptweg von Block 22 zu meinen Kameraden im Lazarettbereich entlang, rannte ich diesen beiden Kapos bei Block 16 genau in die Arme.

Einer hatte ein Notizbuch in der Hand, der andere kam mit geheucheltem Lächeln auf mich zu und fragte: «Wo willst du denn so schnell hin?», als wolle er halt irgendetwas sagen, wies den anderen auf meine Nummer hin, und ging dann weiter. Der andere schaute mich an und schien zu zögern, aber als sie dann weitergingen, lief ich auch meines Weges und dachte mir, es sei sicher ein Irrtum gewesen.

Beim Morgenappell am 28. Oktober ('42) riefen die Schreiber mehrerer Blocks eine Reihe von Häftlingsnummern auf und beorderten die Betreffenden zum Erkennungsdienst, wo ihre Fotografien überprüft werden sollten.

Insgesamt wurden etwa 240 Häftlinge aufgerufen – wie wir später herausfanden, waren es ausschliesslich Polen, hauptsächlich aus Lublin, ein Viertel davon allerdings Polen, die mit den Transporten aus Lublin nichts zu tun hatten – und zunächst in Block 3 befohlen, was uns bereits verdächtig vorkam, denn warum brachte man sie nicht in Block 26, wo der Erkennungsdienst sass?

Das Signal für den Abmarsch zur Arbeit ertönte, und wir verliessen das Lager wie üblich, jedes Arbeitskommando für sich.

In sämtlichen Arbeitskommandos wurde an diesem Tag fieberhaft geflüstert. Wir wussten nicht, ob den Aufgerufenen eine Gefahr drohte.

Dann kam von irgendwoher die Nachricht, dass sie erschossen werden sollten. 240 Kameraden, hauptsächlich aus Lublin, ergänzt durch diejenigen, die Grabners «Spürhunde» mit ihren Notizbüchern willkürlich herausgepickt hatten, vielleicht, weil sie zu entschlossen und eifrig wirkten.

Den wirklichen Grund fanden wir nie heraus, womöglich hatten die beiden Schläger nur aus einer Laune heraus gehandelt.

Man nannte diese Aktion auch die «Lubliner Befriedungsaktion», und ihr Echo lief durch das ganze Lager.

Auch der tapfere 41 [Stanislaw Stawiszynski] war darunter, der mir zuerst Bescheid gesagt hatte.

Vorläufig wussten wir noch nicht, ob sie wirklich erschossen würden; es war ja nur ein Gerücht.

Bis jetzt war noch nie eine so grosse Anzahl Häftlinge auf einmal erschossen worden. Jetzt unsere vorgetäuschte Passivität aufrechtzuerhalten, war nicht einfach, wo wir doch darauf brannten, endlich zu handeln. Die Leiter unserer Organisation kauten auf ihren Fingernägeln und bereiteten sich innerlich auf einen möglichen Aufstand vor.

Wenn die Gruppe der Aufgerufenen rebelliert und sich zu kämpfen entschlossen hätte, wären wir ihnen beigeprungen.

Dieser Aufstand wäre wie ein Lauffeuer durch das Lager gegangen, eine unaufhaltsame Kraft, der wir uns nur hätten anschliessen können, auch ohne Befehl des Oberkommandos.

Unser Arbeitskommando aus 500 kräftigen Gerbereiarbeitern passierte auf dem Rückweg von der Arbeit das Baubüro, unter dem sich ein Reservewaffenlager befand.

Es wäre nicht schwierig gewesen, sie zu einem Aufstand zu bewegen; die Kameraden waren bereit zum Kampf. Dem Tod sah man sowieso ständig ins Auge, und wir hätten die Schweine mit ihrem Blut dafür bezahlen lassen.

Es gab lediglich neun elende kleine Wachtürme und die Hauptwache zu überwinden, dazu unsere Wachmannschaft aus kaum einem Dutzend SS-Gemeinen, die ihre Gewehre nachlässig über der Schulter trugen und sie erst in Sichtweite ihrer Vorgesetzten am Tor in Anschlag brachten, so sehr waren sie an unsere Friedfertigkeit gewöhnt.

Wäre doch nur durch irgendein Wunder jetzt der Befehl zum Handeln aus Warschau gekommen... an jenem Tag... der Befehl, diese Menschen zu retten ...

Aber es blieb ein Traum.

Wussten sie überhaupt davon? Dachten sie daran zu handeln? Im Nachhinein sieht man natürlich, was für ein kleiner Teil des Leidens der polnischen Nation sich hier abspielte.

Aber wie schwer traf es uns, als wir am Nachmittag hörten, dass sie alle ruhig und ohne Getue erschossen worden waren.

Manchmal unterhielten wir uns abends nach einer Erschiessung darüber, wie bestimmte Männer in den Tod gegangen waren: Hatte er Haltung bewahrt? Hatte er Furcht gezeigt?

Die Kameraden, die am 28. Oktober '42 ermordet worden waren, hatten gewusst, was sie erwartete. Man hatte ihnen in Block 3 gesagt, dass sie erschossen werden würden, und so warfen sie Karten zu ihren Kameraden hinaus und baten sie, ihren Familien Bescheid zu sagen ...

Sie hatten sich darauf geeinigt, «guten Mutes» zu sterben, damit man am Abend gut über sie sprechen würde.

Niemand soll mir sagen, dass wir Polen nicht zu sterben wüssten!

Diejenigen, die den Todeszug mit ansahen, meinten, sie würden den Anblick nie vergessen können.

Aus Block (?) zogen sie los, zwischen den Blocks 14 und 15 entlang, dann zwischen der Küche und Block 16, 17 und 18 und dann weiter geradeaus zwischen den Lazarettblocks. Sie marschierten in Fünferreihen, die Köpfe hoch erhoben, manche lächelten sogar.

Es gab keine Wachmannschaft, nur Palitzsch mit der Luger am Gürtel und Bruno folgten ihnen. Beide rauchten und unterhielten sich miteinander.

Es hätte genügt, wenn die letzte Fünferreihe sich auf sie gestürzt hätte, um beide auszulöschen.

Warum geschah es also nicht? Hatten die Häftlinge Angst? Aber wovor sollten sie noch Angst haben, wenn sie gerade in den Tod marschierten?

Es sah fast wie eine Art Psychose aus... aber sie hatten schon ihre Gründe, warum es keine Gegenwehr gab.

Die Behörden hatten bekannt gegeben – und Kameraden, die kürzlich ins Lager eingeliefert worden waren, bestätigten das –, dass für jede Unbotmässigkeit eines Lagerinsassen dessen Familie zur Verantwortung gezogen würde. Die Deutschen waren bekannt für ihre skrupellosen Sippenhaftaktionen. Ganze Familien wurden so brutal ausgelöscht. Und wer wusste besser als wir, wie solche brutalen Massnahmen aussehen würden?

Man musste sich nur vorstellen, die eigene Mutter oder Ehefrau oder die eigenen Kinder so zugerichtet zu sehen wie die armen Frauen in Rajsko, um nicht mehr daran zu denken, die beiden Schweine anzugreifen.

Ein Aufstand des ganzen Lagers wäre allerdings etwas anderes gewesen.

Das Lager erobern, die Akten vernichten... Welche Familien würde dann noch leiden müssen? Es würde den Deutschen schwerfallen, zehntausende Familien zur gleichen Zeit heimzusuchen.

Nach gründlicher Überlegung folgten wir dem Befehl, um Vergeltungsmassnahmen zu vermeiden und um nicht unkoordiniert zu handeln.

Wir kamen jeden Tag mit dem Tod in Kontakt, und zwar mehrfach. Dadurch waren wir so sehr an ihn gewöhnt, dass wir ihn viel leichter akzeptieren konnten als den Gedanken, unseren Familien könne etwas zustossen.

Wir dachten nicht einmal daran, dass sie gleich getötet würden, sondern wie schlimm es wäre, wenn eine harte, gnadenlose Hand sie packte, aus ihrer Welt herausriss und sie geistig bräche, indem sie sie in eine andere Welt würfe, in diese Hölle, durch die nicht jeder unbeschädigt durchkommt.

Der Gedanke, wie der eigene alte Vater oder die eigene alte Mutter sich mit letzter Kraft irgendwo durch den Schlamm kämpfte, mit einem Knüppel angetrieben und geschlagen... für die Sünden des Sohns... oder wie die eigenen Kinder in die Gaskammer gingen ... wegen ihres Vaters ... war viel schwerer zu ertragen als der an den eigenen Tod.

Und selbst wenn jemand dieser Moral nicht folgen konnte, musste er doch dem Beispiel seiner Kameraden folgen.

Er schämte sich – nein, das Wort ist zu schwach –, er brachte es einfach nicht über sich, aus dieser herrlichen Kolonne auszubrechen, die so tapfer in den Tod marschierte!

Und so gingen sie immer weiter.

An der Kantine (einem Holzbau auf dem Platz hinter Block 21), immer noch auf dem Weg zwischen den Blocks 21 und 27, geriet die Kolonne ins Stocken ... zögerte... und wäre fast geradeaus weitergezogen, aber nach einem Augenblick schwenkte sie 90 Grad links und hielt auf das Tor von Block 11 und den Rachen des Todes zu.

Erst als sich das Tor hinter ihnen geschlossen hatte und man sie mehrere Stunden lang auf den Tod warten liess – die Erschiessung war für den Nachmittag angesetzt –, kamen ihnen Zweifel, und fünf der Kameraden versuchten die anderen zu überzeugen, das Lager jetzt zu übernehmen und den Aufstand zu beginnen.

Sie verrammelten die Türen, und vielleicht wäre die Sache ernst geworden, hätten die Deutschen nicht die Wachmannschaften verstärkt; alle unsere Arbeitskommandos warteten nur auf das Zeichen, aber der Protest gegen diese Morde kam nicht über Block 11 hinaus.

Denn ausser diesen fünf schluckte keiner den Köder, und der Schlesier, der in diesem Block Ältester war, informierte die SS-Leute, dass es einen Aufstand gebe; Palitzsch kam mit einigen anderen SS-Männern und erschoss die fünf Rädelführer; die anderen mussten bis zum Nachmittag warten.

Ihr Vermächtnis war, dass wir sie dafür respektierten, kämpfend gestorben zu sein: Hauptmann Dr. 146 [Henryk Suchnicki], 129 [Leon Kukielka] und drei andere Kameraden.

Am Nachmittag waren sie alle tot...

Aus unserer Organisation starben ausser den drei bereits Erwähnten die folgenden Mitglieder: 41 [Stanislaw Stawiszyski], 88 [Tadeusz Dziedzic], 105 [Edward Berlin], 108 [Stanislaw Dobrowolski] und 146 [Henryk Suchnicki], aber es gab noch weitere, die ich hier nicht aufzählen kann, weil ich nicht alle persönlich kannte – das ist in der Untergrundarbeit nicht möglich.

Bei der Rückkehr ins Lager nach der Arbeit hing der Geruch des Blutes unserer Kameraden in der Luft.

Die Lagerleitung hatte die Leichen eilig ins Krematorium schaffen lassen, bevor wir zurückkamen.

Die Strasse war voller Blut, das von den Transportkarren getropft war...

An diesem Abend war die Stimmung im Lager düster; alle gedachten der jüngsten Todesopfer.

Erst da wurde mir auf einmal klar, dass ich ja selbst auch auf dieser Namensliste gestanden hatte. Ich erinnerte mich an die zwei Kapos mit ihrem Notizbuch und fragte mich, ob sie mich doch nicht aufgeschrieben hatten, weil ich nicht gefährlich genug wirkte, oder ob Grabner mich später noch aussortiert hatte, weil nichts «Politisches» gegen mich vorlag.

Aus dem Pawiak-Gefängnis in Warschau kam ein neuer Transport an, der auch Freunde und ehemalige Kollegen aus der TAP in Warschau umfasste: 156 [Stanislaw Wierzbicki], 157 [Czeslaw Sikora] und 158 [Zygmunt Wazynski].

Sie brachten interessante Neuigkeiten mit.

Kamerad 156 [Stanislaw Wierzbicki] erzählte mir, dass 25 [Stefan Bielecki] tatsächlich bis nach Warschau gekommen war und er, Wierzbicki, ihn später mit dem Auto nach Minsk auf seinen Posten gefahren hatte.

158 [Zygmunt Wazyriski] schilderte mir in allen Einzelheiten, wie Sergeant 14 [Antoni Wozniak] meiner Schwägerin Frau E.O. [Eleonora Ostrowka] die Mitteilung überbracht hatte, eine Anfrage der deutschen Behörden bei der Gemeinde in Z [Bochnia] könne möglicherweise zu widersprüchlichen Angaben über mich führen, woraufhin sie sofort zu ihm geeilt sei. 158 [Zygmunt Wazyriski], anständiger Freund, der er ist, hatte noch am selben Tag den Zug in die Kleinstadt Z [Bochnia] genommen und mit dem Gemeindepfarrer 160 [Kuc] gesprochen. Pfarrer 160 [Kuc] notierte sich die gewünschten Angaben mit Bleistift neben den Kirchenbucheintrag des rechtmässigen Trägers meines Decknamens und versprach, sich um die Sache zu kümmern. Das scheint funktioniert zu haben, es gab jedenfalls keine Anzeichen, dass die Politische Abteilung in meinem Fall aktiv geworden wäre.

Kamerad 156 [Stanislaw Wierzbicki] wies mich auf Hauptmann 159 [Stanislaw Machowski] vom Oberkommando [der Heimatarmee] in Warschau unter den Zugängen hin – bei «Iwo II» hatte er den stellvertretenden Oberbefehl gehabt.

138 [Name nicht feststellbar], eines unserer Mitglieder, kannte Hauptmann 159 [Stanislaw Machowski] persönlich, weil es früher unter ihm gedient hatte, und nahm ihn jetzt als Blockältester unter seine Fittiche (76 [Bernard Swierczyna] kümmerte sich um 156 [Stanislaw Wierzbicki] und um 117 [Eugeniusz Zaturski], die bereits dort arbeiteten).

So wohnten und arbeiteten die beiden TAP-Mitglieder jetzt zusammen.

Von meinen ehemaligen Warschauer Kameraden aus der TAP kamen folgende nach Auschwitz: 1 [Wladyslaw Surmacki], 2 [Wladyslaw Dering], 3 [Jerzy de Virion], 25 [Stefan Bielecki], 26 [Stanislaw Maringe], 29 [Wlodzimierz Makaliriski], 24 [Name nicht feststellbar], 35 [Remigiusz Niewiarowski], 36 [Stanislaw Arct], 37 [Name nicht feststellbar], 41 [Stanislaw Stawiszyriski], 48 [Stanislaw Ozimek], 49 [Jan Dangel], 85 [Zygmunt Bohdanowski], 108 [Stanislaw Dobrowolski], 117 [Eugeniusz Zaturski], 120 [Zygmunt Zakrzewski], 124 [Tadeusz Chroscicki], 125 [Tadeusz Lucjan Chroscicki], 131 [Name nicht feststellbar], 156 [Stanislaw Wierzbicki], 157 [Czeslaw Sikora] und 158 [Zygmunt Wazyriski].

Weil 129 [Leon Kukielka] erschossen worden und 130 [Name nicht feststellbar] an Typhus gestorben war, konnte der Tunnelbau unter Block 28 nicht fortgesetzt werden. Der Tunnel wurde zwar nicht entdeckt, aber 5 [Roman Zagner] wurden wegen etwas anderem verhaftet.

Später im Herbst (42), als die Blockältesten zum Kartoffelbacken zusam-

menkamen, unternahm 4 [Alfred Stössel] ebenfalls einen langen Spaziergang in den Kartoffelfeldern. Lachmann, ein SS-Mann aus der Politischen Abteilung, der mit dem Fall nicht vertraut war, wollte ihn wegen irgendetwas holen, aber als er 4 [Alfred Stössel] nicht in seinem Raum vorfand, ging er wieder.

Die Kameraden reagierten rasch und beseitigten in dem Einzelzimmer, auf das 4 [Alfred Stössel] als Blockältester Anspruch hatte, sofort und gründlich alles, was ihm gefährlich werden konnte.

Jemand musste ihn denunziert haben ...

Lachmann ging bis zum Tor, besann sich dann plötzlich anders, kam zurück und durchsuchte den Raum gründlich, fand aber jetzt nichts mehr.

Dann wartete er auf 4 [Alfred Stössel], bis dieser am Abend von der Arbeit zurückkam, «verhaftete» ihn und brachte ihn in den Bunker. 4 [Alfred Stössel] sollte nicht mehr in Block 28 zurückkehren.

Er wurde in Block 11, im Bunker und in der Politischen Abteilung verhört.

Obwohl 4 [Alfred Stössel] in letzter Zeit eine bedauerliche Veranlagung gezeigt hatte, muss man ihm zugestehen, dass er Folter und Verhören mutig widerstand und nichts ausplauderte, obwohl er einiges wusste.

Die Sache verlief dann im Sande.

Zu seinem Glück bekam er Typhus und wurde aus dem Bunker in den Typhusblock verlegt.

Man muss selbst erfahren, wie relativ hier alles war, um zu verstehen, dass genau so, wie das Leben jenseits des Stacheldrahts für den Häftling Freiheit bedeutete, das Leben im Lager für den Bunkerinsassen Freiheit bedeutete.

Aus dem Bunker herauszukommen, selbst wenn man als Kranker in den Typhusblock kam, war immerhin ein Ersatz für die Freiheit.

Selbst im Typhusblock hatte 4 [Alfred Stössel] eine ständige SS-Wache. Lachmann gab nicht auf.

Aber 4 [Alfred Stössel] war zäh und hatte einen starken Willen. Eines Nachts starb er.

Die Kameraden aus Warschau, die ich erwähnt habe, 156 [Stanislaw Wierzbicki], 157 [Czeslaw Sikora] und 158 [Zygmunt Wazyriski], erzählten, dass sie nicht erwartet hatten, die Häftlinge in Auschwitz bei so guter Gesundheit und Kampfmoral zu Enden.

Sie sagten, von der Brutalität hier, der «Todeswand» und den Phenolinjektionen und Gaskammern, hätten sie nichts gewusst.

Sie hatten es selbst nicht geglaubt, und niemand in Warschau hatte es ernst-

haft erwogen, Auschwitz sei ein Aktivposten; die meisten Leute glaubten, alle hier seien wandernde Skelette, deren Rettung sich nicht lohne.

Es war bitter, sich das anzuhören und dabei in die mutigen Gesichter der Kameraden zu schauen.

So gingen also anständige Menschen hier in den Tod und gaben ihr Leben hin, um niemanden in der Aussenwelt zu verraten, während andere, weit Schwächere, uns als Skelette bezeichneten.

Wie stark würden wir sein müssen, um weiterhin zu sterben, um unsere Kameraden zu schützen, die draussen die Freiheit «genossen».

O ja, die Vernichtungsmethoden im Lager trafen uns alle nur zu hart, und jetzt kam noch diese gedankenlose Abqualifizierung aus der Aussenwelt, die uns sonst nur mit Schweigen bedachte!

Die Bereitschaftszeiten der vier Bataillone rotierten wöchentlich; sodass abwechselnd jedes Bataillon eine Woche lang für die Sofortreaktion im Fall eines Luftangriffs oder Waffenabwurfs zuständig war.

Während seiner Bereitschaft empfing es auch sämtliche «organisierten» Artikel, die 76 [Bernard Swierczyna], 77 [Zbigniew Ruszczyński], 90 [Name nicht feststellbar], 94 [Name nicht feststellbar] und Eugeniusz Zaturski beschaffen konnten, und verteilte Lebensmittel und Kleidung auf die unvollständigen Züge.

Trotz des Verbots (was kümmerte einen Häftling schon ein Verbot?) und trotz der angedrohten Todesstrafe gab es im Lager einen beträchtlichen Gold- und Diamantehandel.

Eine Art Organisation entstand, weil zwei Häftlinge, die Tauschhandel treiben wollten – zum Beispiel Wurst aus dem Schlachthaus gegen Gold –, bereits Komplizen waren. Wenn einer von ihnen mit dem Gold erwischt und im Bunker zusammengeschlagen wurde, verriet er womöglich, wer es ihm im Tausch wofür gegeben hatte.

Verhaftungen wegen Goldbesitzes wurden im Lager jetzt häufiger.

Die SS war bei der Jagd auf diese neue Organisation sehr eifrig, weil sie Gewinn dabei machte.

Auf jeden Fall war die Goldhandels-»Organisation« eine gute Ablenkung, die wir als Blitzableiter für unsere eigene Untergrundorganisation nutzten.

Versuche, uns auf die Spur zu kommen, lenkten wir auf die «Goldorganisation» um, wo sie bald im Sand verliefen, weil die SS-Männer sich so über diese

neue Einnahmequelle freuten, dass sie ihre Mühe nicht auf andere Angelegenheiten verschwenden wollten.

Ich habe ja bereits gesagt, dass wir alle Zugänge genau beobachteten, weil man nie wusste, wozu ein Neuling imstande war, aber auch bei älteren Insassen erlebte man manchmal eine Überraschung.

So konnte durch die Sorglosigkeit eines unserer Kameraden der allzu gut informierte 161 [Boleslaw Kuczbara], ein typischer Schizophrener, eines Tages zwei «Hosenbandorden»-Urkunden für Oberst 121 [Juliusz Gilewicz] und 59 [Henryk Bartosiewicz] zeichnen, um sie für ihre Arbeit in der Unabhängigkeitsbewegung zu ehren.

Weil der Letztere eingriff, blieb mir diese Ehrung erspart.

Mit seinen aufgerollten «Urkunden» lief 161 [Boleslaw Kuczbara] dann zur Mittagessenszeit quer über den Appellplatz, um sein Werk im Lazarett vorzuführen.

Ein SS-Mann oder Kapo hätte ihn jederzeit anhalten und fragen können, was er da Schönes in der Hand habe. So gefährdete er nicht nur seine Kameraden, sondern auch viele weitere Menschen.

Er präsentierte die Blätter Dr. 2 [Wladyslaw Dering] und erklärte dabei, mir habe er keine «Urkunde» gezeichnet, weil ich als Einziger im Kopf nicht ganz richtig sei. Dr. 2 [Wladyslaw Dering] gelang es mithilfe von Dr. 102 [Rudolf Diem], ihm die gefährlichen «Urkunden» zu entwinden und zu zerstören.

161 [Boleslaw Kuczbara] war aber ziemlich schlau, und an einem dunklen Abend wurde ich von Kamerad 61 [Konstanty Piekarski] in Block 22 gerufen. Er brachte mich zu einem SS-Mann. Es war 161 [Boleslaw Kuczbara] in SS-Uniform und passendem Mantel. Kurz darauf benutzte er beides bei seinem Ausbruch.

Es wurde Weihnachten – zum dritten Mal in Auschwitz.

Ich lag in Block 22, zusammen mit dem gesamten Bekleidungswerkstätten-Arbeitskommando.

Wie sehr unterschieden diese Weihnachten sich von den vorherigen!

Die Häftlinge bekamen das übliche Weihnachtspaket von zu Hause mit dem üblichen Pullover, aber die Lagerleitung gestattete jetzt endlich auch Lebensmittelpakete, die ersten, die nach Auschwitz geschickt werden durften.

Dank «Kanada» gab es inzwischen im Lager keinen Hunger mehr.

Die Pakete verbesserten die Lage noch weiter.

Die Nachrichten schwerer Niederlagen der Wehrmacht hoben den Kampfgeist der Häftlinge und liessen alle neuen Mut schöpfen.

In diese hoffnungsvolle Atmosphäre platzte dann noch die Nachricht von einem Ausbruch (30. Dezember '42)⁶⁰, den die Arbeitsdienste Mietek und Otto mit 161 [Boleslaw Kuczbara] und einem weiteren Partner durchgeführt hatten.

Dieses tollkühne Unternehmen wurde dadurch erleichtert, dass Arbeitsdienste sich zwischen dem inneren und äusseren Sicherheitszaun frei bewegen konnten, und dass 161 [Boleslaw Kuczbara] sich geschickt als SS-Mann verkleidet hatte. Sie fuhren unerschrocken bei hellichtem Tag in einem Pferdewagen hinaus, wobei der falsche SS-Mann dem Posten aus einiger Entfernung einen gefälschten Passierschein hinhielt. Das Ganze begeisterte die Lagerinsassen umso mehr, als Bruno, der Lagerälteste und «Häftling Nr. 1», am 31. von der Lagerleitung wegen einer Erwähnung in einem Brief, den Otto geschrieben hatte, in den Bunker gesperrt wurde.

Otto, ein Feind Brunos, hatte den Brief absichtlich in einem Mantel deponiert, den er auf dem verlassenen Pferdewagen etwa ein Dutzend Kilometer vom Lager entfernt zurückgelassen hatte. Darin hiess es, wie sehr es ihm leid tue, dass sie Bruno nicht wie vereinbart mitnehmen konnten, aber sie hätten schnell handeln müssen und nicht warten können. Bruno könne dafür den gemeinsamen Goldvorrat behalten!

Die für rasche Schlüsse bekannte Lagerleitung hatte Bruno, dieses Schwein, in den Bunker gesteckt. Dort sass er drei Monate lang in einer Zelle, wenn auch immer noch unter privilegierten Haftbedingungen. Dem Lager aber blieb er fortan erspart, denn er kehrte aus dem Bunker nicht mehr in seine frühere Stellung zurück, sondern wurde als Lagerältester nach Birkenau versetzt.

Im Lager herrschte über Weihnachten also wilde Freude. Wir verspeisten die Lebensmittel, die unsere Familien geschickt hatten, und erzählten uns Bruno-Witze...

In den Blocks fanden Boxkämpfe und Bunte Abende statt. Spontanensembles aus Orchestermusikern wanderten von Block zu Block.

Alle waren so froh über diese Entwicklung, dass mancher ältere Häftling den Kopf schüttelte und meinte: «Tja... es gab mal ein Lager namens ‚Auschwitz‘,

60 Der Ausbruch fand am 29. Dezember statt. (Anm. d. Übers.)

aber das war früher... Jetzt gibt es nur noch die letzte Silbe ... Es ist bloss noch ein Witz.»

Inzwischen wurden die Zustände im Lager von Monat zu Monat weniger grausam.

Das hiess allerdings beileibe nicht, dass wir nicht weiterhin Zeugen wirklich schlimmer Szenen geworden wären.

Auf dem Rückmarsch von der Arbeit aus der Gerberei mit den 500 Häftlingen, die dort beschäftigt waren, sah ich eines Tages kurz nach Neujahr eine kleine Gruppe von Männern und Frauen vor dem Krematorium warten (das war das alte kohlenbefeuerte Krematorium im Stammlager). Es war vielleicht ein Dutzend, Junge und Alte beiderlei Geschlechts.

Sie standen dort wie eine Herde Schlachtvieh vor dem Schlachthaus.

Sie wussten, was sie erwartete ...

Unter ihnen war ein Junge von etwa zehn Jahren, der in unseren vorüberziehenden «Hundertergruppen» nach jemandem Ausschau hielt... vielleicht nach einem Vater oder Bruder...

Beim Vorbeimarsch hatte man Angst, den Augen der Frauen und Kinder zu begegnen und darin etwa Verachtung ausgedrückt zu finden.

Innerlich brannten wir vor Scham, aber nein! – erleichtert erkannten wir schliesslich in ihren Augen nur Verachtung – für den Tod!

Beim Marsch durchs Tor sahen wir eine andere Gruppe an der Mauer stehen, den anrückenden Kolonnen den Rücken zugekehrt und mit erhobenen Händen.

Manchen stand vor dem Tod noch ein Verhör bevor, anderen die Folter in Block 11, bevor Palitzsch, der Henker, ihnen eine Kugel in den Hinterkopf schiessen würde und ihre blutigen Leichen auf den Karren zum Krematorium geworfen würden.

Als wir durchs Tor kamen, wurde die erste kleine Gruppe Häftlinge gerade ins Krematorium getrieben.

Manchmal wollte die Lagerleitung für ein blosses Dutzend Menschen kein Giftgas verschwenden. Man betäubte die Opfer mit einem Kolbenschlag und stiess die noch Lebenden in die Verbrennungsöfen.

Von unserem Block (Nummer 22) aus, der dem Krematorium am nächsten stand, hörten wir manchmal, durch die dicken Mauern gedämpft, das furchtbare Schreien und Stöhnen der Gequälten im Todeskampf.

Nicht alle nahmen beim Rückmarsch von der Arbeit diesen Weg.

Wer nicht dort entlangging, musste die Gesichter der Opfer nicht sehen, trug sich dann aber ständig mit dem Gedanken: Vielleicht ist meine Mutter... meine Frau ... meine Tochter...

Aber das Herz eines Häftlings ist abgehärtet. Eine halbe Stunde später standen viele schon wieder in einer Schlange nach Margarine oder Tabak an und ignorierten einfach, dass sie dies neben einem Berg nackter Leichen taten, den täglichen Phenolopfern.

Manchmal trat jemand auf ein bereits totenstarrs Bein und schaute nach unten: «Nanu, das ist ja Stasio ... Aber was will man machen? Heute war er dran, nächste Woche vielleicht ich ...»

Aber trotzdem verfolgte mich der suchende Blick des kleinen Jungen bis tief in die Nacht.

Die «gute Stimmung» im Lager, die sich an Weihnachten ausgebreitet hatte, führte dann noch zu einer weiteren schmerzlichen Episode.

Block 27 war die Bekleidungskammer, das Lager für Häftlingsuniformen und andere Kleidungsstücke. Das Arbeitskommando dort bestand fast ausschliesslich aus Polen.

Die Arbeit dort galt als «gut», weil es sich um einen Posten im Warmen und unter Dach handelte und die Häftlinge dieses Kommandos – die ihre Freunde selbstlos mit Kleidung, Uniformen, Decken und Schuhen versorgten – zusätzlich ihr Leben erträglicher machen konnten, indem sie von Blockältesten oder Häftlingen, die im Schlachthaus arbeiteten, Lebensmittel gegen Kleidung eintauschten.

Mit anderen Worten, es war ein begehrter Arbeitsplatz, und mithilfe von 76 [Bernard Swierczyna] brachten wir eine Reihe unserer Kameraden dort unter.

Die generelle Entspannung im Lager und die Abwesenheit Brunos, der im Bunker sass, verführte einige dazu, die notwendige Vorsicht zu vernachlässigen.

Unsere Kameraden in Block *TI* veranstalteten eine Weihnachtsfeier, bei der 76 [Bernard Swierczyna] ein von ihm verfasstes patriotisches Gedicht vorlas: Eine Schlesierin hatte zwei Söhne, deren einer in der Wehrmacht diente, während der andere in Auschwitz sass. Der Häftling brach aus, und der andere Sohn, der zur Wachmannschaft gehörte, erschoss unwissentlich seinen Bruder.

Das Gedicht war schön geschrieben. Es war eine nette Feier.

Ergebnis: Die Lagerleitung befand, dass es den Polen in Block 27 zu gut gehe, und die Politische Abteilung argwöhnte, die Polen in Block 27 hätten sich organisiert.

Am 6. Januar ('43) kamen während der Arbeitszeit SS-Männer von der Politischen Abteilung in Block 27, liessen das ganze Kommando antreten und fragten nach dem Oberst.

Oberst 24 [Karol Kumuniecki] gab sich nicht zu erkennen. Lachmann ging zu ihm hin und zog ihn heraus (die ganze Aktion war von der Politischen Abteilung gut geplant worden).

Dann wurden die Verbleibenden in drei Gruppen aufgeteilt. Die Erste bildeten die Reichs- und Volksdeutschen; sie durften im Block Weiterarbeiten. Die Polen wurden in zwei Gruppen aufgeteilt: Diejenigen mit höherer Bildung mussten nach rechts treten, darunter Oberst 24 [Karol Kumuniecki], Major 150 [Edward Gött-Getyriski], Rittmeister 162 [Wlodzimierz Koloriski], Leutnant 163 [Mieczyslaw Koloriski] und der Anwalt 142 [Name nicht feststellbar]; die anderen, in den Augen der SS Ungebildeten, waren unter anderem Major 85 [Zygmunt Bohdanowski], der sich als Holzfäller ausgab, Leutnant 156 [Stanisla Wierzbicki] und ein Schüler – mein Neffe 39 [Kazimierz Radwariski].

Man liess sie über zehn Stunden lang zum Strafappell antreten, obwohl die Temperatur unter null Grad lag.

Dann wurden die Gebildeten in den Bunker geworfen und die Ungebildeten in Palitzschs Kiesgrube⁶¹ geschickt.

Die erste Gruppe wurde im Bunker verhört und gefoltert. Sie sollten zugeben, dass sie sich organisiert hatten, und preisgeben, was für eine Organisation es war.

Die anderen, die bei Frost im Freien Zwangsarbeit leisten mussten, schienen ebenfalls verloren. Einigen von ihnen gelang es allerdings nach einigen grausamen Monaten, sich wieder in andere Kommandos versetzen zu lassen.

Zwei Freunden, 117 [Eugeniusz Zaturski] und 156 [Stanislaw Wierzbicki], gelang das ein wenig zu schnell.

Sie hatten zusammen in der Bekleidungskammer gearbeitet und gemeinsam in Block 3 eine separate Stube – den Lagerraum – bewohnt. Beiden gelang es an jenem Tag (6. Januar '43), nicht zu den Gebildeten gezählt zu werden. So vermieden sie den Bunker und kamen fürs Erste in Palitzschs Kiesgrube.

Kurz nachdem 156 [Stanislaw Wierzbicki] einige Monate zuvor aus Warschau eingeliefert worden war, hatte ich ihn gefragt, wie man in Warschau auf eine Flucht aus Auschwitz reagiere; er hatte erwidert, dass es zwei Reaktionen gebe:

61 Dort arbeiteten Angehörige der Strafkompagnie. (Anm. d. Übers.)

Das Oberkommando [der Heimatarmee] verleihe den Orden *Virtuti Militari*⁶² (vielleicht glaubte er, mich so zu einem Ausbruch zu ermutigen), während die Öffentlichkeit, die noch nicht wusste, dass es keine Kollektivstrafen mehr gab, einen Ausbruch für sehr egoistisch halte...

Jetzt, wo er sich selbst in einer schlimmen Lage befand, wollte er mich überreden, mit ihm gemeinsam auszubrechen.

Ich wollte damals noch nicht gehen, und er, der arme Kerl, bekam nie die Chance, es zu versuchen ...

Beide landeten einfach ein wenig zu schnell wieder auf den Füßen – sie wurden krank und fanden danach einen anderen, leichteren Arbeitsplatz.

Sie waren einfach keine «alten Hasen» des Lagers.

Eines Tages, als ich sie noch im Lazarett glaubte, fand ich heraus, dass beide erschossen worden waren (am 16. Februar '43).

Lachmann hatte sie in einem anderen Kommando entdeckt und gefragt, was sie dort zu suchen hatten; am Abend desselben Tages waren sie tot.

Kurz darauf, im März, wurde die gesamte Gruppe der Gebildeten erschossen. Sie waren im Bunker gefoltert worden, weil ein Kapo, der Zeuge der unglückseligen Weihnachtsfeier geworden war, sich eingebildet hatte, es stecke eine Organisation dahinter.

Sie hatten bis zuletzt geschwiegen... GUTE MÄNNER... diese unsere Kameraden!

Die Plätze der Polen in der Bekleidungskammer wurden von Ukrainern eingenommen, die allerdings dem SS-Mann, dem das Kommando unterstand, und dem Kapo nicht gut genug arbeiteten, und so kamen nach und nach einige Polen in dieses Arbeitskommando zurück.

Die Versorgung aus dieser Abteilung setzte allerdings aus.

Andere Lieferungen allerdings fließen weiter. Wie Kadett 90 [Name nicht feststellbar] berechnete, wurden alleine zu Weihnachten ('42) über 700 Kilogramm Fleischwaren aus dem Schlachthof eingeschmuggelt, trotz der ständigen Kontrollen am Tor.

62 Die höchste polnische Tapferkeitsauszeichnung. (Anm. d. Übers.) [Vollständig: *Wojenny Virtuti Militari*, 5 Klassen, 1792 gestiftet, seit 1941 auch von der poln. Exilarmeeführung verliehen. Für einen Ausbruch aus Auschwitz gab es wahrscheinlich das Silberne Kreuz, die unterste Klasse.]

Seit Spätherbst '42 hatten in Block 10 seltsame Vorbereitungen stattgefunden. Der Block war von Häftlingen geräumt worden, und ein Teil der Pritschen wurde abmontiert. Die Fenster wurden mit hölzernen Blenden versehen, damit man nicht mehr hineinschauen konnte.

Ausrüstung und Apparaturen wurden hineingetragen.

Dann begannen am Abend deutsche Professoren mit ihren Studenten zu kommen. Sie blieben über Nacht und arbeiteten. Manche fuhren morgens wieder ab, andere blieben noch einige Tage.

Einmal begegnete ich einem dieser Professoren; er machte einen abstossenden Eindruck auf mich. Seine Augen waren irgendwie böse.

Eine ganze Weile lang wussten wir nicht, was dort vorging, und konnten nur spekulieren.

Aber sie brauchten schliesslich Hilfe von den Lazarettpflegern.

Die durften dort zuerst nur sauber machen, dann wurden sie auch zu anderen Tätigkeiten herangezogen. Die zwei dafür ausgewählten Pfleger gehörten zufällig beide unserer Organisation an.

So kamen wir schliesslich doch noch in den abgesperrten Block 10 hinein.

Das nutzte uns aber anfangs gar nichts, weil man die beiden nicht wieder hinausliess. Eines Tages aber konnte einer der beiden, 101 [Witold Kosztowny], mit mir sprechen. Er war sehr verstört und meinte, er könne nicht mehr lange durchhalten und sei am Ende.

Dort wurden medizinische Versuche durchgeführt.

Die Medizinprofessoren und ihre Studenten experimentierten an Menschen, und weil es unbegrenzt viele menschliche Versuchsobjekte gab, war ihnen deren Schicksal völlig gleichgültig. Sie fühlten sich dafür niemandem gegenüber verantwortlich.

Das Leben der Versuchspersonen war ja schliesslich sowieso jeden Tag in der Hand der Perversen im Lager, und sie würden irgendwann auf jeden Fall umkommen und im Krematorium enden.

Also sprach nichts dagegen, sie vorher für sexuelle Experimente zu benutzen.

Männer und Frauen wurden chirurgisch sterilisiert. Man setzte ihre Fortpflanzungsorgane einer bestimmten Strahlung aus, die sie unfruchtbar machen sollte. Danach wurde getestet, ob die Bestrahlung gewirkt hatte.

Dabei fand kein Geschlechtsverkehr statt. Ein Kommando aus einigen Männern fungierte als Samenspender; das Sperma wurde den Frauen anschliessend eingespritzt.

Die Tests zeigten, dass die bestrahlten Frauen nach einigen Monaten wieder fruchtbar wurden. Daraufhin wurde die Strahlendosis stark erhöht. An den resultierenden Strahlenverbrennungen der Geschlechtsorgane gingen die Frauen qualvoll zugrunde.

Für diese Experimente wurden Frauen aus allen möglichen Nationen missbraucht. Polinnen, Deutsche, Jüdinnen und später Zigeunerinnen wurden aus Birkenau herübergebracht. Einige Dutzend junge Griechinnen wurden eingeliefert und starben infolge der Experimente. Allesamt, selbst die Überlebenden eines erfolgreichen Versuchs, wurden später liquidiert. Kein einziger Mann und keine einzige Frau entkamen Block 10 lebend.

Es liefen auch Versuche zur Herstellung künstlichen Spermas, aber die Ergebnisse waren negativ.

Die Verabreichung künstlich hergestellten Sperma-Ersatzes verursachte eine Art Infektion.

Die weiblichen Versuchspersonen wurden alle durch Phenolinjektionen getötet.

Angesichts all dieses Leidens war 101 [Witold Kosztwony], obwohl ein «alter Hase», äusserst mitgenommen.

Ein weiterer Zeuge für die Geschehnisse in Block 10 war 57 [Edward Ciesielski] (beide haben überlebt und sind heute in Freiheit).

Manchmal meinten wir abends unter uns, nur durch ein Wunder käme jemand aus Auschwitz lebend wieder heraus, und danach hätte er sicher grosse Schwierigkeiten, mit all den anderen Menschen auszukommen, die ein normales Leben weitergeführt hatten.

Viele ihrer Sorgen wären ihm einfach zu belanglos.

Und sie wiederum würden ihn nicht verstehen ...

Wenn aber jemand hinauskäme, so sei es seine Pflicht, der Welt mitzuteilen, wie echte Polen hier starben.

Und ebenso müsse er schildern, wie die Menschen, alle Menschen, hier starben ... ermordet von andern ...

Wie seltsam das in christlicher Ausdrucksweise klang... hingeschlachtet von ihren Nächsten, wie vor so vielen Jahrhunderten ...

Daher, so habe ich bereits geschildert, hatten wir wohl eine völlig falsche Richtung eingeschlagen ... aber wohin? Wohin gingen wir... wohin führte unser «Fortschritt»?

Durch unsere Kontakteleute erfuhren wir, dass die Politische Abteilung die Verlegung aller Polen aus dem Lager weg plante, um Zwischenfällen vorzubeugen.

Die Lagerleitung hatte bemerkt, welche Gefahr eine so grosse Konzentration von Polen, die durch die Erlebnisse gestählt und zu allem bereit waren, auf polnischem Gebiet, umgeben von sympathisierender Zivilbevölkerung, darstellte.

Bei einem Luftlandeunternehmen oder einem Waffenabwurf könnte ...

Zwar planten weder wir noch unsere Alliierten etwas Derartiges – oder konnten es uns auch nur vorstellen –, der Feind aber schon.

Zunächst wurden einige Polen aus ihren Arbeitskommandos wegversetzt, um die Kommandos an ihr Fehlen zu gewöhnen.

Die Polen waren in allen Kommandos die besten Arbeiter.

Die Deutschen sagten, sie seien so gut wie Deutsche, aber das stimmte nicht.

Sie schämten sich bloss zuzugeben, dass die Polen besser waren.

Als Erstes wurden solche Polen aus den Handwerkerkommandos abgezogen, deren Erscheinung darauf deutete, dass sie erst im Lager «Handwerker» geworden waren.

Ungefähr 150 der 500 Arbeiter in der Bekleidungswerkstätte wurden versetzt.

Weil ich wohl irgendwie gebildet wirkte, gehörte auch ich zu ihnen. Das war am 2. Februar (43).

Aus irgendeinem Grund war ich darüber nicht besorgt. Ich spürte einfach, dass diese Veränderung für mich nicht schlimm enden würde.

Am nächsten Tag fand ich mich in einem Korbflechterkommando wieder, wo meine Freunde sich meiner annahmen.

Es war jetzt ohnehin Brauch, dass eine «alte Nummer» sofort in jedem Kommando akzeptiert wurde. Ein solcher Häftling genoss jetzt die Vorrechte eines Veteranen.

Allerdings arbeitete ich dort nur einen Tag lang und nicht sehr produktiv. Immerhin lernte ich, wie man Strohschuhe flocht.

Am nächsten Tag hatte ich bereits einen ausgezeichneten Posten im neu eingerichteten «Paket»-Kommando.

Inzwischen durften die Häftlinge Lebensmittelpakete empfangen, und täglich wurden mehr LKW-Ladungen benötigt, um alle anzuliefern. Die Lagerleitung hatte alle Hände voll zu tun. Gestattet war der Empfang eines Lebensmittelpakets von bis zu fünf Kilogramm wöchentlich. Um eine Überlastung zu

verhindern, waren grössere Pakete nicht erlaubt, aber die wöchentlich erlaubte Anzahl kleiner Pakete (bis zu 250 Gramm pro Stück) wurde nicht begrenzt.

Wie sich herausstellte, hatte die Lagerleitung sich verrechnet, denn jetzt wurde sie unter einer Lawine von Päckchen begraben.

Die Familien der Häftlinge, froh, dass sie ihren Angehörigen endlich helfen konnten, schickten nämlich tägliche Päckchen anstatt nur einem grossen Paket pro Woche.

Das Ergebnis war das Gegenteil dessen, was die Lagerleitung hatte erreichen wollen. Die enorme Arbeit bei der Annahme, Sortierung und Auslieferung an die Empfänger einer so ungeheuren Anzahl von Postsendungen erforderte einen regelrechten Zustelldienst, ein ganz neues Arbeitskommando, in dem ich mir einen Platz sichern konnte.

Wir belegten drei kleine Stuben auf Block 3. Einer der Haupträume diente als Paketlager.

Die Effizienz, die von allen Arbeitskommandos im Lager verlangt wurde, erforderte als Erstes, dass der ungeheure Rückstau abgebaut wurde, der sich gebildet hatte. Es war natürlich auch im Interesse der Häftlinge, wenn sie dadurch ihre Pakete schneller bekamen.

Das Kommando arbeitete in zwei Schichten zu je 20 Mann, sodass die Paketstelle rund um die Uhr besetzt war.

Ich wählte mit Vorbedacht die Nachtschicht.

Weil die Paketstelle rund um die Uhr sortierte, musste auch die Hauptschreibstube Tag und Nacht arbeiten. Für jedes eingehende Päckchen wurde eine Karteikarte ausgefüllt. Von diesen Karten wurden alle halbe Stunde mehrere Hundert in die Schreibstube geschickt, die dann auf jeder Karte notierte, in welchem Block die jeweilige «Nummer» (der Häftling) gerade lag. Bei bereits Verstorbenen wurde stattdessen ein Kreuz gemacht. Dann wurden die Karten zurückgeschickt und die Pakete nach Blöcken sortiert, in speziell eingerichtete Regale gelegt. Die Pakete, die an Tote gerichtet waren, kamen auf einen grossen Haufen in einer Ecke. Es waren sehr viele solcher Pakete an Kameraden, die bereits gestorben waren.

Ausser den Paketen an Juden, Franzosen und Tschechen, die zum grössten Teil bereits umgebracht worden waren, gab es da auch viele von polnischen Familien, die nicht wussten, dass ihr Angehöriger im Lager bereits umgekommen war, denn, wie ich bereits geschildert habe, wurden die entsprechenden Benachrichti-

gungen oft nicht verschickt oder von der Politischen Abteilung monatelang zurückgehalten.

Die SS-Männer bedienten sich reichlich bei den besseren Paketen für Tote, meist solchen aus Frankreich oder der Tschechoslowakei, die Wein und Obst enthielten, und schafften sie in ihre eigene Kantine.

Der Inhalt der einfacheren Pakete wanderte meistens in die Häftlingsküche, wo auch andere Lebensmittel aus «Kanada» landeten, aus denen die SS sich ebenfalls schon bedient hatte. Alles wanderte zusammen in den Kochtopf.

Wir assen damals süsse Suppen, in denen Keks- und Kuchenstücke schwammen und die manchmal deutlich nach Parfüm rochen. Bei uns auf der Stube fanden wir einmal einen noch nicht ganz aufgelösten Rest Toilettenseife in der Suppe.

Die Köche fanden unten in den Töpfen später mitunter Goldschmuck oder Münzen, die von ihren toten Besitzern sorgfältig in einem Brotlaib oder Kuchen verborgen worden waren.

Die Männer in der Paketstelle wussten genau, was sie taten, wenn sie sich aus den Paketen ihrer toten Kameraden bedienten, und gaben gewöhnlich ihr Brot und ihre Suppe an die Hungrigeren im Block weiter.

Man musste allerdings vorsichtig sein, wenn man sich aus den Paketen an die Toten bediente. Die standen eigentlich nur den Herrenmenschen zu; für Häftlinge waren sie bei Todesstrafe verboten.

Einmal wurden wir Häftlinge aus der Paketstelle beim Verlassen des Arbeitsplatzes durchsucht und bei sieben von uns Weissbrot, Butter und Zucker gefunden, die aus den Paketen der Toten stammten. Alle sieben wurden noch am gleichen Tag erschossen.

Die Paketstelle wurde von einem österreichischen SS-Mann geleitet, der für einen SS-Mann ein ganz anständiger Kerl war.

Nach der Rückkehr zum früheren System von einem Paket mit 5 Kilogramm pro Woche trafen alle möglichen Behältnisse ein, mitunter ganze Koffer. Der Leiter der Paketstelle zuckte nicht mit der Wimper und liess sie alle passieren – aus Zeitmangel liess er es bei einer oberflächlichen Inspektion bewenden und schnitt manchmal nur die Paketschnur durch. Als aber ein Blockältester, ein deutsches Schwein, sich bei der Paketverteilung in seinem Block aus einem der Pakete, das an einen lebenden Gefangenen gerichtet war, eine Handvoll Süssigkeiten nahm, meldete er ihn sofort, und der deutsche Blockälteste wurde ebenfalls am selben Tag erschossen.

So gab es in dieser Frage also tatsächlich Gerechtigkeit...

Ich fand einen anderen Weg, um meinen Kameraden zusätzliche Lebensmittel zukommen zu lassen.

Ich arbeitete in der Nachtschicht. Der wachhabende SS-Mann sass vor mir am warmen Ofen und nickte gegen zwei Uhr morgens meist ein.

Hinter mir lag der grosse Pakethauferi an die Toten, daneben ein separater kleinerer Haufen besserer Pakete, die bereits für die SS-Kantine aussortiert waren.

Bei meiner normalen Tätigkeit des Herumtragens, Registrierens und Sortierens von Paketen konnte ich immer wieder unauffällig eines der kleineren Päckchen aus diesem separaten Haufen nehmen. Während der SS-Mann vor sich hinschnarchte, öffnete ich es, riss die Adresse ab, wendete das Packpapier, verschnürte

das Päckchen neu und adressierte es an einen meiner Kameraden. Ich hatte die Befugnis, beschädigte Päckchen neu zu packen. Bei einigen war die Verpackung völlig zerfetzt, daher eigneten sie sich gut dafür. Bei einigen konnte ich das Packpapier wegen offizieller Stempel nicht wenden und überklebte die Adresse einfach mit einer anderen. Ein solches Päckchen durchlief dann die ganz normale Prozedur durch die Paketstelle und landete im betreffenden Regalfach.

Der SS-Mann hatte einen sehr bequemen Posten. Nachts konnte er auf Wache schlafen, und tagsüber, wenn er dienstfrei hatte, besuchte er mit dem Fahrrad seine Frau, die etwa 20 Kilometer entfernt lebte. Mit anderen Worten, alle waren mit dem Arrangement zufrieden. Im Laufe einer Schicht versuchte ich immer, acht Päckchen – zwei für jedes Bataillon – umzuadressieren. Manchmal schaffte ich weniger, manchmal sogar mehr.

Am Morgen ging ich dann zu den Empfängern und warnte sie vor, angesichts eines unerwarteten Pakets keine verdächtige Überraschung zu zeigen.

Weil ich jetzt in einem anderen Kommando arbeitete, wurde ich nach Block 6 verlegt.

In diesem Block und während der Arbeit konnte ich einige Mitglieder für unsere Organisation anwerben: Leutnant 164 [Edmund Zabawski], Leutnant 165 [Henryk Szklarz] und Zugführer Sergeant 166 [Name nicht feststellbar].

Gegen Ende '42 wurde Olek (Leutnant 167 [Aleksander Bugajski]) mit einem Transport aus Krakau eingeliefert. Ich erfuhr, dass er ein Held aus dem Montelupich-Gefängnis sei. Er war durch eine Flucht knapp dem Tod entkommen und war jetzt zweimal zum Tode verurteilt, hatte es aber immer wieder geschafft, mit der SS zurechtzukommen. Anscheinend hatte er sich als Arzt ausgegeben und

sogar SS-Männer behandelt und sich so verstecken können. Aber jetzt war er in Auschwitz gelandet, und hier würde ihn sicher sein Schicksal ereilen.

Ich lernte ihn kennen und mochte seinen Sinn für Humor.

Ich schlug ihm einen Fluchtweg vor, den ich für mich selbst vorbereitet hatte.

Die Kanalisation.

Freunde im Baubüro hatten mir einen Lageplan der Kanalisation zukommen lassen, der deutlich zeigte, wo man am besten hineingelange.

Die deutschen Behörden lernten gewöhnlich aus dem Entkommen eines Häftlings und versperrten seine Fluchtroute für die Zukunft, sodass sie danach praktisch unbrauchbar wurde.

Das Sprichwort «Die einzige exakte Wissenschaft für einen Polen ist die nachträgliche Einsicht»⁶³ kann man also auch auf andere Völker ausdehnen.

Indem ich Olek meine Fluchtroute überliess, versperrte ich sie mir also mehr oder weniger selbst, aber ich wollte gegenwärtig sowieso nur bei unmittelbarer Gefahr fliehen.

Ich würde durch ihn einen Bericht schicken und für mich selbst auf glückliche Umstände hoffen.

Inzwischen kam Oberleutnant 168 [Witold Wierusz] dazu und stellte mir einen Plan vor, um aus seinem Arbeitskommando heraus eine Flucht zu wagen. Er war stellvertretender Kapo. Der Kapo war krank, und deshalb konnte er sich freier bewegen. Er leitete das Kommando bei Vermessungsarbeiten mehrere Kilometer ausserhalb des Lagers.

Ich brachte ihn in Kontakt mit Leutnant 167 [Aleksander Bugajski]. Diesem gefiel der Plan von Oberleutnant 168 [Witold Wierusz] besser, und er plante jetzt, das Lager auf diesem Weg zu verlassen.

Er wechselte ein wenig zu plötzlich aus der Paketstelle in das Vermessungskommando, das 168 [Witold Wierusz] leitete.

Im Januar ('43)⁶⁴ gelang sieben Kameraden eine nächtliche Flucht durch die SS-Küche.

Die Lagerleitung sah, dass es Fluchtwillige nicht abschreckte, wenn erfolglose Ausbrecher gehängt wurden, und versuchte eine neue Massnahme. In allen

63 «Mqdry Polak po szkodzie.» (Anm. d. Übers.)

64 Laut anderen Quellen im Februar 1943. (Anm. d. Übers.)

Blocks wurde bekannt gegeben, dass nach einer Flucht die Familie des Ausbrechers statt seiner ins Lager käme.

Das wirkte.

Niemand wollte seine Familie gefährden.

Eines Tages sahen wir beim Rückmarsch von der Arbeit zwei Frauen. Eine freundliche ältere und eine schöne junge Frau standen mit einem Schild an einem Pfosten, das besagte, das unbedachte Handeln eines unserer Kameraden habe sie ins Lager gebracht.

Das sollte die Vergeltung für das Entkommen eines der Ausbrecher sein.

Was Frauen anging, hatten wir grosse Skrupel.

Alle im Lager verfluchten den Gewissenlosen, der sein eigenes Leben gerettet und dabei seine Mutter und seine Verlobte geopfert hatte, aber dann fiel jemandem auf, dass die Häftlingsnummern der beiden Frauen in den Dreissigtausendern lagen, während das Lager inzwischen über 50'000 weibliche Insassen zählte.

Daraus schlossen wir, dass die beiden Frauen einfach willkürlich aus dem Lager in Rajsko herausgeholt und für einige Stunden an den Pfosten gestellt worden waren. Fragen konnten wir sie nicht, denn eine SS-Wache verhinderte jede Annäherung.

Allerdings konnten wir nicht sicher sein, dass die Deutschen sich nicht doch unsere Familien holen würden, und einige Fluchtunternehmen wurden daraufhin abgesagt.

Nr. 167 [Aleksander Bugajski] und 168 [Witold Wierusz] bereiteten ihren Versuch weiter vor. Über die örtliche Bevölkerung hatten wir Krakau verständigt.

Zivilkleidung und Führerinnen würden an mehreren vereinbarten Punkten warten.

Nr. 167 [Aleksander Bugajski] bot mir an, mit ihnen auszubrechen.

Bei der Besprechung des Plans mit 168 [Witold Wierusz] fielen mir einige ungenügend ausgearbeitete Einzelheiten auf.

Die Ausbrecher wollten die beiden SS-Männer, die ihr Kommando ausserhalb des Lagers bewachten und oft für einen Wodka ins Dorf gingen, betrunken machen und sie dann fesseln. Waren sie nicht betrunken genug, würde man sie vielleicht umbringen müssen.

Dagegen protestierte ich im Namen der Organisation kategorisch.

Die Organisation konnte mit der Tötung der Wachen nicht einverstanden sein, weil danach schärfste Vergeltungsmassnahmen gegen sämtliche Häftlinge im Lager drohten.

Man musste auf eine Weise ausbrechen, die für den Rest des Lagers keine schlimmen Folgen hatte.

Daraufhin wollten sie die SS-Männer mit einem Barbiturat betäuben.

Sie hatten sich ein Barbituratpulver aus dem Krankenbau beschafft, das sie in den Wodka rühren wollten – aber bei einem Versuch an einigen Kapos führte es nicht zur gewünschten Wirkung, weil es sich im Wodka schlecht löste und auf dem Boden des Glases ausfiel.

Sie entschieden sich, stattdessen Süßigkeiten mit dem Schlafpulver zu präparieren.

Inzwischen waren fast 20'000 Zigeuner nach Birkenau eingeliefert worden, wo sie fürs Erste in ganzen Familien sich selbst überlassen wurden und einen abgesperrten Lagerteil für sich hatten.

Dann wurden die Männer herausgeholt und im «Auschwitz-Stil» umgebracht.

Eines Tages gelang einigen Häftlingen aus Rajsko ein tollkühner Ausbruch, den wir später «Fass des Diogenes» nannten.

In einer dunklen, windigen und regnerischen Nacht durchbrach etwa ein Dutzend Häftlinge den elektrischen Stacheldrahtzaun, indem sie zunächst die Drähte mit Stangen auseinanderdrückten und danach ein Fass aus einer Lebensmittellieferung, aus dem der Boden herausgebrochen worden war, dazwischen schoben. Es diente als Isolierung vor den Hochspannungsdrähten, und sie krochen hindurch wie Katzen durch einen Muff.

Die Lagerleitung musste völlig ausser sich vor Wut gewesen sein.

So viele lästige Zeugen für die Geschehnisse in Rajsko-Birkenau auf freiem Fuss!

Diese Flüchtigen mussten um jeden Preis wieder eingefangen werden. Wehrmachtseinheiten wurden abgestellt, und drei Tage lang wurde ununterbrochen gesucht.

Das Lager wurde gesperrt, weil keine Wachen mehr erübrigt werden konnten, um die Kommandos zur Arbeit zu begleiten.

Die Lagerleitung nutzte diese Lage aus, um das Lager zu entlausen, was drei Tage dauerte.

Zufällig hatten 167 [Aleksander Bugajski] und 168 [Witold Wierusz] ihren Fluchtversuch, der mit einer Organisation von draussen abgesprochen war, am Tag nach dem «Fass des Diogenes» durchführen wollen. Weil sie das Lager nicht

verlassen durften, musste dieser Versuch abgesagt werden. Aber es kam noch schlimmer.

Die Aufseher und Kapos der einzelnen Arbeitskommandos begannen, weil sie den Zorn der Lagerleitung fürchteten, alles sehr genau zu nehmen. Sie durchsuchten die Häftlinge, prüften ihre Arbeit, verglichen die Anwesenheitslisten und versuchten alles zu beseitigen, was bei Vorgesetzten Anstoss erregen konnte.

Dadurch entdeckten der Aufseher und der Kapo der Paketstelle auf einmal die Abwesenheit von Olek 167 [Aleksander Bugajski] und fragten, warum er nicht mehr da sei; war er etwa krank geworden?

In der Schreibstube fanden sie heraus, dass Olek in einem anderen Block wohnte und in einem anderen Arbeitskommando tätig war. Er hatte sich also versetzen lassen, und noch dazu zu einer Arbeit ausserhalb des Lagers, ohne zuvor die notwendige Genehmigung des Arbeitsdiensts einzuholen. Weil ausserdem noch eine Untersuchung der Politischen Abteilung gegen ihn lief, kamen sie zu dem Schluss, dass er wahrscheinlich einen Ausbruch plante, und das brachte Olek eine Versetzung in die Strafkompagnie ein.

Nur für alle Fälle hatte ich bereits seit einiger Zeit eine Fluchtroute durch die Kanalisation vorbereitet.

Das war nicht gerade einfach. Die Kanalisationsrohre verliefen zwar, wie mein Plan aus dem Baubüro zeigte, in alle möglichen Richtungen, hatten aber zum grössten Teil nur zwischen 40 und 60 Zentimeter Durchmesser. Vom für mich sinnvollsten Einstieg bei Block 12 gingen in lediglich drei Richtungen Abwasserkanäle mit 60 Zentimeter Breite und 90 Zentimeter Höhe aus.

Einmal versuchte ich, hineinzugelangen und das Absperrgitter direkt hinter dem Einstiegsschacht zu lösen. Ich war allerdings nicht der Einzige, der sich für diesen Weg interessierte.

Einige Kameraden kannten diese Route ebenfalls.

Ich traf eine Vereinbarung mit ihnen; es handelte sich um 110 [Andrzej Makowski-G[^]sienica] und 118 [Name nicht feststellbar]. Einige andere hatten ebenfalls ein Auge auf diesen Fluchtweg geworfen.

Die Frage war, wer ihn zuerst benutzen würde.

Als kurz vor den vergangenen Weihnachten eine Gruppe von Arbeitsdiensten ihre Flucht plante, wollte auch 61 [Konstanty Piekarski] unbedingt ausbrechen, und ich zeigte ihm diese Route. Am Heiligabend, wenn die Aufmerksamkeit der Wachmannschaften gewöhnlich nachliess, hätte die Flucht gelingen können.

Leider wurde ausgerechnet an Heiligabend ein weiterer Weihnachtsbaum ge-

nau am vorgesehenen Ausstiegsschacht aufgestellt, mit Lichtern bestückt und mit Scheinwerfern angestrahlt.

Als ich später in der Paketstelle die Nachtschicht hatte, stiess ich auf einen Schachtdeckel ganz in der Nähe. Von dort aus kroch ich zweimal, nachdem ich mir in Block 3 einen Overall übergezogen hatte, in die stinkenden Röhren.

Im Einstiegsschacht sah ich, dass die Vorhängeschlösser der Gitterklappe, die den Kanal versperrte, jetzt durchgerostet waren, aber so mit Schlamm überdeckt, dass die Klappe immer noch wie verschlossen wirkte.

Ich hatte drei Kanäle zur Auswahl, die zum Durchklettern breit genug waren. Einer verlief zwischen den Blocks 12 und 13, weiter zwischen 22 und 23, bog dann nach links an der Küche entlang ab, wandte sich jenseits des letzten Wachturms bei Block 28 ein wenig nach rechts und führte zu einem Ausstieg hinter dem Bahndamm.

Dieser Kanal war sehr lang, ungefähr 800 Meter. Er hatte einen grossen Vorteil – den sicheren Ausstieg –, aber auch einen grossen Nachteil – er war fast völlig mit Schlamm zugesetzt. Ich kämpfte mich 60 Meter weit voran, um einschätzen zu können, wie man sich darin bewegen konnte, und stieg dann wieder aus, völlig erschöpft.

Die Nacht war wunderbar dunkel.

Ich war völlig verdreckt; in Block 3 wusch ich mich und zog den Overall aus. Ich muss zugeben, dass ich fürs Erste genug hatte.

Der Kanal in der anderen Richtung war trockener und leichter begehbar, ausserdem sehr viel kürzer.

Er verlief zwischen den Blocks 4 und 15, dann 5 und 16, dann geradeaus bis zu den Blocks 10 und 21 und sogar noch weiter.

Sein Gefälle war stärker, er enthielt weniger Wasser und Fäkalschlamm aus den Blocks. Aber der Ausstieg hinter dem Zaun lag zwei Meter hinter einem Wachturm.

Der Kanaldeckel über dem Ausstiegsschacht würde sich, selbst wenn ihn die Kameraden aus der Kiesgrube tagsüber präparierten, nachts kaum ohne Geräusch anheben lassen, und die Soldaten im Wachturm konnten es kaum überhören.

Blieb noch der dritte Kanal, mit 40 Metern Länge der kürzeste, ein Abzweig des vorigen.

Er enthielt am meisten Wasser. Die Röhre verlief zwischen Block 1 und 12 und unterquerte den Zaun zwischen der Schreibstube und einem neu errichteten Ge-

bäude. Der Ausstiegsdeckel befand sich mitten auf der Strasse und war in deren Beleuchtung von der Hauptwache aus gut zu sehen.

Der Weihnachtsbaum, den sie uns dort hingestellt hatten, war inzwischen allerdings nicht mehr da.

Dann gab es da noch das sogenannte U-Boot mit seiner permanenten Bemannung, aber ich konnte es nicht in meine Pläne einbauen.⁶⁵

Das Risiko einer Flucht konnte ich jetzt eingehen, aber ich war immer noch der Ansicht, dass die richtige Zeit noch nicht gekommen war.

* *

Eines Abends kamen wir zu dem Schluss, dass gegen uns ein regelrechter Krieg im Gange war.

Unsere Informationen aus der Politischen Abteilung, aus der Kommandantur und dem Lazarett bekamen wir gewöhnlich durch SS-Männer, die für beide Seiten arbeiteten und sie über die Volksdeutschen und Reichsdeutschen Weitergaben, die auf unserer Seite waren.

Einige SS-Männer waren früher Unteroffiziere in der polnischen Armee gewesen⁶⁶ und liessen uns wissen, dass sie im Fall eines Aufstands auf unserer Seite kämpfen würden und sogar Schlüssel zur Waffenkammer hatten.

Diese Schlüssel brauchten wir zwar nicht einmal, weil unsere Kameraden in der Schlosserei bereits Duplikate von allen angefertigt hatten, aber obwohl diese ehemaligen Unteroffiziere doppelzüngige, unangenehme Menschen waren, konnten wir sie trotzdem gebrauchen. Sie warnten uns oft vor Plänen der Lagerleitung, und zwar verlässlich.

Offensichtlich vertraute Grabner seinen eigenen Leuten nicht mehr und wollte alles bis zur letzten Minute geheim halten. Die Liste derjenigen, die verlegt werden sollten, war geheim.

Seine Entscheidungen sprach er nur mit Palitzsch ab.

65 In manchen Quellen heisst es, dass einige Häftlinge einen leeren unterirdischen Treibstofftank entdeckt hatten, den sie mit Stromanschluss und einem gut versteckten Periskop ausgestattet hätten! Unklar bleibt, wozu sie den Tank dann benutzten und ob die Geschichte überhaupt stimmt. Pileckis Bemerkung bleibt unüberprüfbar und klingt angesichts der Lage von Auschwitz auch nicht unbedingt plausibel. Des Weiteren haben sich wohl nie ein schriftlicher Beleg oder gar entsprechende bauliche Reste im Gelände selbst finden lassen. (Anm. d. Übers.)

66 Vermutlich handelte es sich um Volksdeutsche. (Anm. d. Übers.)

Am 7. März trat eine Blocksperre in Kraft, das heisst, die Häftlinge durften die Blocks nicht mehr verlassen.

Die Listen wurden an die einzelnen Blocks geschickt und diese abgesperrt. Dann wurden Nummern von Häftlingen, ausschliesslich polnische, verlesen; die Betroffenen sollten sich auf einen Transport vorbereiten.

Es waren alles Nummern von Häftlingen, deren Fälle für die Politische Abteilung abgeschlossen waren.

Die Transporte gingen in andere Lager, in denen sehr viel bessere Zustände als in Auschwitz herrschen sollten.

Im Geheimen erfuhren wir, dass nur die ersten Transporte in bessere Lager gingen, spätere dann in solche, wo es noch schlimmer zuging.

In den Blocks waren die Reaktionen gemischt. Einige waren froh, in bessere Lager zu kommen und nicht hier erschossen zu werden. Andere machten sich Sorgen, weil sie nicht aufgerufen worden waren, was hiess, dass ihre Fälle noch offen waren und ihnen immer noch die Erschiessung drohte. Wieder andere wollten nicht verlegt werden, weil sie sich hier in jahrelangen Bemühungen einen guten Arbeitsplatz gesichert hatten; im neuen Lager würden sie wieder als Zugang anfangen und ums Überleben kämpfen müssen; vielleicht schafften sie es nicht noch einmal.

Die meisten aber hielten die Verlegung für eine gute Sache, denn ein solches Höllenloch wie Auschwitz konnte es ja nicht noch einmal geben.

Ausserdem wurden wir ja gar nicht gefragt.

Wäre es Tag gewesen und die Blocks nicht abgesperrt, dann hätten wir vielleicht etwas unternehmen können.

Wer bleiben wollte, hätte plötzlich «erkranken» können, aber bei Nacht konnte man nichts machen.

Meine Nummer wurde gleich am ersten Abend (dem des 7. März) verlesen.

Man befahl uns, unsere Sachen zu packen und in Block 12 zu gehen, der bereits zu diesem Zweck geräumt worden war. Also machten wir uns auf den Weg.

Auf die gleiche Weise wurde Block 19 gefüllt. Es wurden 3 Abende hintereinander (am 7., 8. und 9. März) insgesamt etwa 6'000 Nummern aufgerufen.

Die Blocks 12 und 19 durften ebenfalls nicht verlassen werden; sodass wir uns nur durch die Fenster verständigen konnten.

Dr. 2 [Wladyslaw Dering] gab mir durch die Glastür im Treppenhaus zu verstehen, dass ich mich krankmelden solle, wenn ich bleiben wolle.

Angesichts meiner Verantwortung für die Geheimorganisation und meines Status in der Arbeitswelt der Häftlinge war das überlegenswert.

Am 10. März ('43) mussten wir in einer Marschkolonne aus Fünfergruppen um sechs Uhr morgens in der «Roten Allee» antreten.

Deutsche Militärärzte führten hier eine Musterung derjenigen durch, die die Politische Abteilung zur Verlegung bestimmt hatte.

Ich stand in der Nähe von Oberst 11 [Tadeusz Reklewski] und Kazio 39 [Pileckis Neffe Kazimierz Radwariskij].

Ich zermartete mir das Gehirn und versuchte einen Überblick zu gewinnen, wer alles verlegt wurde und wer noch Zurückbleiben würde.

Eine eng zusammenarbeitende Gruppe würde Weggehen. Mein Instinkt riet mir, bei ihnen zu bleiben.

Die Ärztekommision war erstaunt über die gute Gesundheit und den hervorragenden Allgemeinzustand der polnischen Häftlinge. Wir waren zum grössten Teil gut ernährt (mit Ausnahme der Neuzugänge). Sie schüttelten immer wieder den Kopf und meinten: «Woher kommen diese Leute eigentlich?»

Ausser den Lebensmitteln aus «Kanada» und den Paketen gebührte auch unserer Organisation ein Teil des Verdienstes dafür – jetzt sah man die Ergebnisse ...

Aber ich hatte die Verantwortung, die Arbeit hier weiterzuführen... Wer würde noch bleiben, um sie mit mir fortzusetzen? Ich begann, die Frage mit den Kameraden zu diskutieren ...

Oberst 11 [Tadeusz Reklewski] und Kazio 39 [Pileckis Neffe Kazimierz Radwariskij] gingen gerne. Sie sollten nach Buchenwald kommen, angeblich eines der besseren Lager.

Mein Freund Oberst 11 [Tadeusz Reklewski] meinte, trotz allem sei es meine Pflicht, in diesem Höllenloch auszuharren.

Ich hatte viel Zeit, mir die Sache zu überlegen. Die Musterung kam nur sehr langsam voran.

Wir mussten den ganzen Tag und die halbe Nacht dort stehen.

Mit Oberst 11 [Tadeusz Reklewski] und Leutnant 61 [Konstanty Piekarski] gemeinsam erreichte ich etwa um zwei Uhr morgens die erste Reihe.

Da hatte ich mich schon lange entschlossen, in Auschwitz zu bleiben.

Von 169 [Stanislaw Baranski], der sich frei bewegen konnte, hatte ich mir ein Bruchband aus dem Lazarett bringen lassen, obwohl ich keinen Leistenbruch hatte.

Um zwei Uhr morgens waren die Musterungsärzte schon ziemlich müde.

Oberst 11 [Tadeusz Reklewski], über ein Dutzend Jahre älter als ich und im Vergleich mit mir ein Hänfling, wurde als arbeitsfähig eingestuft und auf den Transport geschickt.

Als ich dann aber mit meinem Bruchband nackt vor der Kommission stand, winkten mich die Ärzte einfach durch: «Weg! Solche brauchen wir nicht!» Ich durfte nicht auf den Transport.

Ich ging also zurück in Block 12, meldete mich dort mit meiner Untauglichkeitsbescheinigung und wurde sofort in Block 6 zurückgeschickt, wo ich auf meiner eigenen Pritsche schlief. Am nächsten Tag ging ich zu meiner gewohnten Arbeit in der Paketstelle, als wäre nichts gewesen.

Am 11. März wurden, nachdem die wirklich oder vorgetäuscht Arbeitsunfähigen aussortiert worden waren, 5'000 gesunde Polen (mit noch einigen anderen, um die Anzahl zu steigern) aus Auschwitz in andere Lager verlegt.

Die Hauptschreibstube übersandte der Paketstelle eine vollständige Liste mit den Häftlingsnummern aller Verlegten, damit wir ihnen etwa noch für sie eintreffende Pakete nachschicken konnten; so konnten wir feststellen, dass diese 5'000 Polen zu je etwa 1'000 auf die 5 Konzentrationslager Buchenwald, Neuengamme, Flossenbürg, Gross-Rosen und Sachsenhausen verteilt worden waren.

Die wichtigsten Anführer unserer Organisation hatten es geschafft, dem Transport zu entgehen – und so konnten wir Weiterarbeiten.

Eine Woche später, am ersten Sonntag nach dem Transport, kam die nächste Überraschung.

Um beim nächsten Transport nicht wieder alles auf einmal erledigen zu müssen, sollten die Vorbereitungen jetzt in aller Ruhe im Voraus erfolgen.

An diesem Tag mussten sämtliche verbleibenden Polen sich einer Musterungskommission vorstellen, die neben jede Häftlingsnummer ein A oder U schrieben, was «arbeitsfähig» oder «arbeitsunfähig» bedeutete.

Das kam für uns völlig überraschend, und wir konnten uns nicht mit Finten dagegen wehren.

Ich fragte mich, was ich tun sollte. Ein «A» hiess, mit dem nächsten Transport verlegt zu werden, und zwar mit einem, der in ein schlimmeres Lager ging.

Obwohl man uns sagte, die Arbeitsunfähigen kämen nach Dachau, wo sie ins Lazarett gehen könnten und so weiter, kannte ich die Lagerleitung gut genug, um mir denken zu können, dass ein «U» wahrscheinlich «ins Gas und durch den Schornstein» führte.

Ich musste einen Ausweg finden.

Das Bruchband liess ich diesmal weg. Die Ärztekommision musterte mich nur oberflächlich und stufte mich als «A» ein.

Ich war eben gut in Form.

Die deutschen Militärärzte waren abermals erstaunt über den guten Gesundheitszustand und die Fitness der Polen und meinten: «Aus solchen Männern könnten wir ein erstklassiges Regiment aufstellen!»

Jetzt war ich also transportfähig und musste mir etwas einfallen lassen, wenn ich nicht in ein «schlechteres» Lager kommen wollte, nachdem ich mir die Gelegenheit zur Verlegung in ein «besseres» entgehen lassen hatte.

SS-Männer, die Arbeitskommandos mit speziellen Aufgaben leiteten, suchten sich gerne polnische Handwerker als Arbeiter aus. Sie schätzten die Arbeit der Polen, die einfach die besten waren. Angesichts der Haltung der Lagerleitung durften sie es aber nicht offen eingestehen.

In der Paketstelle konnte ich mich ausserdem nur schwer als Handwerker ausgeben. Trotzdem schaffte ich es mithilfe von Dr. 2 [Wladyslaw Dering] und 149 [Name nicht feststellbar], vom Leiter der Paketstelle als einer von fünf unentbehrlichen Arbeitern angefordert zu werden.

Dadurch entging ich einem weiteren Transport, der in zwei Durchgängen (11. und 12. April) nach Mauthausen abging.

2'500 Polen wurden verlegt.

Insgesamt wurden also im März und April (43) 7'500 kräftige Polen in andere Lager transportiert.

Da entschied ich, dass es jetzt zu schwierig sei, hier noch weiterzumachen.

Nach zweieinhalb Jahren hätte ich mit «neuen Jungs» völlig von vorne beginnen müssen.

Am Morgen des 13. April ging ich also in den Keller von Block 17, um Hauptmann 159 [Stanislaw Machowski] (aus dem Warschauer Hauptquartier) zu sprechen, der dort in seiner eigenen kleinen Kammer arbeitete. Ich kannte ihn vom Sehen; Leutnant Stasiak 156 [Stanislaw Wierzbicki] (inzwischen erschossen) und Major 85 [Zygmunt Bohdanowski] hatten ihn mir gezeigt, aber ich hatte ihn noch nie gesprochen, da 138 [Name nicht feststellbar] für ihn zuständig gewesen war. So begegneten wir uns also zum ersten Mal.

Ich sagte ihm: «Ich bin jetzt seit zwei Jahren und sieben Monaten hier. Ich hatte hier meine Aufgabe. In letzter Zeit habe ich keine Anweisungen mehr erhalten, und die Deutschen transportieren meine besten Leute ab. Ich müsste

ganz von vorne beginnen und sehe keinen Sinn mehr darin, hierzubleiben. Deswegen gehe ich.»

Hauptmann 159 [Stanislaw Machwoski] sah mich überrascht an und erwiderte: «Gut und schön. Das klingt vernünftig, aber kann man sich denn so einfach aussuchen, wann man nach Auschwitz kommt und wann man wieder geht?» Ich antwortete: «Man kann schon.»

Von diesem Moment an richtete ich meine ganze Kraft darauf, einen Fluchtweg zu finden.

Ich wandte mich an Major 85 [Zygmunt Bohdanowski], der damals bei Dr. 2 [Wladyslaw Dering] im Lazarett lag. Er stellte sich krank und hatte so die Transporte vermeiden können, denn Kranke wurden fürs Erste nicht verlegt. Er galt als «A», aber ich schaffte es vor meiner Flucht noch, ihm einen Platz in der Paketstelle zu besorgen.

Ich wollte seinen Rat, weil er sich in der Gegend um Auschwitz/Oświęcim gut auskannte, und fragte ihn, in welche Richtung ich mich auf der Flucht wenden solle. Zygmunt sah mich ungläubig an und erwiderte: «Jeden anderen, der mich so etwas fragte, würde ich für verrückt halten, aber weil du es bist, glaube ich, du wirst es schaffen. An deiner Stelle würde ich mich in Richtung auf Trzebinia und Chrzanów halten.»

Ich zog eine Landkarte der Umgebung im Massstab 1:100'000 unter der Jacke hervor, die ich mir von 76 [Bernard Éwierczyna] beschafft hatte, und zeigte sie ihm.

Ich wollte in Richtung Kęty aufbrechen.⁶⁷

Wir verabschiedeten uns herzlich. Ich übergab «Bohdan», also Major 85 [Zygmunt Bohdanowski] den Oberbefehl, falls es zum Kampf kommen sollte.

Ich ging zu meinem Freund 59 [Henryk Bartosiewicz] und übergab ihm die Leitung der organisatorischen Angelegenheit, wobei ich mich auch auf den von Natur aus tapferen Oberst 121 [Juliusz Gilewicz] stützte, das offizielle Oberhaupt der Organisation, der mit 59 [Henryk Bartosiewicz] befreundet war.

Jetzt war es Zeit zu gehen ... wirklich Zeit...

Es gibt immer einen Unterschied zwischen dem Entschluss und der Ausführung. Ich arbeitete schon seit vielen Jahren an mir selbst, um diese Trennung zu überwinden.

67 Das wäre in Richtung Süden und genau entgegengesetzt der von Bohdanowski empfohlenen nördlichen Route gewesen. (Anm. d. Übers.)

Vor allem aber war ich ein gläubiger Mensch und überzeugt, dass ich es schaffen musste, wenn Gott auf meiner Seite war...

Es gab noch einen weiteren Grund, meinen Entschluss rasch auszuführen. Dr. 2 [Wladyslaw Dering] hatte von Zugängen aus dem Pawiak-Gefängnis erfahren, dass 161 [Boleslaw Kuczbara], der mit den «Arbeitsdiensten» aus Auschwitz ausgebrochen war, in Warschau gefasst worden war und jetzt im Pawiak einsass.

Ich hatte kein grosses Vertrauen in seine Zuverlässigkeit. Abgesehen von Gerüchten über seine Vergangenheit und schmutzigen Geschäfte mit den Goldkronen von Ermordeten war da noch die Sache mit den «Ordensurkunden», die er zu Ehren von Oberst 121 [Juliusz Gilewicz] und 59 [Henryk Bartosiewicz] ausgestellt hatte. Ich glaubte, dass er sich auf einen Handel mit den Deutschen einlassen und auspacken würde, um der Todesstrafe zu entgehen.

Ich sprach mit Dr. 2 [Wladyslaw Dering], 59 [Henryk Bartosiewicz] und 106 [Name nicht feststellbar] darüber, und wir waren uns einig, dass diejenigen aus der Leitung der Organisation, die er kannte, ausbrechen mussten.

Mitte März hatte mich mein Kamerad und Freund 164 [Edmund Zabawski] informiert, dass einer unseren Kameraden, Jasiak 170 [Jan Redzej], den ich vom Sehen kannte, auszubrechen plane. Wenn ich einen Bericht schicken wolle, könne er ihn mitnehmen.

Ich trat in Kontakt mit Jasiak und mochte ihn sofort.

Mir gefielen sein ständiges Lächeln, seine breiten Schultern und seine direkte Art. Mit einem Wort: ein feiner Kerl.

Ich erzählte ihm von der Kanalisation als letzter Möglichkeit und fragte ihn, wie er auszubrechen plane.

Er erwiderte, dass er beim Brotholen mit einer Draisine in der Bäckerei des Städtchens oft die Fahrräder der Bäcker dort stehen gesehen habe. Wenn sich nichts anderes ergäbe, würde er sich einfach auf ein Fahrrad schwingen und es riskieren.

Ich war dagegen. Nach einer Weile kam er mit der Nachricht zu mir, dass es in der Bäckerei eine grosse, eisenbeschlagene Doppelflügeltür gebe, durch die wir entkommen könnten, wenn wir nur erst in die Bäckerei gelangten.

Um sich diese Tür in Ruhe anschauen zu können, wechselte Jasiak mit Genehmigung seines Kapos aus dem Brotabladungskommando für einige Tage in die Bäckerei, angeblich, um sich dort so richtig mit Brot vollschlagen zu können.

Jasiek wog 96 Kilo. Der Kapo schätzte ihn als erfahrenen und gutgelaunten Arbeiter.

Es war Ende März.

Nach fünf Tagen in der Bäckerei kam Jasiek niedergeschlagen zurück. Die Arbeit in der Bäckerei war sehr hart.

Im Laufe von 5 Tagen hatte Jasiek 6 Kilo ausgeschwitzt und wog jetzt nur noch 90 Kilo. Schlimmer war, dass es so aussah, als könne man diese Flügeltür nicht öffnen ... Ein grosses Schloss in einem der Flügel, das einen langen Riegel in den anderen Flügel schob, wäre vielleicht kein Problem gewesen, wenn die Bolzen (vier insgesamt) an beiden Flügeln zurückgeschoben worden wären, aber zusätzlich hielt noch ein Sicherungsbügel die Tür von aussen geschlossen.

Die harte Arbeit und dieser Sicherungsbügel hatten Jas entmutigt.

Statt der Bäckerei konzentrierten wir uns also jetzt wieder auf die Kanalisation.

Inzwischen gab es zwei Neuerungen im Lagerbetrieb.

In den ersten Jahren hatten wir dreimal täglich zum Appell antreten müssen. Neben den anderen, eher brutalen und primitiven Tötungsmethoden waren die endlosen Appelle, zumal Strafappelle, eine weitere stille Möglichkeit gewesen, uns umzubringen.

Dann kam der Wechsel von den offenen, brutalen zu den zivilisierteren Mordmethoden. Jetzt wurden täglich Tausende mit Phenol und Giftgas umgebracht; allein die Zahl der Vergasten betrug täglich 8'000.

Im Zuge dieser «zivilisatorischen» Verbesserungen wurde nach dem Erschlagen von Häftlingen auch das stillere Morden mithilfe stundenlanger Appelle abgeschafft, weil es im Vergleich zum genauso stillen Vergasen einfach lächerlich ineffizient war; also wurde 1942 zunächst der Mittagsappell gestrichen.

Es gab jetzt nur noch zwei tägliche Appelle, und sonntags, wie schon zuvor, nur einen einzigen um 10 Uhr 30 vormittags.

Jetzt (im Frühling '43) wurde ein weiterer Appell gestrichen, der am Morgen. Als zweite Verbesserung wurde den Häftlingen das Tragen von Zivilkleidung gestattet – nämlich der von den Vergasten zurückgelassenen Kleidungsstücke.

Häftlinge, die innerhalb des Stacheldrahts arbeiteten und das Lager nicht verliessen, durften zivile Kleidung tragen, die durch einen Streifen roter Ölfarbe quer über die Schultern und in Hüfthöhe an der Jacke sowie seitlich die Hosenbeine hinauf gekennzeichnet war.

Wer ausserhalb des Lagers arbeitete, musste, mit Ausnahme der Kapos und Unterkapos, weiter die Häftlingskleidung tragen.

Trotzdem machte das alles einen grossen Unterschied aus.

Wir schliefen inzwischen in Betten, auch wenn es nur Pritschen waren, unter flauschigen Decken aus «Kanada», die Vergasten aus Holland gehört hatten. Wer im Lager arbeitete, zog am Morgen Zivillleidung aus feiner Wolle an, die von den roten Streifen leider ziemlich ruiniert wurde, und ging zur Arbeit wie ein Büroangestellter, anstatt erst zum Appell antreten zu müssen.

Auch die Mittagspause wurde nicht mehr durch das Strammstehen beim Appell unterbrochen.

Es gab nur noch den Abendappell, der inzwischen ziemlich entspannt durchgeführt wurde und nicht lange dauerte. Selbst als eines Abends herauskam, dass drei Häftlinge aus dem Lazarett entkommen waren, gab es keinen Strafappell mehr. Es wurde lediglich eine gründliche Suche durchgeführt, weil man keine Zeugen für die Vorgänge im Lager frei herumlaufen lassen wollte.

Die Lagerleitung gab sich grosse Mühe, den furchtbaren Ruf des Lagers Auschwitz, der sich inzwischen ausgebreitet hatte, radikal zu verbessern.

Eine Bekanntmachung kam heraus, dass die Einstufung des Lagers von «Konzentrationslager» in «Arbeitslager» geändert worden sei. Und die Häftlinge wurden ja schon länger nicht mehr geschlagen.

Es war zumindest bei uns im Stammlager (Auschwitz I) so.

Ich dachte an die Zustände von '40 und '41 – und konnte kaum glauben, dass es hier einmal so zugegangen war, in denselben Mauern und mit einigen derselben Beteiligten.

Mir fiel wieder ein, wie im Winter '40/'41 ein SS-Mann vor mehr als einem Dutzend von uns plötzlich in einem Wutanfall zwei Häftlinge erschlagen hatte und dann, als er unserer Blicke gewahr wurde, wie zur Rechtfertigung den Satz «Das hier ist ein Vernichtungslager!» ausgespuckt hatte.

Jetzt wurde alles getan, um alle Überreste dieser Zustände und sogar die Erinnerung an sie auszulöschen ...

Es würde interessant werden zu verfolgen, wenn sie versuchten, eines Tages auch die Erinnerung an die Gaskammern und die inzwischen sechs Krematorien auszulöschen...

Keine Änderung gab es, was die Bestrafung eingefangener Ausbrecher betraf. Zwei von ihnen wurden zur Abschreckung auf dem Appellplatz gehängt.

Jas und ich warfen uns einen Blick zu, der besagte: «Gut, wir lassens darauf ankommen. Wir versuchen den Ausbruch, und dann sollen sie uns mal fangen.»

Als Jasiak sich von seinen fünf Tagen in der Bäckerei wieder etwas erholt hatte, fragte ich ihn, ob man den «verdamnten Sicherungsbügel» an der Tür nicht doch öffnen könne. Er meinte, dass es wahrscheinlich ginge, weil er mit einer Bolzenschraube befestigt sei, deren Mutter auf der Türinnenseite lag.

In den nächsten Tagen nahm Jasiak, wenn er mit der Draisine Brot aus der Bäckerei holte, mit frischem Brot Abdrücke der Schraubennutter und des Schlüssels zum Vorhängeschloss, der das Fenster des Brotlagerraums absicherte.

Anhand dieser Abdrücke fertigte ein Schlosser im Industriebhof I, der mit Jasiak befreundet war, einen passenden Schraubenschlüssel, und mein ehemaliger Kamerad aus der TAP, Oberstabsfeldwebel 28 [Szczepan Rzeczkowski], fertigte in derselben Werkstatt einen Nachschlüssel für das Vorhängeschloss. Beide waren noch am selben Tag fertig.

Jasiak probierte unauffällig aus, ob sie passten.

Der Schlüssel zum Vorhängeschloss diente nur als Absicherung für alle Fälle, denn Jasiak sagte, es sei so gut wie unmöglich, das Fenster auch nur einen Spaltbreit zu öffnen.

Aber von der Anfertigung dieser Hilfsmittel bis zum tatsächlichen Ausbruch war es immer noch ein weiter Weg.

Es war kaum ein erster Schritt auf dem Weg nach draussen.

Erstens mussten wir beide in die Bäckerei gelangen, und was mich anging, so durfte ich mich dort höchstens kurz blicken lassen, denn es wäre sofort aufgefallen, dass ich kein Bäcker war, und die rein körperliche Arbeit des Mehlsackschleppens war schon von anderen Kameraden besetzt, die sich als Bäcker ausgaben.

Und selbst wenn ich in die Bäckerei hineinkam, durfte ich dort nicht so lange bleiben, dass mich die Leitung der Paketstelle vermisste, denn schliesslich war ich dort erst kürzlich als unentbehrlich eingestuft und eigens angefordert worden.

Wenn ich von mir aus das Arbeitskommando wechselte, weckte das nur den Verdacht der Lagerleitung, ich wolle ausbrechen, besonders wenn ich für den Wechsel eine gute Arbeit wie die in der Paketstelle aufgab. So konnte ich schnell in der Strafkompagnie landen, wie es Olek 167 [Aleksander Bugajski] passiert war.

Als ich die Hindernisse auf dem Fluchtweg über die Bäckerei abwog, dachte ich immer wieder an die Kanalisation. Die hatte aber auch ihre Probleme... und so landete ich wieder bei der Bäckerei.

Endlich fassten Jasiak und ich den festen Entschluss, durch die Bäckerei auszubrechen. Wir wollten alle Hindernisse überwinden und in die Nachtschicht gelangen – was mich anging, würde es nur eine einzige Schicht sein.

Jetzt mussten wir den Plan nur noch ... ausführen!

Ohne Jasiak etwas davon zu sagen, wandte ich mich an 92 [Waclaw Weszke], dessen Freund die Stelle als Arbeitsdienst von Mietek übernommen hatte. Mit seiner Hilfe liess ich, ohne den wahren Grund zu erwähnen, Jas in die Bäckerei versetzen, indem ich behauptete, dass Jas gelernter Bäcker sei und es keinen Grund gebe, warum er immer noch von einem Kommando zum anderen wechseln müsse. Das sei einer «alten Nummer» schliesslich unwürdig...

Am nächsten Tag kam Jasiak zu mir gelaufen und erzählte, er habe aus heiterem Himmel eine Versetzungskarte in die Bäckerei bekommen. Sein Kapo sei zwar nicht gerade froh, ihn zu verlieren, habe sich aber damit abgefunden. Ich erklärte Jasiak, woher die Karte kam, und er ging in die Bäckerei. Schon nach wenigen Tagen war er geübt im Backen.

Der Bäckereikapo, ein Tscheche, auf den Jasiak mit seinem Sinn für Humor und seiner Kraft einen guten Eindruck gemacht hatte, ernannte ihn zu seinem Stellvertreter. Jasiak war damit Unterkapo und übernahm freiwillig mit seinem Häftlingskommando die Nachtschicht. Der Kapo hatte nichts dagegen, weil er dadurch tagsüber arbeiten konnte.

Es waren nur noch wenige Tage bis Ostern.

Wir wollten das Osterfest ausnutzen. Unter dem Einfluss des Wodkas würde dann alles etwas lockerer zugehen und die SS, die Kapos und die Lagerleitung würden in ihrer Wachsamkeit nachlassen.

Früher hätten Fritzsch [Karl Fritzsch] oder Aumeier [Hans Aumeier] jeden Kapo, der mit einer Wodkafahne angetroffen wurde, in den Bunker gesteckt, aber das hatte sich geändert.

Auf Wodka stand offiziell immer noch Bunkerstrafe. Aber auch Geschlechtsverkehr mit Frauen war bei Strafe verboten und wurde nicht nur mit Bunker, sondern mit Strafkompagnie bestraft, und selbst das wurde jetzt lockerer gesehen.

Nicht nur die SS-Männer, sondern selbst Häftlinge hatten geschlechtliche Beziehungen mit deutschen Frauen in SS-Uniformen, die als Aufseherinnen im Frauenlager fungierten und oft ehemalige Prostituierte waren. Viele Häftlinge tauschten beim Rückmarsch von der Arbeit wissende Blicke mit diesen SS-Frauen.

Ein gewisser Anteil dieser Beziehungen flog auf, sodass viele Häftlinge, ge-

wohnlich Kapos oder Blockälteste, sich im Bunker befanden und nur durch ihren herausgehobenen Status der Strafkompagnie entgingen.

Auch Blockältester 171 [Name nicht feststellbar] gehörte zu denen, die wegen solcher Vergehen im Bunker sassen.

Angesichts der weniger strengen Disziplin im Lager begannen die Häftlinge, Beziehungen zu Frauen anzuknüpfen.

Es bildeten sich Paare mit den entsprechenden romantischen Komplikationen.

Auch die SS-Leute waren auf diesem Gebiet nicht unschuldig. Seit einigen Monaten schon konnte man etwas zuvor nicht Gesehenes beobachten: SS-Leute ohne Koppel, die aus unserem Bunker, dem in Block 11, zweimal täglich zum halbstündigen Hofgang geführt wurden. Diese SS-Männer sassen wegen unerlaubten Geschlechtsverkehrs mit Frauen ein.

Eigentlich drohte SS-Männern für Geschlechtsverkehr mit als «Untermenschen» eingestuften Frauen eine viele härtere Strafe – ein spezielles SS-Gefängnis, in das später Palitzsch selbst, wegen seiner Beziehung zu einer Jüdin namens Katti zu langjähriger Haft verurteilt, eingeliefert wurde.

Das war aber alles erst später. Vorläufig kamen die SS-Männer nur in den Bunker oder entgingen der Bestrafung ganz. Denn auch hier galt das Schweigebot, und dass die SS-Männer sich junge Frauen aus Rajsko holten, wurde geheim gehalten, und sei es auch nur, weil selbst der Lagerkommandant etwas zu verbergen hatte. Ihn hatte das «Goldfieber» gepackt. Er arbeitete sehr unauffällig mit Erik in der Gerberei zusammen und häufte Gold, Edelsteine und Wertsachen an. Wenn er seine Männer härter bestraft hätte, dann hätte er mit ihrer Rache in Form einer Denunziation rechnen müssen. Also übersah er die Verstöße seiner Untergebenen lieber.

Wenn allerdings einen Häftling das «Goldfieber» packte, endete es immer mit seinem Tod. Nach einem Verhör im Bunker und dem Ausräumen seiner Verstecke brachte ihn die SS gewöhnlich um, damit kein Zeuge dafür blieb, wie viel Gold sie ihm angenommen hatte.

Das traf alle, unabhängig von der Nationalität.

So starben auch zwei deutsche Schweine: der Älteste von Block 22 [Reinhold Weinhold] und Kapo Walter [Walterscheid].

Leutnant 164 [Edmund Zabawski] hatte sich uns eigentlich anschliessen wollen, wenn wir «nach Hause gingen», entschied sich dann aber aus Angst um seine Familie doch dagegen. Er gab uns die Adresse seiner Familie in Z [Bochnia] und

schrieb ihnen, sie sollten den Besuch eines Freundes erwarten. Uns gab er ein Passwort für seine Familie und eine Kontaktadresse für die Untergrundbewegung in Z [Bochnia].

In der Paketstelle wechselte ich von der Nacht- in die Tagschicht.

Ostern fiel in diesem Jahr (‘43) auf den 25. April.

Das Wetter war sonnig und freundlich. Im Frühling, wenn das Gras grünte und die Knospen an den Bäumen sich in Blätter und Blüten verwandelten, wünschte man sich immer am meisten, wieder zu Hause zu sein.

Am Karsamstagmorgen, dem 24. April, klagte ich in der Paketstelle über Kopfschmerzen. Wer wusste schon, dass ich nie Kopfschmerzen habe?

Am Nachmittag kam ich nicht wieder zur Arbeit. Im Block erzählte ich laut herum, ich habe Gelenk- und Wadenschmerzen.

Der Blockälteste, ein wohlmeinender Deutscher, der zu den Arbeitern der Paketstelle immer höflich war, sagte, als er hörte, wie ich absichtlich über diese typischen Symptome klagte: «Du hast Fleckfieber. Geh schnell in den Krankenhau!» Scheinbar zögernd machte ich mich ins Lazarett auf.

In der Nähe des Lazaretts traf ich mich mit Edek 57 [Edward Ciesielski]. Ich sagte, dass ich noch am selben Tag ins Lazarett müsse, am besten in den Typhusblock, in dessen Lagerraum er arbeitete, und zwar unter der Bedingung, dass er mich ohne Formalitäten aufnehmen und einige Tage später wieder entlassen könne.

Edek überlegte nicht lange. Er machte nie halbe Sachen.

Am Karsamstagnachmittag war die Medikamentenausgabe bereits geschlossen. Edek schaffte mich also durch die Medikamentenausgabe (in Block 28) in den Typhusblock und erledigte die Aufnahmeformalitäten für mich, weil am Karsamstag dort kaum jemand arbeitete.

Anstatt die offizielle Prozedur (ein Bad und die Abgabe der persönlichen Sachen) zu durchlaufen, konnte ich mich in einer Kammer im Erdgeschoss ausziehen und meine Sachen an einen Freund Edeks übergeben. Dann brachte er mich in eine Station im Erdgeschoss, die von 172 [Janusz Mlynarski] geleitet wurde.

Man fand ein freies Bett für mich, und Edek übergab mich an 172 [Janusz Mlynarski], der mich von meinem ersten Typhusanfall her noch kannte.

Jetzt glaubte er, ich habe einen zweiten Anfall, obwohl ich eigentlich nicht sehr krank aussah; er schüttelte aber nur den Kopf und stellte weder mir noch Edek indiskrete Fragen.

Ich drückte Edek dankbar die Hand und sagte ihm, als er sich verabschiedete, noch einmal, dass ich in zwei Tagen wieder entlassen werden wolle.

Am Ostersonntag war die Bäckerei geschlossen, würde aber am Ostermontag wieder zu arbeiten beginnen.

Ich sagte mir, dass ich am besten an einem solchen Tag, wo alles wieder neu in Gang gesetzt wurde, anfangen würde zu arbeiten. Meine Ankunft wäre dann (so kalkulierte ich psychologisch geschickt) nicht so auffällig; mit ein bisschen Glück würden sie alle glauben, dass es über Ostern eine Änderung im Personalbestand gegeben habe.

Die Nacht zum Ostersonntag verbrachte ich in Block 20 und hatte einen schönen Traum: Ich laufe in eine Art Schuppen, wo ein grossartiges Pferd auf mich wartet. Hätte ich als Kavallerist nicht die korrekten Fellfarbbezeichnungen gekannt, hätte ich es milchweiss genannt. Ich werfe ihm hastig einen Sattel über; das Pferd zerrt ungeduldig an seiner Trense. Jemand kommt mit einer Satteldecke angelaufen, aber ich wehre ab – keine Zeit. Ich ziehe den Sattelgurt mit den Zähnen fest (eine Angewohnheit aus dem Krieg 1919/20),⁶⁸ springe in den Sattel und reite auf diesem wunderbaren Pferd aus dem Schuppen. Oh, wie ich mir dieses Pferd wünschte ...

Am Ostersonntag liege ich immer noch in meinem Krankenbett in Block 20.

Edek schaut hin und wieder vorbei, ob ich etwas brauche.

Bis zum Nachmittag habe ich mich entschieden, ihn ins Vertrauen zu ziehen.

Edek ist als Jugendlicher eingeliefert worden und wird jetzt, nach zwei Jahren Auschwitz, bald zwanzig werden.

Er war mit einer Pistole in der Tasche erwischt worden und glaubte, er würde wohl aus Auschwitz nicht mehr freikommen. Er sagte oft zu mir: «Herr Tomek, ich zähle auf Sie...»

Am Sonntagnachmittag sagte ich also zu ihm: «Edek, ich will offen reden. Ich werde ausbrechen. Weil du mich unter Umgehung der Formalitäten hier ins Lazarett gebracht hast und mich morgen wieder entlassen wirst, und zwar ebenso informell, damit ich nicht in Quarantäne muss, und entgegen den Regeln nicht in Block 6, woher ich gekommen bin, sondern in Block 15 – wen werden die sich also vornehmen, wenn ich weg bin? Dich. Deswegen schlage ich vor, dass du mitkommst.»

68 Der polnisch-sowjetische Krieg. (Anm. d. Übers.)

Edek überlegte nur kurz. Er fragte nicht einmal nach meinem Plan. Er entschied sich mitzukommen.

Als Jasiek kurz darauf ans Fenster kam und mir sagte, ich müsse am nächsten Tag aus dem Lazarett weg und in Block 15 erscheinen, antwortete ich, alles sei in Ordnung, und Edek werde sich uns anschliessen.

Janek griff sich an den Kopf, aber als er merkte, dass Edek, den er nicht kannte, ein erstklassiger Kamerad war, kehrte sein gewohnter zuversichtlicher Gesichtsausdruck zurück, und er sagte: «Na, dann ist es abgemacht.»

Am Abend beschwerte Edek sich wütend beim Blockältesten, Polen seien ja hier nicht mehr willkommen, und er habe es satt und werde am nächsten Tag «ins Lager zurückgehen». Der Blockälteste, ein Deutscher, mochte Edek eigentlich und versuchte, ihn zu beruhigen. Er meinte, es gebe keinen Grund, einen guten Posten als Lagerarbeiter aufzugeben, und er werde Edek einfach nicht gehen lassen, denn was wolle er mit einer anderen Arbeit, wo er doch hier nicht viel zu tun und so viel zu essen habe, wie er wolle? Aber Edek liess sich nicht umstimmen. Er beharrte, er werde nicht bleiben, weil er hier als Pole schlecht behandelt werde, und so weiter.

Der Blockälteste wurde schliesslich ärgerlich und sagte: «Dann mach doch, was du willst, du Idiot!»

Der Vorfall drang bis in die Station, aufder ich lag. Stundenlang kamen Wärter und Pfleger aus dem gesamten Block zu 172 [Janus Mlynarski] gelaufen und fragten, was denn mit Edek los sei. Er gibt so eine gute Arbeitsstelle auf? Weil sie gesehen hatten, wie Edek mit mir gesprochen hatte, fragten sie auch mich, ob er mir gesagt habe, warum er den Block verlassen wolle. Ich erwiderte, er sei offenbar ein sehr impulsiver junger Mann.

Die Nacht zum Montag verbrachte ich wieder im selben Bett und träumte erneut von Pferden.

Ich träumte, ein Karren, auf dem einige von uns sassen, sei mit einem Paar Pferden bespannt, aber vor diesem seien noch drei weitere Pferde nebeneinander angespannt. Die Pferde liefen in schnellem Schritt, bis der Karren plötzlich im Schlamm festfuhr. Die Pferde hatten Schwierigkeiten, ihn weiterzuziehen, schafften es aber schliesslich, ihn aus dem Schlammloch auf die trockene Strasse zurückzuziehen, und dann ging es flott weiter.

Am Ostermontagmorgen brachte Edek mir einen «Zettel», eine Formularkarte mit der Anweisung, mich in Block 15 zu melden. Für sich selbst hatte er

einen weiteren. Unser Kamerad 173 [Wladyslaw Fejkiel] hatte ihm geholfen, sie auszustellen.

Ich stand auf, zog mich in der kleinen Stube nebenan rasch an, und schon waren wir auf dem Weg nach Block 15.

Wir meldeten uns in der Blockschreibstube beim Blockältesten, einem Deutschen. Hier herrschte Feiertagsstimmung. Der Blockälteste war beim fröhlichen Kartenspielen mit den Kapos; alle hatten offensichtlich schon das eine oder andere Glas Wodka getrunken.

Wir standen stramm und machten zackig Meldung über unsere Verlegung in diesen Block. Der Älteste sagte auf Deutsch: «Wenn das keine ‚alten Nummern‘ sind. Meldung machen können sie jedenfalls», und strahlte. Dann runzelte er die Stirn: «Und was wollt ihr in meinem Block?»

«Wir sind Bäcker.»

«Bäcker, so so. Na gut.» Der Blockälteste warf einen Blick in seine Papiere. «Weiss der Bäckereikapo davon?»

«Jawoll. Wir haben schon mit ihm gesprochen; wir können bei ihm anfangen.»

Zwar wusste der Bäckereikapo natürlich von gar nichts, weil wir nie mit ihm gesprochen hatten, aber weil wir uns einmal entschlossen hatten, alle Vorgesetzten zu hintergehen, mussten wir es jetzt auch durchziehen.

«Gut, dann gebt eure Zettel her und geht auf die Stube.»

Wir gaben unsere Verlegungskarten ab, die uns aus Block 15 in Block 20 überwiesen, und machten uns auf den Weg zur Stube, in der die Bäcker wohnten.

Dort wartete bereits Jasiek auf uns, kam aber wohlweislich nicht gleich zu uns.

Der Kapo sass am Tisch. Wir gingen zu ihm und behaupteten, wir seien gelernte Bäcker, könnten mit automatischen Öfen umgehen (die demnächst installiert werden sollten) und seien deswegen nach Block 15 verlegt worden. Der Blockälteste wisse Bescheid und kenne uns (wir hatten ja auch gerade mit ihm gesprochen), ausserdem seien wir «alte Nummern» und würden seinem Arbeitskommando keine Schande machen.

Der Kapo war ziemlich überrascht und wusste nicht, wie er reagieren sollte, aber bevor er sich entschieden hatte, stand schon Jasiek neben ihm, flüsterte ihm etwas ins Ohr und lächelte. Der Kapo lächelte auch, sagte aber nichts. (Jasiek erzählte uns später, er habe dem Kapo ungefähr Folgendes zugeflüstert: «Kapo, das sind ganz klar zwei alte Hasen, die sich in der Bäckerei mit Brot vollstopfen und eine ruhige Kugel schieben wollen. Gib sie zu mir in die Nachtschicht, und

ich nehme sie mal so richtig ran.» Er zeigte eine riesige Faust. «Dann sind sie nach einer Nacht froh, wenn sie wieder wegversetzt werden.»)

Um uns als gute Freunde zu beweisen, schoben wir dem Kapo inzwischen einen Apfel, etwas Zucker und ein Glas Marmelade zu, die aus einem meiner Lebensmittelpakete von zu Hause stammten.

Der Kapo lächelte Jasiek zu, dann betrachtete er nachdenklich den Apfel und den Zucker. Möglicherweise kalkulierte er, welchen Nutzen wir ihm als Bezugsquelle für Lebensmittelpakete in Zukunft bringen konnten. Dann schaute er zu uns hoch und entschied:

«Also gut, schauen wir mal, was ihr als Bäcker taugt.»

Hier ertönte die Glocke zum Appell, der an diesem Feiertag um kurz vor elf vormittags stattfand, und beendete das Gespräch mit dem Kapo. Auch den vertraulichen Austausch mit Jasiek mussten wir zunächst verschieben.

Der Appell verging ohne Zwischenfälle oder Probleme. Die Gesamtzahl der Häftlinge stimmte ja auch noch mit der Sollzahl überein.

Als ich dort in Reih und Glied angetreten stand, fiel mir ein, dass dieser Appell, wenn alles glattging, tatsächlich mein letzter in Auschwitz sein würde. Insgesamt hatte ich wohl etwa zweieinhalbtausend mitgemacht.

Und wie sehr unterschieden sie sich voneinander in den einzelnen Jahren und verschiedenen Blocks.

Die Zustände im Lager wurden tatsächlich langsam erträglicher...

Nach dem Appell setzten wir drei uns iri der oberen Bettenetage unserer Stube zusammen und sprachen demonstrativ laut über Lebensmittelpakete und dies und jenes, weil wir von Häftlingen umgeben waren, die wir nicht kannten. Hin und wieder flochten wir aber auch das ein, worum es uns wirklich ging.

Jasiek, der sich sofort prima mit Edek verstand, täuschte vor, er interessiere sich für unsere Lebensmittelpakete zu Ostern.

Wir mussten unseren Plan noch in der gleichen Nacht durchziehen, denn die Täuschung der Vorgesetzten würde bald auffliegen. Ausserdem durfte ich nicht meinen Freunden in Block 6 und den Kollegen in der Paketstelle über den Weg laufen, die mich immer noch mit Typhus im Lazarett wähten. Wenn sie herumerzählten, dass sie mich völlig gesund im Lager gesehen hatten, würde es den Kapo und den Chef der Paketstelle alarmieren, und schon würde es mir genauso wie seinerzeit Olek ergehen.

Ausserdem mussten wir damit rechnen, dass der Bäckereikapo mit dem Blockältesten über uns reden würde, wobei sich herausstellen musste, dass keiner

von beiden uns kannte. Also mussten wir schnell handeln und uns sofort um alle Probleme kümmern.

Die Nachtschicht in der Bäckerei bestand aus acht Bäckern.

Es war festgelegt, dass für die Nachtschicht acht Bäcker gebraucht wurden. Das stand in der Blockführerstube am Tor notiert und lag damit unverrückbar fest. Wir jedenfalls konnten daran nichts ändern.

Die Bäcker der Nachtschicht standen alle fest, und keiner von ihnen hatte vor, seinen Platz an jemand anderen aufzugeben.

Immerhin hatte mit Jasiak wenigstens einer von uns einen dieser Plätze inne, aber wir brauchten noch zwei weitere. Jetzt standen wir also der Schwierigkeit gegenüber, zwei Nachtschichtbäcker zu überzeugen, in dieser Nacht nicht zur Arbeit zu kommen und uns ihre Plätze zu überlassen.

Sie waren misstrauisch und befürchteten, wir wollten ihnen ihre Posten ganz wegnehmen. Vielleicht waren wir ja ausgezeichnete Bäcker (wir konnten schliesslich nicht behaupten, schlecht in unserem Beruf zu sein), und der Kapo würde sie dann feuern und stattdessen uns behalten. Wir hielten dagegen, dass für den Betrieb der neuen automatischen Backöfen auf jeden Fall alle Kräfte gebraucht würden.

Wir wiegelten ab, wir seien «alte Nummern», die sich auch wieder einen anderen Posten sichern konnten, besonders wenn die Arbeit in der Bäckerei doch nicht so gut und sogar ziemlich hart sei, wie sie sagten. Wir würden eine Schicht mitmachen, sehen, wie es uns gefiel, und wenn es nicht der Fall sei, würden wir auch wieder gehen.

Ich kann hier nicht alles im Detail wiedergeben, was wir sagten. Wir taten, als sei uns das alles nicht so wichtig, und verteilten gleichzeitig Zucker, Lebkuchen und Äpfel. Wir verteilten tatsächlich alles, was wir an Lebensmitteln aus unseren Paketen noch hatten, ausser einem kleinen Honigglas, das ich von zu Hause bekommen hatte.

Es war keine einfache Sache.

Wir hatten uns klargemacht, dass es für uns aus der Bäckerei keinen Weg zurück gab. Erstens käme ich dann sofort in die Strafkompagnie, weil ich ohne Erlaubnis das Arbeitskommando gewechselt hatte, dann würde in der Bäckerei herauskommen, dass wir gar keine Bäcker waren, und wir konnten nicht hoffen, jemals wieder dort eingestellt zu werden; der Kapo würde uns hinauswerfen.

Aber um nicht hinausgeworfen zu werden, mussten wir zunächst einmal erfolgreich ausbrechen.

Dazu mussten wir in die Nachtschicht, und jetzt kamen wir nicht hinein.

Erst gegen drei Uhr nachmittags liess einer der Bäcker sich endlich breitschlagen, einem von uns für eine Nacht seinen Platz abzutreten. Wir brauchten aber immer noch einen weiteren Platz.

Inzwischen holte ich von einigen Freunden verschiedene Sachen ab. Ich holte mir sehr vorsichtig aus Block 6 einiges Wichtige, angeblich für Zugführer Sergeant 40 [Tadeusz Szydlík] (Block 18a), der krank war und von meinem Plan wusste. Dort wechselte ich zweimal die Stiefel.

Ich ging hinüber zu Oberleutnant 76 [Bernard Swierczyna] (Block 27), der mir warme Unterwäsche für die Reise und für mich und Edek dunkelblaue Skihosen mitgab, die wir unter unseren anderen Sachen anziehen wollten.

Mein Freund 101 [Witold Kosztowny] (Block 28) gab mir eine dunkelblaue Windjacke für die Reise.

Wir hatten nicht mehr viel Zeit und brauchten immer noch einen weiteren Platz in der Nachtschicht, wenn wir unseren Plan ausführen wollten.

Im vollen Lauf mit einem Paar hoher Stiefel, die sich nach dem Anprobieren als unbequem herausgestellt hatten, stiess ich fast mit dem Lagerältesten zusammen. Ich liess die Stiefel im Gang von Block 25 vor der Tür des Blockältesten 80 [Alfred Wtodarczyk] stehen; zu ihm zu gehen und es zu erklären, hatte ich keine Zeit mehr. Als ich eilig aus Block 25 hinauslief, stiess ich auf Hauptmann 11...⁶⁹, von dem ich mich, ebenfalls ohne Erklärung, herzlich verabschiedete.

In Block 22 zog ich mich teilweise um, während Oberst 122 [Teofil Dziama], Hauptmann 60 [Stanislaw Kazuba] und 92 [Waclaw Weszke] von einem der oberen Betten aus zusahen. Sie schüttelten besorgt die Köpfe, als ich die Windjacke und die Skihose unter meine Häftlingsuniform zog, und Hauptmann 60 [Stanislaw Kazuba] brachte seinen berühmten Satz «Hmmm, ich weiss ja nicht!» an.

Dann verabschiedete ich mich von meinem Freund 59 [Henryk Bartosiewicz], der mich mit einigen Dollars und Reichsmark für die Reise versah.

Den Rest meiner Reisevorbereitungen traf ich im Oberstockbett meines Freundes Oberleutnant 98 [Name nicht feststellbar]; von Kadett 99 [Name nicht

69 Im Typoskript läuft die Codezahl nach den ersten beiden Ziffern über den Seitenrand, weshalb unklar ist, wen Pilecki meint. Oberst 11 (Tadeusz Reklewski) kann nicht gemeint sein, weil er bereits einen Monat zuvor in ein anderes Lager verlegt worden war. Möglicherweise handelte es sich um Hauptmann 114 [Tadeusz PaoloneJ. (Anm. d. Übers.)

feststellbar], der in seinem Bett lag, konnte ich mich nicht verabschieden, weil er fest schlief und ich ihn nicht wecken wollte.

Inzwischen war es bereits nach 17 Uhr, und wir brauchten immer noch einen Platz in der Nachtschicht.

Als ich in Block 15 zurückkehrte, fanden wir dann endlich einen weiteren Bäcker, der uns seinen Platz in der Nachtschicht überliess – ob er sich nun die potenziell ergiebige Freundschaft zweier «alter Nummern» sichern oder einfach nur mal eine Nacht schlafen wollte – und darauf vertraute, dass wir ihm seinen Platz nicht dauerhaft wegnehmen wollten.

Um 18 Uhr waren wir bereit.

Jasiek legte Zivilkleidung an, die ich einige Zeit zuvor für ihn von Oberleutnant 76 [Bernard Swierczyna] ergattert hatte, der als Unterkapo auch ausserhalb des Lagers Zivil tragen durfte.

Diese Kleidung trug die vorgeschriebenen leuchtendroten Streifen auf den Schultern und um die Hüfte (sie sollten dazu dienen, einen Ausbrecher schon von Weitem kenntlich zu machen).

Allerdings wusste niemand, dass 118 [Name nicht feststellbar] diese Streifen nicht mit Ölfarbe, sondern mit wasserlöslicher Farbe gemalt hatte.

Um 18 Uhr 20 rief der SS-Mann am Tor mit lauter Stimme: «Bäckerei!»

Auf diesen Zuruf hin lief die gesamte Nachtschicht aus Block 15 und hinüber zum Tor.

Die Sonne schien. Es war ein arbeitsfreier Tag, und die Gefangenen schlenderten entspannt draussen herum. Auf dem Weg vom Block zum Tor sahen mich einige Kameraden, die sehr überrascht waren und sich fragen mussten, was ich bei den Bäckern wollte, wo ich doch eine ausgezeichnete Arbeit in der Paketstelle hatte.

Ich erkannte Oberleutnant 20 [Jan Kupiec] und Leutnant 174 [Jan Olszowski] und machte mir deshalb keine Sorgen – das waren meine Freunde.

Direkt vor dem Tor stellten wir uns in zwei Reihen zum Abmarsch auf. Bis zur letzten Sekunde konnten wir nicht sicher sein, dass nicht einer der beiden Bäcker, die wir überredet hatten, doch noch ankommen und seinen Platz haben wollen würde.

Dann hätte einer von uns Neulingen Zurückbleiben müssen.

Die verbleibenden beiden hätten ihn zurücklassen und alleine weitermachen müssen, denn am Tor konnten sie es sich nicht mehr anders überlegen, selbst wenn sie es gewollt hätten.

Aber wir waren zu acht, die Anzahl stimmte also.

Obwohl wir so wenige waren, bewachten uns fünf SS-Männer.

Während wir gezählt wurden, rief der Scharführer [in der SS das Äquivalent eines Feldwebels) aus dem Fenster der Blockführerstube unserer Wachmannschaft zu: «Passt auf.» Wussten sie etwa schon etwas? Der Grund war aber ein anderer: Es war Montag, und die neuen Wachen für diese Woche traten ihren Dienst an.

Wir marschierten los.

Ich dachte daran, wie oft ich schon durch dieses Tor gegangen war, aber noch nie unter solchen Vorzeichen. Ich wusste jetzt, dass ich auf keinen Fall zurückkommen würde. Ich war voller Freude und fühlte mich wie beflügelt. Aber ich musste noch etwas warten, bis ich die Flügel gebrauchen konnte.

Wir marschierten an der Gerberei vorbei. Ich war lange nicht dort gewesen. Im Vorbeilaufen schaute ich an den Gebäuden hoch und in den Hof und dachte an alles das, was ich dort erlebt hatte, und an die Kameraden, von denen manche schon nicht mehr lebten.

Als die Strasse aus dem Lager auf die Hauptstrasse des kleinen Städtchens traf, teilten wir uns in zwei Abteilungen. Zwei Bäcker mit drei Mann Eskorte bogen rechts auf die Brücke in Richtung der «kleinen Bäckerei» ab.

Ihre unproportional starke Bewachung – drei SS-Männer für zwei Häftlinge – und unsere vergleichsweise leichte – zwei SS-Männer für sechs Häftlinge – erklärte sich daraus, dass die drei SS-Männer sich aus Anlass des Feiertags im Städtchen betrinken wollten.

Wir marschierten nach links weiter und erreichten schliesslich die «grosse Bäckerei», aus der die Tagschicht gerade abrückte und uns im Vorbeigehen begrüsste, und die grosse, bedrohliche, eisenbeschlagene Tür, an der wir heute Nacht unser Leben wagen wollten.

In der Bäckerei gab es links einen abgetrennten Raum, der als Kohlenlager diente. Dort liessen wir auch unsere Kleidung, denn wegen der grossen Hitze in der Bäckerei zogen wir uns zur Arbeit vollständig aus.

Es war ziemlich dunkel dort drin.

Wir stapelten unsere Kleider getrennt nach denen, die wir mitnehmen wollten, und unserer Häftlingsuniform, die wir zurücklassen würden.

Einer der beiden SS-Männer, der kleinere, inspizierte sofort misstrauisch die Tür, als habe er eine Vorahnung, schüttelte den Kopf und sagte, sie sei nicht sicher genug.

Jasio, immer beredt, fing lächelnd an, ihn zu überzeugen, dass sie im Gegenteil völlig sicher sei.

Die schwere, eisenbeschlagene Tür war mit einem grossen Schloss verschlossen, dessen Schlüssel der SS-Mann am Gürtel trug. Ein Ersatzschlüssel hing in einer Wandnische, und zwar hinter einer Glasscheibe, die man im Notfall erst einschlagen musste.

Vielleicht war der Verdacht des SS-Manns instinktiv begründet, vielleicht war er auch nur besonders pflichtefrig. Schliesslich hatte er den ersten Tag Dienst, und neue Besen kehren gut.

In dieser Hinsicht war Montag kein idealer Tag für einen Ausbruch.

Am Ende der Woche würden die Wachen routinierter und weniger wachsam sein.

Allerdings hatten neue Wachen einen Vorteil: Sie wussten nicht, dass Edek und ich zum ersten Mal dabei waren und bewachten uns nicht schärfer als die anderen Häftlinge.

Wie sah die Arbeit in der Bäckerei aus?

Das eigentliche Backen erledigten zivile Bäcker, die aus dem Ort kamen und ebenfalls in zwei Schichten arbeiteten.

Während einer Schicht musste ein bestimmtes Soll an Brotlaiben erfüllt werden. Eine Schicht, die ihr Soll nicht schaffte, wanderte in den Bunker – nicht nur die Häftlinge, sondern auch die zivilen Bäcker.

Deshalb wurde im Laufschrift gearbeitet.

In einer Nachtschicht wurde in fünf Durchgängen gebacken, das heisst, die Öfen wurden fünfmal mit Brotlaiben beschickt und fünfmal geleert.

Wir wollten nach dem zweiten Durchgang auszubrechen versuchen; nach dem ersten wäre es noch zu früh gewesen.

Aber nicht nur der erste und zweite, sondern auch der dritte und vierte Durchgang wurden gebacken, ohne dass wir eine Gelegenheit bekamen.

Es war wie beim Legen einer Patience: Die Karten müssen auf eine ganz bestimmte Art und Weise fallen, damit sie aufgeht, und man muss sie mischen und verschieben, bis alles stimmt. Hier liefen ständig Bäcker herum, die Mehl, Sägespäne, Kohle und Wasser holten und die fertigen Laibe herumschleppten; wir waren ständig in verschiedenen Richtungen unterwegs, und ständig kamen die SS-Wachen vorbei; die Karten mussten erst genau richtig fallen, nämlich so, dass wir alle drei an der Tür und ausser Sicht der beiden SS-Männer wie der anderen Bäcker waren.

Und der Einsatz bei diesem Kartenspiel war – unser Leben ...

Wir waren in der Bäckerei eingesperrt und hatten eine Aufgabe, die ohne Zeitverzug erledigt werden musste. Wir durften den anderen Bäckern nicht im Weg stehen, wenn wir nicht auffallen wollten. Wir waren schweissgebadet; es war fürchterlich heiss in der Bäckerei. Wir tranken eimerweise Wasser.

Es gelang uns, die SS-Wachen und die anderen Bäcker nicht misstrauisch zu machen, indem wir vorgaben, eifrig zu arbeiten und an nichts anderes zu denken.

Wir selbst aber kamen uns vor wie wilde Tiere, die, in einen Käfig gesperrt, all ihre List und Kraft aufbieten, um aus der Gefangenschaft zu entkommen.

Das musste uns noch in dieser Nacht gelingen, aber die Stunden vergingen ... die «Patience» ging nicht auf... Es wollte sich einfach keine Gelegenheit bieten, den Plan auszuführen.

Möglichkeiten kamen und gingen, aber nie waren alle erforderlichen Umstände günstig.

Die Tür war gut sichtbar. Die Runde der SS-Männer führte sie genau daran vorbei.

Das mit dem Vorhängeschloss gesicherte Fenster zu öffnen, war unmöglich, weil immer jemand in der Nähe war.

Als aber Mitternacht verging und der Osterdienstag anbrach, entspannte die Atmosphäre sich ein wenig.

Einer der SS-Männer streckte sich aus und machte ein Nickerchen, oder tat zumindest so. Jedenfalls ging er nicht mehr auf und ab.

Auch die Bäcker waren jetzt erschöpft.

Gegen zwei Uhr war der vierte Durchgang Brote fertig, und wir mussten nur noch einmal backen. Die Bäcker legten jetzt eine längere Pause ein und assen.

Wir drei waren zum Äussersten angespannt.

Janek hatte unauffällig begonnen, sich anzukleiden. Edek und ich deckten ihn, indem wir eifrig Kohlen und Wasser für den letzten Durchgang schleppten.

In Wirklichkeit bereiteten wir uns auf unsere eigene letzte Anstrengung vor – den Ausbruch.

Dann nutzte Janek einen günstigen Moment, als der noch wache SS-Mann von der Tür weg in Richtung auf die Hauptbackstube ging. Er zählte darauf, dass der Wächter jetzt zwei oder drei Minuten ausser Sicht war, schlich sich vollständig angekleidet zur Tür und löste die Schraubenmutter. Unter Janeks eisernem Griff gab sie widerstandslos nach, und er konnte die Schraube mitsamt dem Sicherheitsbügel nach draussen schieben, wo sie zu Boden fiel.

Als der SS-Mann zurückkam, verschwand Janek im Kohlenbunker.

Die Kohle wurde mit Schubkarren transportiert.

Als der SS-Mann auf seiner nächsten Runde der Tür den Rücken zudrehte, schob Jasio schnell und geräuschlos die beiden oberen und dann die beiden unteren Bolzen zurück. Wir liefen zwischen ihm und dem SS-Mann abwechselnd mit unseren Schubkarren hin und her, um ihm Sichtschutz zu geben.

Die erschöpften Bäcker sassen und lagen jetzt alle in der Backstube.

Die Bolzen brauchten mehr Zeit als die Schraubenmutter.

Jasiek ging unter den Augen des SS-Manns vollständig angekleidet auf die Toilette neben der Tür. Der SS-Mann reagierte nicht, vielleicht glaubte er, weil er als Wache noch neu war, es sei normal, sich gegen Morgen wieder anzukleiden.

Vorerst lief alles ganz gut.

Dann geschah das Unerwartete. Von einem sechsten Sinn oder einfach einem momentanen Einfall getrieben, ging der SS-Mann zur Tür hinüber, stellte sich dicht davor und inspizierte sie.

Ich hatte meine Schubkarre abgesetzt und stand etwa vier Meter hinter ihm. Edek wartete regungslos neben der Kohle.

Wenn der SS-Mann plötzlich Alarm gab, würden wir uns auf ihn stürzen, ihn bewusstlos schlagen und fesseln, ohne uns erst abzusprechen zu müssen.

Fiel ihm denn nichts auf? Schlieft er mit offenen Augen, dachte er an etwas anderes? Ich weiss bis heute nicht, warum er nichts bemerkte.

Ich nehme an, dass er sich am nächsten Tag im Bunker ebenfalls den Kopf darüber zerbrach.

Jedenfalls wandte er sich von der Tür ab und ging gemessenen Schrittes auf die Backöfen zu. Als er etwa sechs Meter entfernt war, kam Janek aus der Toilette, ich beeilte mich, meine Sachen zu holen, und dann warf ich mich mit Jas zusammen gegen die Tür.

Im selben Moment schlich Edek sich, direkt hinter dem Rücken des SS-Manns, eilig und lautlos mit einem Messer zu dem Bett des schlafenden SS-Manns und zerschnitt an zwei Stellen das Telefonkabel. Das herausgetrennte Stück nahm er sich als Souvenir mit.

Die Tür, die Jas und ich nach aussen drückten, gab zwar nach, liess sich aber nicht öffnen.

Der SS-Mann entfernte sich weiter von uns und war jetzt acht, dann neun Meter entfernt.

Wir verdoppelten unsere Anstrengung; die Türflügel bogen sich, gaben aber

immer noch nicht nach. Wir hatten sie noch nie geöffnet und wussten gar nicht, ob es überhaupt ging. Hätten wir Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wären wir vor Angst in kalten Schweiß ausgebrochen, aber für Angst war keine Zeit.

Edek lief vom Bett des SS-Manns zum Kohlenbunker, um seine Sachen zu holen.

Jasiek war ein kräftiger Mann, und meine eigene Stärke wurde von der nervösen Anspannung verdoppelt, aber die Tür schien trotzdem stärker als wir...

Wir stemmten uns mit ganzer Kraft dagegen. Dann... plötzlich und geräuschlos ... flog sie auf.

Kalte Luft schlug in unsere erhitzten Gesichter, über uns funkelten die Sterne, als wollten sie uns zublitzeln ...

All das geschah in einem Sekundenbruchteil.

Ein Sprung ins unbekannte Dunkel, dann rannten wir. Vorneweg Jasiek, dann ich und Edek hinter mir.

Hinter uns knallten Schüsse.

Es ist schwer einzuschätzen, wie schnell wir rannten. Die Kugeln verfehlten uns jedenfalls. Unsere Beine, Arme und Körper durchschnitten die Luft.

Nach etwa 100 Metern begann ich zu rufen: «Jasiek! Jasiek!» Aber Jasiek lief immer weiter wie ein Rennpferd, ohne auf mich zu achten. Hätte ich ihn nur einholen, an der Schulter packen und stoppen können... Aber wir blieben immer etwa im selben Abstand, während wir mit aller Kraft dahinrannten.

Insgesamt hörte ich neun Schüsse hinter uns, dann keine mehr. Der SS-Mann hatte aufgegeben und lief jetzt sicher zum Telefon. Sein aus dem Schlaf gerissener Kamerad war wahrscheinlich die erste Minute über völlig desorientiert.

Ich wollte Jasiek aufhalten, weil meine geplante Fluchtroute im rechten Winkel zu unserer jetzigen Richtung verlief. Nach zwei- oder dreihundert Metern hatte ich endlich Erfolg. Jasiek wurde langsamer, und Edek und ich konnten ihn einholen.

«Und?», keuchte Jasio.

«Ich glaube, fürs Erste haben wir's geschafft», erwiderte ich.

«Du hast gesagt, du hast eine Route vorbereitet.»

Das stimmte. Ich hatte geplant, die Sola zu überqueren, am anderen Ufer wieder zurück in Richtung auf das Lager zu gehen und dann weiter südlich nach Kçty. Weil Jasiek aber wie ein Irrer nach Norden gerast war, nutzte uns dieser Plan jetzt nichts mehr. Es war zu viel Zeit vergangen, als dass wir noch einmal am

Lager vorbeilaufen hätten können. Es war bereits nach zwei Uhr morgens, und wir mussten uns beeilen.

«Also, was jetzt?», fragten die anderen.

«Nichts, ziehen wir uns erst einmal an», sagte ich zu Edek. «Wir nehmen eine andere Route.» Wir beide trugen nur Badehosen am Körper und die restliche Kleidung als Bündel unter dem Arm.

Wir waren ein ganzes Stück von der Sola entfernt nach Norden gelaufen, parallel zum Ufer.

Jetzt, nachdem wir uns angezogen und die gestreiften Häftlingshosen, die wir irrtümlich mitgenommen hatten, sorgfältig in einem Gebüsch versteckt hatten, führte ich unsere Gruppe ans Flussufer (das linke), dem wir dann im Ufergestrüpp nach Norden folgten.

Als wir Edek nach dem gemahlenden Tabak fragten, mit dem wir die Suchhunde täuschen wollten, erwiderte er, den habe er schon mitgenommen, aber während unserer rasenden Flucht schon völlig aufgebraucht. Wenn die Hunde unsere Fährte aufnahmen, bekamen sie jetzt eine Menge Tabak in die Nasen.

Ich hatte diesen Tabak nämlich schon eine ganze Zeit lang vorher gesammelt, getrocknet und zerrieben, als ich noch in der Löffelschnitzerei arbeitete, also während meiner Zeit in der Gerberei. Er war eigentlich für einen anderen Fluchtversuch gedacht gewesen.

Jetzt hatten wir ihn also schon völlig verbraucht, aber immerhin der Anfang unserer Fährte war vermutlich verdeckt.

Auf unserem Weg nach Norden stiessen wir jetzt auf eine Flussmündung. Die Sola floss in die Weichsel, aber vorher gab es auf der rechten Seite eine Eisenbahnbrücke. Wenn ich richtig informiert war, wurde sie allerdings rund um die Uhr von einem Posten bewacht.

«Tomek, wohin willst du?», fragte Jasiiek.

«Scheiss drauf! Es gibt keinen anderen Weg, und wir haben sowieso keine Zeit. Wir müssen den kürzesten Weg nehmen.»

Also schlichen wir uns an die Brücke heran. Ich ging an der Spitze. Meine Schuhe hatten Gummisohlen. Jasio war etwa 10 oder 15 Schritt hinter mir, Edek bildete die Nachhut.

Vorsichtig, das Postenhäuschen links an einem der Widerlager der Brücke ständig im Auge, kroch ich den Bahndamm hinauf und auf die Brücke hinaus, die anderen beiden mir nach.

Mit leisen Schritten, aber so schnell wie möglich begannen wir über die Brü-

cke zu laufen. Schon hatten wir ein Drittel geschafft... jetzt die Hälfte... das andere Ufer war fast erreicht... dann waren wir da. Fürs Erste hatten wir keine Hindernisse mehr vor uns.

Jetzt schnell wieder den Bahndamm hinunter ans andere Ufer, nach links ins Gras und auf ein Feld.

Ganz unerwartet hatten wir diese Brücke völlig problemlos hinter uns gebracht.

Die Wachposten verbrachten den Feiertag wahrscheinlich in angenehmer Gesellschaft.

Jetzt hielt ich mich in östlicher Richtung die Weichsel entlang und links von der Bahnstrecke.

Die Orientierung war einfach; wir hatten einen prächtigen Sternenhimmel.

Schon fühlten wir uns frei, jedenfalls fast – solange das Gefühl der Gefahr blieb, konnten wir nicht wirklich frei sein.

Wir liefen jetzt querfeldein.

Rechts von uns lag das Städtchen Oswięcim [Auschwitz].

Wir sprangen über Gräben, liefen über Strassen und stapften quer über gepflügte Felder. Die Weichsel war uns einmal näher, dann wieder ferner, während wir uns einen Weg bahnten.

Erst später staunten wir selbst darüber, wie viel ein Mann leisten kann, wenn er von nervöser Anspannung getrieben wird.

Wir gerieten in gepflügte Felder, die bergauf führten. Wir rutschten betonierte Uferböschungen hinunter und kletterten auf der anderen Seite wie Katzen hinauf – das war wohl irgendein Entwässerungsgraben. Neben uns auf den Schienen donnerte ein Zug vorüber.

Nach mehreren Kilometern (wir schätzten zehn, es waren in Wirklichkeit etwas weniger) sahen wir von einer Bodenwelle aus dann plötzlich Zäune, Baracken, Wachtürme, Stacheldraht... Vor uns lag ein Straflager, die nur allzu bekannten Lichtflecken der Suchscheinwerfer krochen über den Boden ...

Einen Moment standen wir wie erstarrt. Dann sagten wir uns, dass wir jetzt «Buna» erreicht haben mussten, das Nebenlager Auschwitz III.

Eine andere Richtung einzuschlagen, hatten wir keine Zeit. Die Dämmerung breitete sich schon über den Himmel aus ...

Rasch begannen wir das Lager linksseitig zu umgehen, mussten Stacheldraht überwinden, rutschten wieder Böschungen hinunter und kletterten auf der anderen Seite hinauf... Stege führten über Wassergräben, einmal balancierten wir

über einen schmalen Fussessteig, der von schäumendem Hochwasser überströmt wurde... Wir umgingen den Stacheldrahtzaun, durchwateten einen Graben, und endlich lag auch dieses Lager hinter uns.

In vollem Lauf (wir konnten immer noch rennen) stiessen wir auf das Weichselufer und folgten ihm notgedrungen, wobei wir uns bereits nach einem Versteck für den Tag umsahen, nur für alle Fälle.

Der Tag brach an. Eigentlich gab es keine brauchbare Deckung, erst weit weg, am Horizont, zeigte eine dunkle Linie, dass dort der Wald begann. Inzwischen war es fast taghell.

Ein Dorflag vor uns am Ufer. Die Boote der Dorfbewohner schaukelten auf dem Wasser des Flusses.

Ich entschied, dass wir mit einem der Boote die Weichsel überqueren würden. Die Boote waren mit Ketten an Pfosten festgemacht. Die Ketten waren mit Vorhängeschlössern gesichert. Wir sahen uns die Ketten genauer an; eine davon, so stellte sich heraus, bestand aus zwei Teilen, die mit einer Schraube verbunden waren.

Jasiek zog versuchsweise den Schraubenschlüssel (eigentlich nur ein Stück Metall mit einem Sechskantloch) hervor, mit dem wir die Mutter in der Bäckerei gelöst hatten, und wir staunten nicht schlecht, als er genau auf die Schraube passte, die die Kette zusammenhielt. Wir schraubten, und die Kette fiel auseinander.

Eben ging die Sonne auf.

Wir setzten uns ins Boot und stiessen ab.

Jeden Moment konnte im Dorf, kaum ein paar Dutzend Meter entfernt, jemand aus einem der Häuser treten.

Etwa zwölf Meter vor dem jenseitigen Ufer lief das Boot auf eine Sandbank. Wir hatten keine Zeit, es freizuziehen, sprangen ins Wasser und wateten durch hüfttiefes Wasser ans Ufer.

Unsere Glieder und Gelenke, von einer Nacht ununterbrochener Anstrengung erhitzt, vertrugen das kalte Wasser nicht besonders gut. Zunächst spürten wir allerdings noch nichts, als wir das andere Weichselufer erreichten.

Die dunkle Linie des Waldrands war jetzt noch etwa zwei Kilometer entfernt.

Der Wald, den ich so mochte und den ich jetzt schon seit Jahren sehr vermisste, sollte also unsere Rettung werden – die erste brauchbare Deckung, die sich bot.

Inzwischen rannten wir nicht mehr, als wir darauf zuliefen. Dazu hatten wir

keine Kraft mehr, aber wir hielten schnellen Laufschrift durch, auch wenn wir manchmal vor Erschöpfung etwas nachliessen.

Die Sonne strahlte auf uns herab.

Irgendwo in der Ferne hörten wir Motorräder entlangrasen; vielleicht waren es sogar unsere Verfolger...

Wir wurden langsamer.

Edeks und meine Kleidung wirkte bei genauerem Hinsehen zwar eher verdächtig, sah aber von weiter weg unauffällig aus. Jasios guter Anzug war allerdings noch mit den roten Streifen versehen, die ihn schon von Weitem erkennbar machten.

In der Ferne sahen wir Feldarbeiter; sie mussten auch uns gesehen haben.

Der Wald kam langsam näher.

Seltsam war, dass ich zum ersten Mal im Leben den Wald schon aus über 100 Meter Entfernung riechen konnte.

Es war ein durchdringender Geruch, begleitet vom fröhlichen Gesang der Vögel, der kühlen Feuchtigkeit, dem Duft nach Harz... Unsere Augen verschlangen den Anblick der geheimnisvollen Tiefe unter den Bäumen, die wir fast erreicht hatten.

Dann waren wir da. Wir liefen etwa ein Dutzend Bäume weiter bis hinter den Waldrand und legten uns ins weiche Moos.

Während ich dort im Gras lag, erhoben sich meine Gedanken über die Baumwipfel und formten fröhlich ein grosses Fragezeichen. Eine Verwandlung. Was für ein Kontrast zu dem Lager, in dem ich 1'000 Jahre verbracht hatte – so kam es mir wenigstens vor...

Die Kiefern flüsterten, ihre grossen Wipfel schwankten sachte ...

Zwischen den Baumstämmen sah man kleine Ausschnitte blauen Himmels. Die Tautropfen funkelten wie kleine Juwelen in Gebüsch und Gras... Da und dort brachen die Sonnenstrahlen durch und beleuchteten das Leben Tausender kleiner Geschöpfe, die Welt der Käfer, Ameisen und Schmetterlinge... die Welt der Vögel, unverändert durch Tausende Jahre, folgte ihrem gewohnten Lauf, flatterte und summte wie immer...

Und doch herrschte rund um uns, trotz der Geschäftigkeit des Waldes, tiefe Stille... jenseits des Getöses der Menschheit... jenseits der Arglist der Menschen ... eine Stille, in der sich keine Seele regte...

Wir zählten noch nicht.

Wir kehrten ja gerade erst ins Land der Lebenden zurück und hatten uns noch nicht als Angehörige der Menschheit qualifiziert.

Wie froh wir waren, noch niemandem begegnet zu sein!

Wir hatten beschlossen, uns so weit wie möglich und so lange wie möglich von Menschen fernzuhalten.

So konnten wir auf die Dauer allerdings kaum durchkommen ... Wir hatten überhaupt keine Lebensmittel dabei. Vorerst hatten wir noch keinen Hunger. Wir assen einige Salatblätter und tranken aus einem Bach.

Alles wirkte geradezu magisch.

Wir waren in die Welt verliebt... nur nicht unbedingt in die Menschen darin. Ich hatte noch das Honiggläschen aus dem Paket von zu Hause und einen Teelöffel. Ich gab Jasio und Edek einen Löffel voll Honig und gönnte mir selbst auch einen.

Während wir dort lagen, sprachen wir die Ereignisse der Nacht durch.

Jasio brauchte keine Kopfbedeckung, weil er sowieso schon kaum noch Haare hatte. Edek und ich mussten unsere auffälligen rasierten Köpfe irgendwie verbergen und hatten daher zwei Mützen von den Bäckern mitgehen lassen, aber Edek hatte seine auf der Flucht irgendwo im Gebüsch verloren. Jetzt band er sich stattdessen ein Kopftuch um, wie eine Frau; prompt bekam er den Spitznamen Ewunia.

Jasio nannte sich, dadurch inspiriert, Adam und wählte sich, weil ihm gerade ein grüner Zweig ins Auge fiel, Galqzka [Zweig] als Nachnamen. Das passte wirklich zu seinem 90-Kilo-Körper!

Nachdem Jasio an einem Bach die roten Streifen aus seinem Anzug herausgewaschen und ich vier Banknoten getrocknet hatte, die in meinem Schuh nass geworden waren, machten wir uns auf den Weg durch den Wald in östlicher Richtung, spurteten über kleine Lichtungen und umgingen die grösseren offenen Flächen.

Unsere Regel war, Menschen so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen ...

Kurz vor Abend hatten wir einen kleinen Zusammenstoss mit einem Förster, der uns von Weitem entdeckt hatte, als wir gerade den Rest des Honigs assen. Er wollte uns den Weg versperren. Wir wichen daraufhin in eine zum Glück schnell erreichbare Schonung aus, in der die jungen Bäume so dicht standen, dass wir nur kriechend zwischen ihnen hindurchkamen. In der Schonung wechselten wir die Richtung und kamen an einer Strasse wieder heraus.

Wir liefen über die Fahrbahn und tauchten auf der anderen Seite in die

nächste Schonung ab. Der Förster verlor unsere Spur. Wir hielten uns weiter an die Strasse, weil sie laut den Wegweisern zur Kleinstadt Z [Babice]⁰ führte, die an unserem Weg lag.

Wir näherten uns dem Ort nach Sonnenuntergang.

Vor dem Ort stand auf einem Hügel eine Burgruine.

Wir umgingen das offene Land vor dem Städtchen zur Linken, liefen über eine Strasse, die zwischen den Häusern hindurchführte, und erreichten den waldigen Hügel mit der Ruine.

In deren Nähe, auf dem Hang des Hügels, streckten wir uns, furchtbar erschöpft, im weichen Laub des Vorjahres zum Schlafen aus. So verging der Dienst (27. April).

Edek schlief sofort ein.

Nach unserem kalten Bad litten Jasiak und ich an Gelenkschmerzen, und mir machte mein Ischias zu schaffen.

Die letzte Stunde hatte ich mich nur mit Willenskraft auf den Beinen gehalten. Zum Schmerz in der rechten Hüfte kam noch der in den Kniegelenken hinzu, der besonders bergab kaum erträglich war. Ich musste ziemlich die Zähne zusammenbeissen, um weitergehen zu können.

Als ich mich jetzt hinlegen konnte, liess der Schmerz nach, war aber noch schlimm genug.

Ich konnte nicht einschlafen. Das nutzte ich aus, um über den weiteren Weg nachzudenken.

Acht Kilometer von uns entfernt lag die Grenze zwischen dem vom Dritten Reich annektierten Schlesien und dem Generalgouvernement,^{70 71} die wir überqueren mussten.

Einige endlose Stunden lang arbeitete ich im Halbschlaf einen Plan aus, wie wir zunächst an und dann über diese Grenze gelangen konnten und wohin wir

70 Pilecki verwechselt hier die Codebezeichnungen und verwendet Z sowohl für ihr Endziel Bochnia wie auch für dieses Etappenziel, bei dem es sich laut Adam Cyra um Babice handelt; siehe Cyra, *Ochotnik do Auschwitz. Witold Pilecki (1901-1948)* (Oświęcim: Chrzescijariskie Stowarzyszenie Rodzin Oświęcimskich 2000), S. 398. Bochnia wurde mit IX codiert (ebd., S. 404). (Anm. d. Übers.)

71 Das sogenannte Generalgouvernement war derjenige Teil des besetzten Polen, der vom Nazi-Regime nicht dem Deutschen Reich angegliedert wurde und eine eigene Verwaltungseinheit mit der Hauptstadt Krakau bildete. Warschau, Polens vorherige und heutige Hauptstadt, lag ebenfalls im Generalgouvernement. (Anm. d. Übers.)

uns danach wenden sollten. Plötzlich hatte ich eine Erleuchtung und setzte mich im Laub auf. Sofort musste ich vor Schmerzen die Luft anhalten.

Ich dachte zurück an '42, als ich in der Löffelschnitzerei (der Gerberei) gearbeitet hatte, wo ich mit 19 [Tadeusz Slowiaczek], der dort als Schreiber arbeitete, oft sehr freimütige Gespräche geführt hatte.

Er erzählte mir, dass er seine Briefe an einen Onkel schrieb, der Gemeindepfarrer direkt an der Grenze war. Seine Pfarrgemeinde lag sogar zu beiden Seiten der Grenze; daher durfte er sie mit einem Karren überqueren, dessen Fahrer, wenn nötig, auf der anderen Seite bleiben durfte ...

Der kleine Ort, in dem dieser Pfarrer amtierte, war nur sieben oder acht Kilometer entfernt.

Edek begann im Schlaf zu reden. Zuerst war er kaum zu verstehen, dann fragte er irgendeinen Bronek, ob er ihm Brot mitgebracht habe (er hatte Hunger und träumte daher von Lebensmitteln). Plötzlich sprang er auf und fragte so laut, dass auch Jasiiek erwachte:

«Und? Hat er das Brot mitgebracht?»

«Wer soll Brot mitbringen?»

«Bronek natürlich!»

«Keine Sorge, mein Freund. Du siehst doch den Wald, die Burg da oben und dass wir hier im Laub liegen? Du hast nur geträumt...»

Edek legte sich wieder hin.

Aber ich stand jetzt auf. Es war vier Uhr. Ich hatte mich entschieden, den Pfarrer am Morgen aufzusuchen. Die Strecke war an sich nicht weit, aber wir mussten an unsere schmerzenden Gelenke denken. Die Schmerzen in meinen Knien bedeuteten, dass ich die Beine kaum bewegen konnte. Jasiiek stand auf und streckte sich, taumelte aber sofort und rutschte den Hang hinunter. Die Schmerzen in den Knien liessen ihn fast in Ohnmacht fallen, aber er bekam sich wieder in den Griff.

Die ersten Schritte waren mühsam und schmerzhaft, besonders, da es bergab ging.

Wir brauchten ziemlich lange für diese sieben oder acht Kilometer, zumal wir noch einige Umwege machen mussten. Zuerst ging es nur langsam voran, zum Schluss dann wieder besser.

Jasiiek, der mit seinem Anzug und der natürlichen Glatze am unverdächtigsten wirkte, versuchte uns Informationen zu beschaffen, indem er sich einem Ein-

heimischen, der auf dem Weg zur Arbeit war, anschloss und eine Weile mit ihm plauderte.

Wir näherten uns jetzt dem Ort II [AlwerniaJ.

Auf einem waldigen Hügel sah man eine kleine Kirche.

Jasiek kam zurück und erzählte, der Einheimische habe gesagt, der Ort, den wir suchten, müsse direkt vor uns sein, unterhalb des Hügels mit der Kirche.

Wir bahnten uns einen Weg über die Felder, bis wir eine Strasse erreichten, an der eine Zollkontrollstelle stand. Die Grenze selbst lag dahinter, auf einem Hügelrücken.

Es war erst sieben Uhr, aber das Zollhäuschen war bereits besetzt; die Beamten beobachteten uns misstrauisch.

Wir überquerten, scheinbar unbekümmert, die Strasse und anschliessend einen Fussessteig über einen Bach und versuchten dabei möglichst alltäglich und geschäftig zu wirken.

Endlich erreichten wir das Wäldchen auf dem Hügel, liefen noch einige Dutzend Meter den Abhang hinauf und sanken dann erschöpft zu Boden.

Wie auf Verabredung begann daraufhin die Glocke des Kirchleins auf dem Hügel zu läuten.

«Es hilft nichts, lieber Jasiek, du musst auch noch in die Kirche. Du siehst von uns dreien am vorzeigbarsten aus und bist sowieso der einzige, der hineingehen kann, weil wir mit unseren Glatzen nicht die Mütze abnehmen können.»

Also machte Jasiek sich auf zum Pfarrer, dem er erzählen sollte, dass wir in der Hölle des Lagers mit seinem Bruder Franciszek und dessen beiden Söhnen Tadek und Lolek zusammen gewesen waren.

Jasio blieb eine ganze Weile weg.

Als er zurückkam, wirkte er nicht sehr glücklich und berichtete, er habe in der Kirche auf den Pfarrer gewartet, der die Messe las, und tatsächlich mit ihm gesprochen. Der Pfarrer hatte aber nicht recht glauben wollen, dass wir wirklich aus Auschwitz entkommen seien, und offen zugegeben, er fürchte eine Falle.

Ich dachte mir, dass es angesichts des breit lächelnden Jasiek vielleicht wirklich nicht leicht zu glauben war, dass dieser Mann nach zweieinhalb Jahren im Lager Auschwitz gerade erst entkommen war.

Ich schickte Jasio wieder zurück, bevor die Messe endete, und schärfte ihm sorgfältig ein, welche der Verwandten des Pfarrers in welchem Block gelegen hatten, wo seine Neffen hingekommen waren und in welchem Block ihr Vater

jetzt war. Ich sagte ihm sogar, was sie in ihren letzten Weihnachtsbriefen geschrieben hatten.

Jasio zog wieder los. Die Messe endete, und er sprach den Pfarrer erneut an. Er erzählte ihm alle genannten Einzelheiten und fügte hinzu, dass zwei seiner Kameraden im Gebüsch versteckt waren, die sich wegen ihrer rasierten Köpfe und auffälligen Kleidung nicht sehen lassen durften.

Jetzt glaubte ihm der Pfarrer und kam mit Jasio zurück.

Als er uns sah, rang er die Hände. Er zweifelte nicht länger, sondern kam alle halbe Stunde zurück, um nach uns zu sehen, wobei er Milch, Kaffee, Brötchen, Brot, Zucker und andere Delikatessen mitbrachte.

Es stellte sich heraus, dass er gar nicht der Pfarrer war, den wir gesucht hatten. Der lebte zwei Kilometer weiter.

Unser Pfarrer kannte ihn aber und wusste um die Verwandten, die in Auschwitz einsassen.

Ins Pfarrhaus konnte er uns nicht bringen, erklärte er, weil auf dem Dorfplatz zu viele Menschen waren.

Wir fühlten uns aber unter den jungen Fichten im Gebüsch ganz wohl.

Der Pfarrer versorgte uns sogar mit Gelenksalbe gegen die Schmerzen. Wir schrieben sofort unsere ersten Briefe nach Hause; der Pfarrer gab sie zur Post.

Am Abend, als es völlig dunkel war, brachte uns der Pfarrer einen zuverlässigen Führer.

Es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt, sagten wir uns.

So endete der Mittwoch (28. April).

Wir verabschiedeten uns von dem Pfarrer. Unsere Knie taten jetzt nicht mehr so weh. Gegen zehn Uhr abends brachen wir mit dem Führer auf, der uns über die Grenze bringen sollte.

Der Mann führte uns stundenlang über verschlungene Umwege und zeigte schliesslich auf eine Stelle im Gelände, die die beste Möglichkeit biete. Dann liess er uns alleine.

Wahrscheinlich war diese Stelle wirklich ziemlich unbelästigt von Grenzpatrouillen, weil sie dermassen mit gefällten Bäumen, Stacheldraht und Gräben blockiert war, dass ohnehin es niemand hier versuchen würde.

Wir brauchten für die 150 Meter eine gute Stunde.

Dann kamen wir in unterschiedlichem Gelände ganz gut voran; meist hielten wir uns an die Strasse.

Die Nacht war sehr dunkel; aus der Ferne gesehen zu werden, mussten wir

nicht mehr befürchten. Wir konnten zwar immer noch einer Patrouille über den Weg laufen, aber eine animalische Wachsamkeit, geradezu ein Instinkt, hielt uns aus allen Problemen heraus.

Wenn die Strasse nicht die richtige Richtung nahm, verliessen wir sie und gingen querfeldein, wobei wir uns nach den Sternen orientierten, brachen durch Wälder, fielen in Senken, krochen Abhänge hinauf.

Wir liefen die ganze Nacht hindurch und legten dabei, so schien es uns zumindest, eine ziemlich grosse Strecke zurück.

Beim ersten Schimmer der Dämmerung fanden wir uns nahe einem grossen Dorf, das sich kilometerlang hinzog. Die Strasse beschrieb im Dorf eine Kurve nach links, wir mussten dagegen nach rechts. Weil wir ausserdem in der Ferne auf der Strasse die ersten Menschen des Tages gesehen hatten, bogen wir nach rechts ab und schlugen uns über Weiden und eine Wiese durch.

Die Sonne ging auf. Es war Donnerstag.

Das Gelände war jetzt völlig offen und ohne Deckung. Es bei Tageslicht zu durchqueren, war gefährlich. Wir fanden ein grosses Gebüsch, in dem wir uns den Tag über versteckten. Schlafen konnten wir kaum, dazu war der Boden zu feucht und die Steine und Äste, auf die wir uns setzen konnten, zu hart.

Nach Sonnenuntergang, als es dunkel wurde, aber man noch etwas sehen konnte, ging Jasiak unsere geplante Marschroute ausforschen. Bei seiner Rückkehr erzählte er, von rechts schneide jetzt die Weichsel unsere Richtung, und wenn wir unseren Weg beibehalten wollten, müssten wir sie hier überqueren. Es gab Boote und sogar eine Fähre, die wir benutzen konnten.

Wir entschieden uns für die Fähre. Als wir aus dem Gebüsch heraus auf den Fluss zukamen, beäugte uns der Fährmann misstrauisch. Wir gingen ganz selbstverständlich auf die Fähre, der Fährmann legte ab, und wir setzten über. Als wir beim Aussteigen unser Fährgeld in Reichsmark bezahlten, schaute uns der Fährmann aber nur noch misstrauischer an. Vor uns hatten wir jetzt III [die Türme des Benediktinerklosters Tyniec] und die Stadt IV [Tyniec] selbst.

Wir folgten der Hauptstrasse durch die Stadt. Die Menschen kamen gerade von der Arbeit zurück, einige verspätete Kühe trotteten eilig in ihre Ställe zurück. Einheimische, die vor ihren Haustüren herumstanden, betrachteten uns misstrauisch.

Wir hatten inzwischen grossen Hunger und brauchten unbedingt etwas Warmes zu trinken. Die Nächte waren kalt. Zuletzt richtig geschlafen hatte ich in der

Nacht zum Sonntag im Lazarett von Auschwitz, aber wir wollten es noch nicht riskieren, Privathäuser aufzusuchen.

Am Ausgang des Städtchens stand ein älterer Mann vor seiner Tür und betrachtete uns. Er wirkte so freundlich, dass ich Edek losschickte, ihn nach etwas Milch zu fragen.

Edek ging zu ihm hin und fragte, ob er ihm etwas Milch abkaufen dürfe. Der Mann winkte uns, näherzutreten und in sein Haus zu kommen. «Kommt nur, kommt nur... Ich habe Milch für euch ...»

In seinen Worten klang etwas mit, dass nichts mit Milch zu tun hatte, aber er wirkte so vertrauenerweckend, dass wir uns entschieden, es darauf ankommen zu lassen und der Einladung zu folgen.

Drinne stellte er uns zunächst seine Familie vor – er hatte Frau und Kinder –, dann stellte er sich vor uns und meinte: «Ich will euch gar keine Fragen stellen ... Aber so, wie ihr ausseht, könnt ihr nicht herumlaufen!»

Er erzählte, er habe im Grossen Krieg viel gesehen und wolle von nichts wissen. Wir bekamen warme Milch, Nudeln, Eier und Brot. Dann bot er uns an, uns die Nacht über in seiner Scheune einzuschliessen, wo wir in Ruhe schlafen könnten. «Ihr habt zwar keinen Grund, mir zu trauen, aber wenn ihrs doch tut, werdet ihrs nicht bereuen.»

Sein Gesicht und seine Augen, seine ganze Erscheinung war so offensichtlich ehrlich, dass ich entschied, wir würden bleiben.

Wir verbrachten also die Nacht in der Scheune, wieder hinter Schloss und Riegel – aber wir schliefen friedlich auf richtigen Kopfkissen, wie wir es seit Jahren nicht gehabt hatten.

So ging Donnerstag, der 29. April, zu Ende.

Am Morgen schloss unser Gastgeber das Scheunentor auf – und zwar ohne die Polizei. Er brachte Frühstück und Wasser. Wir unterhielten uns lange miteinander, und er wechselte uns sogar ein bisschen Geld. Er war ein ehrlicher, anständiger, patriotischer Pole.

Es gibt diese Leute. Sein Name war 175 [Piotr Mazurkiewicz]. Seine ganze Familie hatte uns herzlich willkommen geheissen. Wir erzählten ihm, woher wir kamen, und schrieben weitere Briefe an unsere Familien – selbstverständlich nicht an die Adressen, die wir der Lagerleitung in Auschwitz genannt hatten.

Nach dem Frühstück setzten wir unseren Weg über die Felder und durch den Wald fort, passierten V [Name nicht feststellbar] und VI [Name nicht feststellbar] zu unserer Linken und bewegten uns auf VII [Wieliczka] zu.

Die Nacht von Freitag auf Samstag verbrachten wir in einer einzeln stehenden Hütte, wo ein junges Paar mit seinen Kindern lebte. Wir kamen spät an und gingen wieder, bevor sie aufstanden. Wir zahlten und gingen weiter.

Wir umgingen VII [Wieliczka] und hielten auf den Wald VIII [Niepolomnicka-Wald] zu.

Am Samstag, dem 1. Mai, erreichten wir den Wald. Es duftete nach Harz. Das Wetter war schön; die Sonne warf ihre goldenen Strahlen zwischen den Baumstämmen auf den zapfen übersäten Waldboden. Eichhörnchen huschten die Stämme hoch, Rotwild lief vorbei.

Jasio und ich wechselten uns an der Spitze ab; Edek bildete die Nachhut.

Bis jetzt war der Tag ohne Zwischenfall vergangen. Wir hatten Hunger. Um 14 Uhr führte Jasio. Wir kamen auf eine breite Strasse, die in die richtige Richtung führte. Jasio entschied, auf ihr zu bleiben. Gegen 16 Uhr kamen wir an eine Brücke über einen grösseren Bach. Am anderen Ufer standen einige Gebäude: links ein Forsthaus und einige Schuppen, rechts weitere Häuser.

Jasio hielt ohne Umstände auf die Brücke und das Forsthaus zu. Inzwischen hatten wir so lange Glück gehabt, dass wir unvorsichtig wurden. Dass keine Bewegung und kein Mensch zu sehen war und die grünen Fensterläden des Forsthauses geschlossen waren, lullte uns zusätzlich ein.

Als wir an dem Haus vorbeikamen, konnten wir in den Hof dahinter schauen, an dem die Nebengebäude lagen. Ein deutscher Soldat, sehr wahrscheinlich ein Feldjäger, mit einem Gewehr bewaffnet, kam aus dem Hof auf die Strasse hinaus und auf uns zu. Wir liessen uns nichts anmerken, um noch so viel Distanz wie möglich zwischen ihm und uns zu bringen, und waren bereits zehn Schritte hinter dem Haus. Unsere Reaktion war rein innerlich. Der Feldjäger reagierte allerdings durchaus wahrnehmbar.

«Halt!»

Wir gingen weiter und taten, als hätten wir ihn nicht gehört.

«Halt!», ruft es zum zweiten Mal hinter uns; ein Gewehr wird durchgeladen. Wir bleiben ruhig stehen und lächeln. Der Soldat auf der anderen Seite der Hofmauer ist vielleicht 30 oder 35 Meter von uns entfernt. Ein weiterer Soldat tritt aus einer etwa 60 Meter entfernten Hütte. Wir sagen:

«Ja, ja. Alles gut...», und wenden uns ihnen ruhig zu.

Angesichts unserer gelassenen Reaktion nahm der erste Soldat seine schussbereite Waffe wieder herunter. Daraufhin sagte ich leise:

«Jungs, lauft, was ihr könnt!», und wir rennen in verschiedene Richtungen

auseinander – Jasiak im rechten Winkel zu unserer Richtung, Edek die Strasse entlang, und ich im schrägen Winkel zwischen ihnen.

Wieder muss ich dazusagen, wie schwierig es ist, einen solchen Lauf zu beschreiben, wenn man wirklich um sein Leben rennt. Jeder von uns gab alles. Ich sprang über Baumstämme, einen Zaun, ganze Sträucher.

Salven von Schüssen peitschten hinter uns her. Ich hörte Kugeln an meinem Kopf vorbeipfeifen.

Plötzlich spürte ich ganz deutlich, praktisch mit dem Rückgrat, dass jemand auf mich zielte.

Etwas traf meine rechte Schulter. «Verdammt!», dachte ich, «der hat tatsächlich getroffen.» Schmerz spürte ich keinen. Ich rannte einfach weiter und gewann rasch an Abstand.

Edek sah ich weit links von mir. Ich rief zu ihm hinüber. Er entdeckte mich und änderte seine Richtung, sodass wir uns einander annäherten. Wir waren jetzt etwa 400 Meter vom Forsthaus entfernt, und immer noch feuerten die Feldjäger. Weil sie uns beide nicht mehr sehen konnten, zielten sie wahrscheinlich auf Jasiak. Vielleicht hatten sie ihn schon erschossen.

Inzwischen liessen Edek und ich uns erschöpft auf einen umgestürzten Baumstamm sinken.

Ich musste mich um meine Verwundung kümmern. Es war ein glatter Durchschuss der rechten Schulter. Sie blutete zwar, aber der Knochen war nicht getroffen. Auch meine Kleidung hatte mehrere harmlose Durchschüsse abbekommen. Meine Hose und die Windjacke wiesen insgesamt vier Löcher auf. Ich wickelte, so gut es ging, ein Taschentuch um die Schulterwunde, und dann liefen Edek und ich nach Osten weiter.

Edek hatte zwar vorgeschlagen, dass wir uns zunächst in einer Senke bei dem umgestürzten Baum verstecken könnten, aber ich wusste, dass wir so schnell wie möglich aus diesem Gebiet entkommen mussten, bevor die Deutschen anfangen zu telefonieren und eine systematische Suche organisierten.

Ich fürchtete, Jasiak sei in Schwierigkeiten, weil wir immer noch Schüsse hörten, aber nicht in unserer Richtung.

Nach einer Stunde erreichten wir ein Dorf. Dort gaben wir uns ohne Herumreden zu erkennen. «Wir sind die aus dem Wald», erklärten wir und erzählten, dass wir zu dritt gewesen waren, jetzt aber nur noch zu zweit. Sie hätten ja die Schüsse gehört, und unser Kamerad sei vielleicht tot...

Diese anständigen Dorfbewohner versorgten uns mit Milch und Brot und

gaben uns einen Führer mit, der uns zu einem Fährboot brachte. Wir setzten über einen kleinen Fluss und fanden uns in einem grösseren Dorf mit einer Kirche wieder. Hier begegneten wir abermals deutschen Soldaten, aber die waren auf der Suche nach Lebensmitteln und nicht nach uns. Sie hielten uns für Einheimische und liessen uns in Ruhe.

Hinter dem Dorf sahen wir dann endlich in der Ferne die Stadt IX [Bochnia] – das Ziel unserer Flucht. Weil aber das Haus der Familie von 164 [Edmund Zabawski] sich am anderen Ende der Stadt befand und es bereits 19 Uhr 30 war (ab 20 Uhr galt die Ausgangssperre), wollte ich es angesichts unserer abgerissenen Erscheinung nicht riskieren, durch den Ort zu laufen. Edek und ich verbrachten die Nacht auf dem Dachboden eines Unbekannten, dessen Haus wir erreicht hatten, indem wir die Stadt östlich und nördlich umgingen.

Am Sonntagmorgen, dem 2. Mai, legten wir dann den kurzen restlichen Weg zum Ehepaar 176 [Obora] zurück.

Als wir näher kamen, sahen wir auf der Veranda ein älteres Paar, die Schwiegereltern von 164 [Edmund Zabawski], eine junge Dame, die sich als seine Frau herausstellte, und ihre kleine Tochter Marysia.

Die beiden Schwiegereltern lächelten, begrüssten uns freundlich und führten uns ohne weitere Fragen ins Haus. Erst drinnen konnten wir uns als Freunde von 164 [Edmund Zabawski] vorstellen. Wir wurden in ein Hinterzimmer geführt, und dort lag Jasio in einem Bett und schlief tief und fest.

Wir weckten ihn auf und umarmten einander herzlich.

Jasio hatte es mit seinem guten Anzug riskieren können, schon abends durch den Ort zu gehen, und hatte das Haus erreicht. Deshalb also hatten unsere Gastgeber schon gewusst, dass wir kommen würden, und uns ohne Umstände ins Haus gelassen.

Jasios Kleidung und das Bündel, das er unter dem Arm getragen hatte, waren ebenfalls mehrfach von Kugeln durchschlagen worden, aber er selbst war völlig unverletzt.

Meine Wunde stellte sich als harmlos heraus. Wir hatten es tatsächlich alle geschafft, zu entkommen.

Das Ehepaar 176 [Obora] und Frau 177 [Helena Zabawska] empfingen uns mit einer Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft, wie man sie nur in der eigenen Familie und dem eigenen Zuhause erwarten würde, wenn man nach langer Abwesenheit zurückkehrt.

Angesichts all der Unterstützung, die uns hier zuteilwurde, hätten wir ständig ausrufen können: Es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt!

Unsere Gastgeber hörten uns gebannt und ernst zu, als wir unsere Erlebnisse in Auschwitz schilderten und von unserem Freund, ihrem Mann und Schwiegersohn 164 [Edmund Zabawski] erzählten.

Als wir einander etwas besser kennengelernt hatten, tauschten wir dann die vereinbarten Passwörter aus, und ich bat sie, mir einen Kontakt zu jemandem von der Untergrundarmee zu vermitteln. Einige Stunden später sprach ich bereits mit Leon 178 [Leon Wandasiewicz]. Wir tauschten weitere Passwörter, und ich bat um ein Gespräch mit dem örtlichen Befehlshaber.

Leon stellte mir gleich zwei zur Auswahl: Ich könne mit dem Kommandanten des nördlichen Distrikts IX [Bochnia] sprechen oder mit dem des südlichen Distrikts, der etwa sieben Kilometer entfernt im kleinen Ort X [Nowy Wisnicz] wohne. Ich erwiderte, es sei mir eigentlich ziemlich egal, und Leon schlug daraufhin den Befehlshaber des südlichen Distrikts in X [Nowy Wisnicz] vor, weil er mit ihm befreundet war.

Ich blieb noch den Sonntag und Montag (2. und 3. Mai) beim Ehepaar 176 [Obora]. Am Dienstagmorgen machte ich mich, nachdem mir Leon anständige Sachen zum Anziehen geliehen hatte, damit ich unverdächtig aussah, mit ihm zusammen nach X [Nowy Wisnicz] auf. Jasio und Edek blieben noch als Gäste beim Ehepaar 176 [Obora].

Es war ein schöner, sonniger Tag. Wir schlenderten dahin und unterhielten uns fröhlich. Leon schob ein Fahrrad, mit dem er anschliessend nach Hause zurückfahren wollte, weil er erwartete, dass ich beim örtlichen Befehlshaber bleiben würde.

Während dieses Spaziergangs dachte ich an meine Erlebnisse der letzten Jahre und daran, dass sie sich jetzt dem Ende näherten. Aber noch einmal hatte das Schicksal eine seltsame Überraschung für mich bereit.

Etwa auf halber Strecke machten wir in einem Wäldchen Rast und setzten uns auf zwei Baumstümpfe.

Ich fragte Leon aus reiner Neugier, wie der Befehlshaber eigentlich heisse, den ich jetzt gleich treffen würde.

Leon nannte mir einen Vor- und einen Nachnamen ... zwei einfache Namen, die für niemanden etwas Auffälliges hatten – ausser für mich. Für mich bedeuteten sie ein völlig unwahrscheinliches Zusammentreffen.

Der örtliche Kommandeur trug nämlich den Namen, unter dem ich in Auschwitz gewesen war.

Ich hatte also all diese Jahre in der Hölle unter seinem Namen verbracht – und er hatte nichts davon geahnt.

Und jetzt führte mich das Schicksal also geradewegs zu ihm.

War es wirklich Schicksal? Blinder Zufall? Wenn es wirklich Zufall war, dann sicher kein blinder!

Ich schluckte und schwieg. Leon fragte:

«Warum sagst du nichts?»

«Nichts, ich bin nur ein bisschen müde.»

Ich rechnete nach, wie viele Tage ich in Auschwitz gewesen war.

In dieser Hölle hinter dem Stacheldraht hatte ich, so stellte sich heraus, 947 Tage verbracht. Fast 1'000 ...

«Beeilen wir uns ein bisschen», sagte ich schliesslich. «Ich habe noch eine Überraschung für dich und den Befehlshaber. Auf geht's!»

Wir näherten uns dem schönen kleinen Ort X [Nowy Wisnicz], der sich unter einem prächtigen Schloss auf einem Hügel über Täler und Hügel ausbreitete.

Ich dachte im Gehen, angeblich war ich ja sogar in IX [Bochnia] geboren. Hierhin war 158 [Zygmunt Wazyriski] eigens mit dem Zug gefahren, um Pfarrer 160 [Kuc] über mich zu informieren.

Von der Veranda eines kleinen Hauses, das von einem Garten umgeben war, schaute uns ein Mann entgegen, der dort mit seiner Frau und seinen Töchtern sass. Als wir nähertraten, flüsterte mir Leon zu, ich könne ruhig offen sprechen.

Ich stellte mich mit meinem Decknamen aus Auschwitz vor. Er erwiderte:

«Ich heisse auch Tomasz.»

«Aber ich bin Tomasz.»

«Ich bin Tomasz», beharrte er verwundert.

Leon hörte erstaunt zu, ebenso die Frau des Befehlshabers.

«Ich bin hier geboren», erklärte ich und nannte wieder das Geburtsdatum, das ich in Auschwitz so oft vor den Kapos hatte aufsagen müssen – bei jedem Block- oder Arbeitskommandowechsel, damit sie es in ihre Listen eintragen konnten.

Der Mann sprang fast von seinem Stuhl:

«Was soll das heissen? Das sind meine Daten!»

«Stimmt, das sind sie, aber ich habe sehr viel mehr mit ihnen durchgemacht als Sie.» Dann erzählte ich, dass ich nach zwei Jahren und sieben Monaten in Auschwitz gerade erst entkommen war.

Man konnte unmöglich voraussagen, wie er darauf reagieren würde. Der Mann, dem mein Tarnname gehörte, den ich tausend Jahre lang getragen hatte (so kam es mir wenigstens vor), reagierte herzlich. Er umarmte mich, und wir waren sofort Freunde.

«Aber wie ist das gekommen?», fragte er dann.

Ich fragte ihn, ob er Frau Dr. 83 [Helena Pawlowska] aus Warschau kenne. Ja, er kenne die Dame und habe schon bei ihr gewohnt. Ja, er habe sich damals falsche Papiere machen lassen, musste aber weiter, bevor sie fertig waren. Diese Papiere hatte ich dann – neben anderen falschen Ausweisen – für meine damalige Untergrundarbeit benutzt.

Ich wohnte anschliessend dreieinhalb Monate beim Ehepaar 179 [Serafiriski].

Über Bekannte informierten wir Pfarrer 160 [Kuc], er könne jetzt im Kirchenbuch die mit Bleistift eingetragenen Informationen neben meinem Namen, die einmal so lebenswichtig für mich gewesen waren, wieder ausradieren.

Von hier aus gründete ich mithilfe von 84 [Tomasz Serafiriski] und 180 [Andrzej Mozdzeri] eine Abteilung, die, falls es in Warschau genehmigt würde, nach Absprache mit den Kameraden in Auschwitz einen Angriff auf das Lager ausführen sollte.

Ich und 180 [Andrzej Mozdzeri] hatten einige deutsche Waffen und Uniformen. Ich schrieb einen Brief an meine Familie und an meinen Freund 25 [Stefan Bielecki], der aus Auschwitz ausgebrochen war und dabei einen Bericht mitgenommen hatte. Er war jetzt zurück in Warschau und arbeitete in einer Sektion des Oberkommandos [der Heimatarmee].

Ich schrieb einen Brief an 44 [Wincenty Gawron] in XI [Warschau], der ebenfalls mit einem Bericht aus Auschwitz entkommen war, um den Kontakt wieder aufzunehmen und unsere Arbeit fortzusetzen.

Am 1. Juni kam mein Freund 25 [Stefan Bielecki] wie auf Flügeln aus Warschau herbeigeeilt. Er brachte mir die wertvolle Mitteilung, dass Frau E.O. [Eleonora Ostrowska], an die ich meine Briefe aus Auschwitz geschrieben hatte, unbehelligt und wohlauf war. Die Gestapo bedrohte nur Familienangehörige von Ausbrechern mit Vergeltungsmassnahmen. Sie interessierte sich nicht für bloss Bekannte. Von meiner Familie wussten sie nichts, nicht einmal den Namen.

Ausserdem brachte mein Freund 25 [Stefan Bielecki] mir einige Papiere und etwas Geld mit.

Ich besprach die Sache mit ihm und sagte ihm, dass ich vorläufig nicht nach Warschau kommen wolle, weil ich noch hoffte, man würde mich einen Angriff

auf Auschwitz von aussen durchführen lassen. Nur wenn ich den direkten Befehl bekäme, keinen solchen Angriff zu planen, würde ich nach Warschau zurückkehren.

Mein Freund war traurig, dass er alleine zurückfahren musste, obwohl er meiner Familie versprochen hatte, mich mitzubringen, kehrte aber nach Warschau zurück.

Am 5.Juni erschienen der örtliche Gestapo-Agent und ein SS-Mann aus Auschwitz zunächst bei der Mutter von Tomek (meinem Namensvetter) und fragten sie nach dem Aufenthalt ihres Sohns. Sie erwiderte, er lebe schon seit Jahren ganz in der Nähe.

Dann kamen sie zu Tomek selbst.

Ich war zu dieser Zeit ganz in der Nähe.

Der Gestapo-Agent musste den SS-Mann schon informiert haben, dass 84 [Tomasz SerafiriskiJ bereits seit Langem hier ansässig war. Der SS-Mann warf einen Blick in Tomeks Gesicht und verglich es mit einem Stück Papier, das er in seiner Hand hielt (wahrscheinlich mein Häftlingsbild aus Auschwitz mit den aufgeblasenen Wangen).

Dann fragte er, wie die Obsternte wohl ausfallen werde, und ging wieder.

Bei meiner Tätigkeit in X [Nowy Wisnicz] traf ich einige erstklassige Kameraden und anständige Polen: Ausser dem Ehepaar 179 [SerafiriskiJ war da noch Herr 181 [Jozef Roman].

Dann schickte 25 [Stefan BieleckiJ ein Paket aus Warschau, das die neuesten Methoden zur Bekämpfung der Besatzungsmacht und einen Brief enthielt, in dem er schrieb, dass Warschau sehr froh sei, mir sagen zu können ... (bei diesen Worten überströmte mich ein Schauer des Glücks, weil ich annahm, jetzt komme die Genehmigung zum Angriff auf Auschwitz)... mir für meine Arbeit in Auschwitz eine Auszeichnung verleihen zu können, hiess es dann weiter. Trotzdem habe er weiter die Hoffnung, dass die Operation trotzdem erfolgreich verlaufen werde.

Im Juli bekam ich dann aber einen Brief mit der traurigen Nachricht von der Verhaftung General Grots [Stefan RoweckiJ. ²

Angesichts der angespannten Lage in Auschwitz konnte ich, so wurde mir klar, keine Unterstützung für mein Anliegen erwarten, also entschloss ich mich, nach Warschau zurückzukehren.

72 Generalleutnant Stefan «Groß» Rowecki war Oberkommandierender der Heimatarmee (Armia Krajowa, AK); siehe Fussnote 50, S. 129 (Anm. d. Übers.)

Am 23. August kam ich dort an. Jasio folgte im September, Edek im Dezember.

In Warschau arbeitete ich in einer Zelle des Oberkommandos.

Ich hörte nicht auf, die zuständigen Stellen immer wieder an die noch in Auschwitz einsitzenden Kameraden und die Notwendigkeit, dort eine richtige Organisation zu gründen, zu erinnern.

Ich erfuhr, dass 161 [Boleslaw Kuczbara] während seiner Haft im Pawiak tatsächlich die Anführer der Organisation in Auschwitz verkauft hatte und sich bereit erklärt hatte, mit den Deutschen zusammenzuarbeiten.

Er wurde aus dem Pawiak-Gefängnis entlassen und wagte sich in Warschau nur noch mit einer Pistole in der Tasche auf die Strasse. Kurz darauf wurde er auf dem Napoleon-Platz liquidiert.

Ich trat über die Familien brieflich mit den Kameraden in Auschwitz in Kontakt und bemühte mich, ihre Kampfmoral zu stärken, spürte aber, dass es nicht genügte.

Dann erfuhr ich, dass mehrere Anführer unserer Organisation in Auschwitz erschossen worden waren (vielleicht als Ergebnis des Verrats von 161 [Boleslaw Kuczbara]).

Beim Kedyw⁷³ sah ich auf einer Liste von Menschen, die zu liquidieren waren, auch den Namen Wilhelm Westrychs, der mir damals als Kapo in Auschwitz das Leben gerettet hatte. Er war zwar ein Schwein, aber ich hätte ihm gerne geholfen. Es war allerdings schon zu spät – neben dem Namen stand der Vermerk ‚ausgeführt‘ und ein Datum.

Auf der Strasse lief ich eines Tages zufällig Slawek [Slawek Szpakowski] über den Weg, der neben mir in Auschwitz die Spitzhacke geschwungen hatte, während wir von dem opulenten Mahl träumten, zu dem er mich in Warschau einladen wollte, wenn wir nur erst wieder frei wären. Wir waren beide Optimisten; damals waren unsere Träume wilde Phantastereien gewesen, aber jetzt standen wir uns hier in Warschau tatsächlich gegenüber, beide wohlauf.

Als er mich sah, liess er fast das Paket fallen, das er trug.

Wir assen dann mehrmals bei ihm, und das Menü war genau das, von dem wir damals in der Hölle geträumt hatten ...

73 Das Kedyw (Kierownicwo Dywersji – Kommando für Guerillakrieg und Sabotage) war eine Eliteeinheit der Heimatarmee, die Sabotage, Propaganda und bewaffnete Aktionen gegen den Feind durchführte. (Anm. d. Übers.)

Ich wohnte wieder in demselben Haus, aus dem ich 1940 zu der Strassenrazzia aufgebrochen war, die mich nach Auschwitz gebracht hatte, und an das meine Briefe aus dem Lager an Frau E.O. [Eleronora Ostrowska] adressiert gewesen waren, aber einen Stock über ihr.

Das gab mir das befriedigende Gefühl, der Besatzungsmacht eine lange Nase zu drehen.

Während der ganzen restlichen Besatzungszeit kam übrigens niemand zu Frau E.O. [Eleonora Ostrowska], um Fragen über meinen Ausbruch aus Auschwitz zu stellen, und auch nicht zu Jasios Schwester oder Edeks Familie.

Im Herbst 1943 legte ich dem Planungschef des Kedyw («Wilk», «Zygmunt» [Major Karol Jablonski]) meinen Plan für eine Auschwitz-Operation vor. Er meinte:

«Nach dem Krieg zeige ich Ihnen unsere Akte zu Auschwitz. Sie ist voller Berichte; Ihre sind auch drin ...»

Mein Abschlussbericht zu Auschwitz umfasste 20 maschinengeschriebene Seiten. Auf der letzten Seite vermerkten die Kameraden, die Berichte herausgeschmuggelt hatten, handschriftlich, wem sie wann was erzählt hatten.

Ich sammelte acht solcher Vermerke; die anderen waren entweder nicht mehr am Leben oder nicht in Warschau.

Zusätzlich zu meiner Arbeit für eine bestimmte Abteilung des Oberkommandos kümmerte ich mich auch um die Familien von Auschwitzhäftlingen, sowohl lebender wie toter.

Dabei half mir Nr. 86 [Aleksander Palinski]. Wir erhielten das Geld für diese Tätigkeit von einer wohlorganisierten Zelle, die aus den drei Damen 182 [Name nicht feststellbar] bestand. Sie wandten grosse Mühe daran, sich um die Insassen und ihre Familien zu kümmern.

Über diese Damen erfuhr ich eines Tages, dass es jemanden gebe, zu dessen Operationsbereich auch Auschwitz gehöre, dass dieser Mann ein echter Draufgänger und erstklassiger Untergrundkämpfer sei und wir durch ihn vielleicht mit den Insassen von Auschwitz in Kontakt treten könnten, weil die anderen Verbindungen seit Kurzem ausgefallen seien.

Der Betreffende reiste gerade ab, und ich konnte ihn nicht mehr aufsuchen; weil er allerdings als so effektiv galt und behauptete, er könne den Kontakt mit den Insassen herstellen, wollte ich ihm helfen und liess ihm den Namen eines Auschwitzhäftlings übermitteln, nämlich Murzyns [Leon Murzyn], an den er

sich wenden solle. Er solle dabei meinen Namen (Tomasz) verwenden und als Legitimation hinzufügen, Tomasz sei an Ostern verweist.

Neben den zuverlässigen Kameraden traf ich auch einige aus Auschwitz, die nicht so zuverlässig waren (sie waren aus dem Lager entlassen worden), und behauptete, auch ich sei aus der Lagerhaft entlassen worden.

Am 10. Juni 1944 stiess ich dann in der Marszalkowska-Strasse plötzlich auf jemanden, der sofort die Arme ausbreitete und rief: «Ich glaube es einfach nicht, dass sie dich freigelassen haben!»

Ich erwiderte, von ihm könne ich es auch nicht glauben. Es war nämlich Olek 167 [Aleksander Bugajski]. Er hatte wie üblich Glück gehabt und war wieder einmal auf die Füsse gefallen. Als Arzt hatte er nicht allzu lange in der Strafkompagnie bleiben müssen, sondern war nach Ravensbrück⁷⁴ verlegt worden. Dort war er dann ausgebrochen.

Die Damen 182 [Name nicht feststellbar] informierten mich, dass der Herr, der im Gebiet Auschwitz arbeite, wieder dorthin aufbrechen wolle und mich gerne sehen würde.

Ich eilte in die Wohnung der Damen und traf einige Minuten vor dem fraglichen Herrn ein. Die Damen zogen sich diskret in ein anderes Zimmer zurück und warteten ab, was die beiden Untergrund-Asse wohl ausbrüten würden.

Ich erwartete, dass die Tür sich öffnen und eine Art Adler in Menschengestalt erscheinen werde. Als die Tür dann wirklich aufging, rollte eine Art Kugel herein – klein, rund, kahl und mit Stupsnäschen. Nun, das Äussere täuscht oft. Wir setzen uns also, und der Fremde kommt sofort zur Sache:

«Was, wenn ich ein ... ein Plakat nehme... und einen schwarzen Mann darauf male... und dann dieses Plakat... mit dem schwarzen Mann darauf... an die Lagermauer von Auschwitz halte?»

Ich erhob mich, entschuldigte mich und hielt Rücksprache mit den Damen: «Was ist das denn für eine Figur? Soll ich den vielleicht ernst nehmen?»

«Aber natürlich, er ist ein sehr fähiger Anführer, und er...» Sie nannten seinen militärischen Rang.

Ich kehrte wieder in die Besprechung zurück. Vielleicht wollte der Fremde ja nur das Eis brechen, und ich nahm mir vor, geduldig zu bleiben. Der Fremde

74 Ravensbrück ist als Frauen-Konzentrationslager bekannt, aber es umfasste auch ein kleineres Männerlager. (Anm. d. Übers.)

merkte, als ich mich setzte, dass der schwarze Mann mich nicht völlig überzeugt hatte, und schlug stattdessen vor:

«Ich könnte natürlich statt des schwarzen Manns auch den heiligen Thomas malen ... oder vielleicht einen Osterkuchen?!»

Ich muss zugeben, dass ich innerlich vor Lachen platzte und befürchtete, die Stuhllehnen würden nachgeben, so sehr krallte ich mich mit den Händen fest, um nicht laut loszulachen.

Ich brach das Gespräch dann ab und entschuldigte mich, ich habe leider noch einen dringenden Termin.

Das habe ich mir nicht etwa ausgedacht; es ist wirklich so geschehen.

Ende Juli 1944, eine Woche vor dem Warschauer Aufstand, rief mir jemand «Hallo!» zu, als ich gerade die Filtrowa-Strasse entlang radelte. Ich hielt eher unwillig an, wie es in der Untergrundarbeit eben so ist. Ein Mann trat auf mich zu, den ich zuerst nicht erkannte. Aber dann freute ich mich umso mehr: Es war mein Freund aus Auschwitz, Hauptmann 116 [Zygmunt Pawlowicz].

Jasiek und ich kämpften im Warschauer Aufstand [von 1944] und dienten im selben Sektor. Eine Schilderung der Kämpfe und wie mein Freund starb, findet sich in der Geschichte des I. Bataillons, Gruppe Chrobry II.

Edek wurde bei einem Angriff⁷ von fünf Kugeln getroffen, hat aber überlebt.

Mein Freund 25 [Stefan Bielecki] wurde beim Aufstand schwer verwundet. Während der Kämpfe begegnete ich auch 44 [Wincenty Gawron] wieder. Später und an einem anderen Ort traf ich auf Kameraden, die fast bis zur Befreiung des Lagers (Januar 1945) in Auschwitz gewesen waren: 183 [Name nicht feststellbar] und 184 [Name nicht feststellbar]. Es war Musik in meinen Ohren, was sie über die Nachwirkungen des Ausbruchs aus der Bäckerei erzählten. Das ganze Lager hatte gelacht, als die Wachmannschaften so übertölpelt worden waren, und es hatte niemand unter Vergeltungsmassnahmen zu leiden gehabt! Ausser natürlich den beiden diensttuenden SS-Wachen, die im Bunker gelandet waren.

Jetzt komme ich zur Liste der Todesopfer von Auschwitz.

Bei meinem Ausbruch betrug der Unterschied zwischen den ausgegebenen Häftlingsnummern und den tatsächlich anwesenden Häftlingen etwa 121'000. Davon

waren etwa 23'000 in andere Lager verlegt oder entlassen, die restlichen 97'000 registrierten Häftlinge waren getötet worden.

Diese Zahl umfasst nicht diejenigen Menschen, die en masse vergast und kremiert wurden, ohne dass man sie zuvor erst registrierte.

Nach den Schätzungen von Häftlingen aus den Arbeitskommandos dieses Bereichs betrug die Zahl dieser Opfer bis zu meinem Weggang aus Auschwitz über zwei Millionen.

Ich betone, dass es sich dabei um eine vorsichtige Schätzung handelt, die auf den täglich beobachteten Vergasungen beruht. Kameraden, die länger in Auschwitz blieben als ich und die tägliche Vergasung von 8'000 Menschen mit ansehen mussten, schätzen etwa 5 Millionen Tote.⁷⁵

* *

Sommer 1945

Ich würde gerne etwas dazu sagen, wie ich mich fühlte, als ich wieder unter den Lebenden zurück war, und zwar von einem Ort, von dem man tatsächlich sagen konnte, dass derjenige, der dort eintritt, stirbt, und wer wieder herauskommt, neugeboren wird. Welchen Eindruck machten jetzt die Menschen auf mich, nicht die Besten oder Schlechtesten, sondern die durchschnittliche Masse, unter die ich als Neugeborener jetzt wieder trat?

Manchmal war es mir, als wanderte ich durch ein grosses Haus und öffnete plötzlich die Tür zu einem Zimmer, in dem Kinder spielten: «Ach, wie schön sie spielen, die Kinder...»

Ja, der Abstand zwischen dem, was uns wichtig war, und dem, was die vor sich hinlebende grosse Masse für wichtig hält, war einfach zu gross.

Aber das ist noch nicht alles. Inzwischen hatte sich überall nur zu offensichtlich eine bestimmte Art Unehrenhaftigkeit ausgebreitet. Eine zerstörerische Kraft war am Werk, die die Grenze zwischen Lüge und Wahrheit aufheben wollte, und jeder konnte es sehen.

⁷⁵ Inzwischen wird allgemein angenommen, dass in Auschwitz während des Krieges etwa 1,1 Millionen Menschen ermordet wurden, 90 Prozent davon Juden. (Anm. d. Übers.)

Die Wahrheit war so elastisch geworden, dass sie sich dehnen liess, um alles zu überdecken, das man lieber verbergen wollte.

Die Grenze zwischen Ehrenhaftigkeit und allgemeiner Ehrlosigkeit war sorgfältig verwischt worden.

Was ich auf den vorliegenden wenigen Dutzend Seiten niedergelegt habe, ist unwichtig, besonders für jene, die sie nur zur Unterhaltung lesen, aber ich würde gerne in grösseren Buchstaben, als sie eine Schreibmaschine aufweist, für all jene hinzufügen, die unter ihren sorgfältig gezogenen Scheiteln nur das sprichwörtliche Sägemehl haben und die ihren Müttern für einen Kopf danken müssen, der so geformt ist, dass das Sägemehl nicht herausrieselt: Denkt einen Moment über euer eigenes Leben nach, schaut euch um und beginnt euren eigenen Kampf gegen die Falschheit, gegen die Lügen und die Selbstsucht, die uns so kunstvoll als nicht nur wichtig und wahr, sondern als eine grosse Sache vorgeführt werden.